

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde
Mannheims und der Pfalz

Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein
e. v.

XXXI. Jahrgang 1930



Vorstand und Ausschuß des Mannheimer Altertumsvereins:

Wilhelm Caspari, Geh. Hofrat, Gymnasiumsdirektor a. D., Ehrenvorsitzender

Dr. Florian Waldeck, Rechtsanwalt, II. Vizepräsident des Badischen Landtags
Vorsitzender

Dr. Friedrich Walter, Prof., Direktor des Schloßmuseums, stellv. Vorsitzender

Dr. Fritz Baffermann, Kaufmann, stellvert. Vorsitzender

Dr. Alfred Caroli, Professor, Schriftführer

Dr. Ing. e. h. Joseph Dögele, Fabrikant, Rechner

Carl Baer, Privatmann

Frau Emma Baumann, Hofratswitwe

Dr. J. A. Beringer, Kunstschriftsteller

Philipp Bohrmann, Brauereidirektor

Walter Goerig, Kaufmann

Dr. Hermann Gropengießer, Professor, Direktor der Archäologischen
Abteilung des Schloßmuseums

Dr. Rudolf Haas, Kaufmann

Dr. h. c. Heinrich Hebling, Geh. Reg.-Rat, Landeskommisär a. D.

Carl Heisler, Juwelier

Dr. Gustav Jacob, Kustos am Schloßmuseum

Dr. Walter Lejer, Landgerichtsdirektor

Dr. Bernhard Schuh, Arzt

Dr. Robert Seubert, Sacharzt

Frl. Wilma Stoll

Wilhelm Süs, Professor, Galeriedirektor a. D.

Dr. Hermann Troeltsch, Geh. Kommerzienrat, Bankdirektor, Präsident der
Pfälzischen Industrie- und Handelskammer

Mitarbeiter an Jahrgang XXXI.

Bartha, Dr. Dionys in Berlin

Bauer, Dr. Wilhelm in Karlsruhe

Becker, Dr. Albert, Oberstudiendirektor in Zweibrücken

Behaghel, Dr. Wilhelm in Darmstadt

Beringer, Dr. J. A.

Biundo, G., Pfarrer in Bellheim

Caroli, Prof. Dr. Alfred

Caroli, Frau Dr. Maria

Caspari, Wilhelm, Geh. Hofrat, Gymnasiumsdirektor a. D.

Dammann, Dr. Oswald, Universitätsbibliothekar in Heidelberg

Dilden, Fritz, cand. hist.

Droes, Hugo, Professor

Eiselborn, Karl, Dr. iur. et. phil., Professor in Darmstadt

Fischer, Johannes, Architekt in Adelsheim

Fraenger, Dr. Wilhelm, Direktor der Schloßbücherei

Gropengießer, Professor Dr. Hermann, Direktor der Archäologischen
Abteilung des Schloßmuseums

Gruber, Prof. Dr. Karl

Hallbaum, Dr. Franz in Hannover

Hatterer, Frau Emilie

Rogister, von, Dr. Ludwig, Oberregierungsrat in Augsburg

Rojenthal, Berthold, Hauptlehrer

Schuh, Dr. med. Bernhard, Arzt

Stoll, Frl. Wilma

Strohmaier, Heinrich, Rektor

Stubenrauch, Dr. Herbert, Kustos an der Schloßbücherei

Traiteur von, Carl, Kleinheubach a. Main

Walter, Prof. Dr. Friedrich, Direktor des Schloßmuseums

Weiß, Dr. J. G., Bürgermeister a. D. in Eberbach

Wolf, Dr. Karl in Frankfurt a. M.

Ziehner, Dr. Ludwig in Ludwigshafen a. Rh.

Zimmer, L., Oberforstverwalter, Forsthaus Wittgemark bei Rodenhausen

Schriftleitung:

Professor Dr. Friedrich Walter, Direktor des Schloßmuseums.

Inhalt.

(Die erste Ziffer bedeutet die Nummer, die zweite die Spalte, auf welcher der Artikel beginnt.)

I. Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Akademie der Wissenschaften	1, 1, 2, 25.	3, 49
Alt-Mannheimer Quartettspiel	8/9, 169, 10, 193.	12, 241
Ausfluß-Mitglieder:		
Baer, Carl	7, 145.	8/9, 169
Baßermann, Dr. Fritz	3, 49,	12, 241
Caroli, Dr. A., Professor		12, 241
Caspari, W. Geh. Hofrat		8/9, 169
Gropengießer, Prof. Dr. H.		4, 73
Stoll, Wilma	8/9, 169.	12, 241
Süs, Wilh. Professor		1, 1
Wögele, Dr. Josef		12, 241
Waldeck, Dr. Florian		12, 241
Ausfluß-Sitzungen	3, 49, 4, 73, 7, 145, 8/9, 169.	12, 241
Clemm, Dr. Conrad, Geh. Oberregierungsrat †		4, 73
Dieffenbacher, Prof. Dr. Julius †		2, 25
Droes, Hugo, Professor †		10, 169
Erwerbungen	7, 145.	8/9, 169
Geschichtsblätter	5, 97.	12, 241
Jahresbeitrag		1, 1
Mitglieder:		
Neueingetretene 1, 1, 3, 49, 5, 97, 6, 121, 8/9, 170, 11, 217.		12, 242
Verstorbene 1, 1, 3, 49, 5, 97, 7, 145, 8/9, 170, 11, 217.		12, 242
Schenkungen	1, 1, 3, 49, 7, 145,	12, 241
Schloßmuseum		
Ausstellungen: Meisterwerke der Buchmalerei		2, 25
Innenräume deutscher Schlösser		6, 121
Kupferstiche und Handzeichnungen der Carl-Theodorzeit		8/9, 169
Speyerer Dombuch		5, 97
Weiß- und Süddeutscher Verband		3, 49

Berichte über Vereinsveranstaltungen.

Vorträge:		
10. Dezember 1929: Oberbaurat Dr. h. c. Ludwig Schmießer: Das Benediktinerkloster St. Blasien und seine Beziehungen zum kurpfälzischen Künstlerkreis		1, 1
15. Januar 1930: Prof. Dr. Gero Merhart von Bernegg: Die urgeschichtliche Eroberung der Alpen		2, 25

3. Februar 1930: Prof. Dr. Friedrich Walter: Meisterwerke der Buchmalerei		2, 28
17. Februar " Chr. Leichter: Die Burgen und Schlösser des unteren Neckartales		3, 49
17. März " Dr. Kurt von Raumer: Die französische Rheinpolitik im 17. Jahrhundert		4, 74
15. Oktober " Dr. Stefan Kanjer: Sinn und Unsinne der Geschichte		10, 194
10. November " Prof. Dr. K. Preisendanz: Aus der Welt des spätantiken Zauberwesens		12, 242
5. Dezember " Prof. Dr. M. Siebourg: Ein Denkmal der Varusschlacht im Teutoburger Walde		12, 243
Konzert im Ritteraal: 14. Mai 1930		5, 98
Ausflüge und Führungen:		
6. Juli 1930: Ausflug nach Kirchheimbolanden		7, 145
20. Juli " Ausflug nach Speyer (Dom-Ausstellung)		7, 147
11. Oktober " Ausstellung des Schloßmuseums: Kupferstiche u. Handzeichnungen der Carl-Theodorzeit		10, 194

Familiengeschichtliche Vereinigungen.

23. November 1929: Dr. B. Schuß: Ahnenforschungsfahrt		1, 2
20. Januar 1930: Prälat D. Dr. W. Diehl: Schulgründungen und Schulmeister in der Kurpfalz im 16. und 17. Jahrhundert		2, 29
25. September " Dr. J. H. Mitgau: Familiengeschichte und Sozialwissenschaft		11, 217
3. November " Kirchenrat D. H. Neu: Was erzählen uns die kirchlichen Ständebücher		11, 218

2. Größere Aufsätze.

Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Architekt Johannes Fischer	1, 3, 6, 137, 7, 158, 10, 196.	12, 248
Ein Streiflicht auf die pfälzbanerischen Lande in der Zeit der französischen Revolution. Von Oberregierungsrat Dr. Ludwig von Rogister		1, 16
Horace Vere, der Verteidiger von Mannheim in den Jahren 1620, 1622. Von Dr. John Gustav Weiß		2, 30
Aus den Anfängen der Musikalienhandlung K. S. Heckel. Mitgeteilt von Dr. Herbert Stubenrauch		2, 35
Das ehemalige Nonnenkloster in L. 1. Von Rektor Heinrich Strohmaier		2, 38
Kurbrandenburgisch-kurpfälzische Verhandlungen in Mannheim am 20. November 1672. Von cand. hist. Fritz Dilden		3, 53
Johann Lorenz Küchler. Von Dr. Wilhelm Behaghel		3, 65
Ein Brückenprozeß Sophie Schloßers. Von Universitätsbibliothekar Dr. Oswald Dammann		3, 69
Ein Nekrolog auf den Mannheimer Schauspieler W. Chr. D. Meyer (1748—1783). Mitgeteilt von Dr. H. Stubenrauch		4, 75
Die Duras in Wexler (R'palz). Von Carl von Traitteur Mannheim und Schwefingen vor 100 Jahren. Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Bauer		4, 77
Pfälzische Studenten im 17. Jahrhundert auf niederländischen Universitäten. Von Dr. Karl Wolf		4, 80
Die Grabdenkmäler der Trinitatiskirche in Mannheim. Von Professor Hugo Droes		5, 99
Ein Entwurf Pigages für den Hofgarten in Stuttgart. Von Dr. Franz Hallbaum		5, 111
Kurpfälzische Handelsgesellschaften unter dem Kurfürsten Karl Theodor. Von Dr. Ludwig Ziehner		5, 115
Martin du Bois, ein alter Mannheimer Bürger. Von Regierungsbaumeister Johannes Fischer		6, 121
Alt-Mannheim in den Augen eines Arztes. Reisebeobachtungen von J. Fr. K. Grimm (1737—1821). Mitgeteilt von Dr. H. Stubenrauch		6, 130
Bibliotheksentwürfe Peter von Verschaffels. Von Dr. Wilhelm Fraenger		7, 148

Die Ruhestätte des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz und seiner dritten Gemahlin Violanta Theresia in der Schloßkirche zu Mannheim. Von Prof. Hugo Droes	8/9, 170
Neue Mitteilungen über die Hofmusikpelle in Heidelberg unter Pfalzgraf Ludwig V. Von Dr. Dionys Bartha	8/9, 180
Karl Ludwig Sand auf seinem Schicksalswege nach Mannheim. Aus den Erinnerungen von Karl Christian Sartorius. Mitgeteilt von Prof. Dr. jur. et phil. Karl Eßelborn	8/9, 185
Das Testament des Löb Dinkelspiel vom Jahre 1787. Von Hauptlehrer Berthold Rosenthal	10, 207
Die Entführung des Fräulein von Horig. Von Dr. Lambert Graf von Oberndorff (Nachtrag 12, 260)	11, 219
Eine Möbelsammlung aus dem Besitz des Kurfürsten Carl III. von der Pfalz. Von Museumskustos Dr. Gustav Jacob	11, 225
Der erste elektrische Personenaufzug in der Mannheimer Pfalz ausstellung von 1880. Von Prof. Adolf Kistner	11, 229
Ein Bericht über die Zerstörung Heidelbergs und Mannheims 1689 mit Nennung der Heidelberger Geißeln. Mitgeteilt von Albert Carlebach	11, 231
Aus Heinrichs Beck's Tagebuch. Mitgeteilt von Dr. Hans Knudsen	11, 233
Einträge der Familie Moscherosch in einem Heidelberger Studentenalbum. Von Professor Dr. E. Bager	11, 237
Aus den Briefen der Kurfürstin Elisabeth Augusta an ihren Schwager Clemens Franz. Mitgeteilt von Museumsdirektor Prof. Dr. Fr. Walter	12, 244
Aus den französischen Revolutionskriegen. Von Oberforstverwalter Zimmer	12, 255
Willibald Alexis über Mannheim und andere Städte. Mitgeteilt von Oberstudienrat Dr. Albert Becker	12, 258
Jahresbericht 1929	3, 51
Der Bettler vom Schloßgarten	5, 118
Schenkung an das Schloßmuseum	7, 148
Carl Rottmann	7, 166
Prof. Hugo Droes †	10, 193, 213

3. Kleine Beiträge.

Baßermann, Friedr. Daniel als Mitgl. des Theaterkomitees	4, 93	—, Lage zu Beginn des 19. Jahrhunderts	4, 94, 89, 191
Berfett, Schr. von, als Ehrenbürger von Mannheim	4, 95	—, Meteorologische Gesellschaft, Gründung 1780	10, 215
Brentano, Peter, Tabakfabrik	10, 215	—, Mühlau, Zur Geschichte	4, 92
Deloje, Joh. Jac., Maler	1, 19	—, Nationaltheater, Ausmalung des Gesellschaftssaales 1780 .	8/9, 189
Fein, Joseph, Der Bettler vom Schloßgarten	5, 118	—, Rheintor 1842	10, 214
Frankenthal, Industrie in der Zeit Carl Theodors	12, 261	—, Schützengesellschaft	5, 119
Gemmingen, von, Landfih in Maudach	10, 214	—, Tabakfabrik des Peter Brentano	10, 215
Höckenheim, Alte Bauteile im Turm der Festhalle	12, 264	—, Theaterkomitee	4, 93
Horiz, Srl. von	12, 260	Maudach, Landfih Schr. von Gemmingen	10, 214
Idstadt, Sanny von	12, 260	Mohrerosch, Zur Familiengeschichte	12, 264
Iffland an Dalberg, Zwei Briefe	11, 238	Mühlborfer, Joseph, Zur Biographie	12, 264
Limburg, Zwei Handschriften aus dem Kloster	2, 46	Prißchen-Peter, Hofnarr des Kurfürsten Friedr. IV.	11, 239
Mannheim, Bettler vom Schloßgarten	5, 117	Roussseau, Sylvan	1, 22
—, Cigarros des Handelsmannes L. Newhouse	12, 261	Schweßingen, Fuhrleistungen 1752	4, 96
—, Ehrenbürger Schr. von Berfett	4, 95	—, Verkehrsverbindungen 1857	12, 262
—, Fuhrleistungen nach Schweßingen 1752	4, 96	Singenich, Heinrich, Todesjahr	11, 239
—, „Herrgott von Mannheim“	1, 23	Struve von, Gustav, Brief 1834	1, 20
—, Kurfürstl. Hof, Fuhrleistungen für Uebersiedelung nach Schweßingen 1752	4, 96	Trenk, Friedr. von der, Aus Gedichten	6, 144
		Worms, Säulen vom Baptisterium	3, 71

4. Zeitschriften- und Bücherschau.

Badiſche Biographien VI. Teil	1, 24	Lang, Gustav, Aus dem Ordensleben des 18. Jahrh.	1, 23
Drais von Saurbronn	4, 96	Merk, Ernst, Geschichte von Ungstein und Pfeffingen	1, 23
Franz, Eugen, Nürnberg, Kaiser und Reich	7, 168	Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde	11, 240
Hallbaum, Franz, Gartenentwurf Pigages für Stuttgart	3, 72	Oeftering, Wilh. E., Geschichte der Literatur in Baden	10, 216
Hausen, Edmund, Pfälzer Eisenguß	5, 120	Raumer, von Carl, Die Zerstörung der Pfalz 1689	89, 192
Die Heimat, Mittelrhein und Hessenland	5, 120	Schweisgut, Martha, Landschaftliche Veränderungen in der bad. Rheinebene	6, 144
Keiper, Johann, Pfälzische Forst- und Jagdgeschichte	11, 240	Sillib, Rudolf, Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Sibylla Augusta	5, 120
Kistner, Adolf, Geschichte der Kurpfälzischen Akademie in Mannheim: I. Naturwissenschaften	2, 47	Spenerer Drucke des 15. bis 17. Jahrhunderts	4, 96
Klimm, Franz, Der Kaiserdom zu Speyer	7, 167	Steger, Joh., Wenkheim	3, 72
Künzig, Johannes, Schwarzwaldjagen	1, 24		

5. Abbildungen.

Der alte Bahnhof	1, 56	Martin du Bois	6, 123
Katholischer Friedhof K 2	1, 9/10	Entwürfe Verschaffelts zur Schloßbibliothek:	
Mühlauſchloßchen	1, 11/12	Grundriß des großen Saales	7, 149/150
Betender Mann, Bronzestatue 400 v. Chr.	2, 27	Fensterwand des großen Saales (Pigage)	7, 151/152
Evangelist Matthäus, Um 800. Lorſch	2, 28	Kombinationsentwurf für Magazin- und Fenster- wand (Verschaffelt)	7, 151/152
Horace Vere	2, 34	Entwurf zur Ostwand	7, 153
Platz vor dem Nonnenkloster L 1 (Klauber)	2, 38	Entwurf zur Westwand	7, 154
Pläne des Nonnenklosters L 1	2, 41	Pigage: Galerieſtück der Bibliothek	7, 156
Nonnenkloster L 1: Portal am Schloßplatz	3, 62	Sarg des Kurfürsten Carl Philipp	8/9, 171
„ L 1: Portal gegen L 2	3, 62	Sarg der Diolanta Theresia von Thurn und Taris	8/9, 176
Burg Hornberg am Neckar	3, 51	Bellenue-Keller	10, 197
Johann Lorenz Küchler	3, 66	Rheinufer bei Mannheim 1840	10, 199
Wilh. Chr. Dietr. Meßer (Silhouette)	4, 75	Das Schießhaus	10, 200
Grabdenkmäler der Trinitatiskirche:		Festhalle beim Schützenfest 1865	10, 201
Pfalzgraf Joh. von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld- Gelnhausen u. sein Sohn Johann Karl Ludwig	5, 102	Festplatz beim Schützenfest 1865	10, 202
Karl Benjamin Eijt	5, 104	Plakat der Pfalzgau-Ausstellung 1880	10, 201/202
A. M. C. Schwan	5, 106	Elektriſcher Aufzug am Hauptzollamt (1880)	10, 203
Carolina Maria Fried. von Bock	5, 107	Das Rheintor 1842	10, 214
Charl. Luije Eberh. Sophie von Weitolshausen- Schrautenbach	5, 109	Kabinettkrank mit kurpfälzischem Wappen 1684	11, 225/226
Joh. Jac. Zehner	5, 110	Tiſchplatte mit kurpfälzischem Wappen 1684	11, 227/228
Gg. Friedr. Kerner	6, 125	Auschnitt einer Tiſchplatte 1666	11, 227/228
August Tremelius	6, 126	Grabstein des Marcus Caelius	12, 244
Joh. Nicolaus Tremelius	6, 127	Kurfürstin Elisabeth Augusta (Verhelst)	12, 245
Maria Magdalena Tremilius	6, 129	Marktplatz in Mannheim (Stahlfisch von Kolb)	12, 249
Verwittert	6, 130	Mannheimer Krempelmarkt (Zeichnung von Baumgärtner)	12, 253/254
Entwurf Pigages für den Hoigarten in Stuttgart	5, 113	Sanny von Idstadt und ihre Mutter (Silhouette von Verhelst)	12, 260
Josef Fein	5, 118		

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Fernruf: 29717 — Postcheckkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depostenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Sillale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Januar 1930

Nr. 1

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertums-Verein. — Vereinsveranstaltungen. — Aus den Vereinigungen. — Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Architekt Johannes Fischer. — Ein Streiflicht auf die pfalz-bayerischen Lande in der Zeit der französischen Revolution. Von Oberregierungsrat Dr. Ludwig v. Rogister. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Montag, den 13. Januar, abends 8.30 Uhr, im großen Saale der Harmonie Lichtbildervortrag von Professor Dr. Gero Merhart von Bernegg-Marburg über „Die urgeschichtliche Eroberung der Alpen“.

Das Erscheinen des Jubiläumswerkes „Die Geschichte der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim“ von Adolf Kitzner hat sich leider verzögert. Die Zusendung der bestellten Exemplare wird etwa Mitte Januar erfolgen. — Mit dem Einzug des Jahresbeitrages für Mannheim und Ludwigshafen (10 Mark) wurde begonnen. Wir bitten diejenigen Mitglieder, die von unserer Botin nicht angetroffen wurden, um Ueberweisung auf eines der am Kopf dieser Nummer angegebenen Konten. Unsere auswärtigen Mitglieder bitten wir um Ueberweisung des Beitrages von 6 Mark. — Als Geschenk erhielten wir von Herrn Professor Wilhelm Süs verschiedene teils vergriffene Jahrgänge des Münchener Wappenkalenders. — Der vorliegenden Nummer ist Titelblatt und Inhalts-Verzeichnis des Jahrgangs 1929 beigelegt.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Jüdel, Hans, Direktor der Dresdner Bank, P 2, 12.
Reutlinger, Frau Charlotte, M 6, 14.
Schulze-Diesdorf, Wilhelm, Realschuldirektor, L 7, 4.
Paris: Hyde, James H., 18, Rue Adolphe-Joon.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Baus, Paul, Konsul.
Mann, Alfred, Kaufmann.

Vereinsveranstaltungen.

Dienstag, den 10. Dezember sprach im großen Saale der Harmonie Regierungsoberbaurat Dr. h. c. Ludwig Schmieder über „Das Benediktinerkloster St. Blasien und seine Beziehungen zum kurpfälzischen Künstlerkreis“. Der Redner, von dem kürzlich im Benno-Filser-Verlag, Augsburg, ein Prachtwerk über St. Blasien erschienen ist, führte die Zuhörer im Geiste in den hohen Schwarzwald nach St. Blasien, um die Bedeutung dieses Ortes zu schildern, der einstens über neunhundert Jahre lang die wichtigste Kulturstätte des südlichen Schwarzwaldes gewesen ist. Von einem kleinen zur Ottonenzeit abgegrenzten Bezirk haben die Brüder des heiligen

Benedikt ihren Besitz über den ganzen südlichen Schwarzwald den Flußtälern der Wiese, Werre, Murg, Alb, Schlicht und Dutach entlang zum Rhein und darüber hinaus der Aare und Elmat folgend bis Zürich ausgedehnt. Güter und Höfe besaß St. Blasien weiter im Kaiserstuhl und im Breisgau (Krozingen, Stausen und Kirchhofen), in der Gegend von Ehlingen (bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts) und in der Baar. Für Vorderösterreich, zu dem St. Blasien zählte, nachdem es das Haus Habsburg als Schirmherrn (1561) gewählt hatte, war das Kloster ein Hüter des Ansehens und der Hoheit dieses Herrscherhauses gleichwie ein Mittler in dessen Beziehungen zu den Eidgenossen.

Die Bedeutung des Klosters und seine Entwicklung in kultureller Hinsicht war eng verknüpft mit der Geschichte des Benediktinerordens. Die aus einer Einsiedelei entstandene Gründung, die Reform durch die Klunienser, die gemeinsame Arbeit mit Hirjau, die Einrichtung und die Tätigkeit einer berühmten Klosterschule, deren bedeutendster Abt Martin Gerbert (1720—1795) Mitglied der kurpfälzischen Akademie war, wurden vom Redner geschildert.

Gerbert war es auch, der sich beim Bau der heute noch stehenden prächtigen Kuppelkirche von Pigage, dem kurfürstlich pfälzischen Baudirektor beraten ließ, nachdem man den zuerst mit dem Bau betrauten Franzosen Dignard entlassen hatte. Aus Pigages Briefen wurde sein Anteil an diesem Bauwerk an Hand trefflicher Lichtbilder nachgewiesen und seine kluge, vornehme Gesinnung offengelegt. Auch die übrigen bedeutenden Künstler und Kunsthandwerker, die am Klosterneubau des 18. Jahrhunderts beschäftigt waren, darunter einige weitere Mannheimer, lernte man, zum Teil in Abbildungen ihrer Werke, kennen.

Mit einem kurzen Ueberblick über die weiteren Schicksale der Abtei, ihre Aufhebung im Jahre 1806, den Brand von 1874, der das stolze Werk Gerberts fast vernichtete und die Wiederinstandsetzung der Kuppelkirche schloß der Redner seinen Vortrag, dem die zahlreich erschienenen Zuhörer durch lebhaften Beifall Dank zollten.

Aus den Vereinigungen.

Familiengeschichtliche Vereinigung.

Am 25. November 1929 versammelten sich die Mitglieder der Familiengeschichtlichen Vereinigung im Nebenzimmer des Hotels „National“ zu ihrem ersten Vereinsabend im Winterhalbjahr.

Aus den verschiedensten Gründen hatte sich ein Vortrag eines auswärtigen Redners nicht ermöglichen lassen, so daß es der Vorsitzende, Herr Dr. Schuh, übernommen hatte, selbst über eine Ahnenforschungsfahrt zu berichten.

In seiner bekannten, überaus geistvollen und allgemein interessierenden Vortragsweise schilderte Herr Dr. Schuh die Freuden und die Ergebnisse einer Forschungsfahrt nach dem ehemaligen Herzogtum Jülich, woher sein Ahnengeschlecht Schmitz stammt. Die Ratsprotokolle der Stadt Mannheim hatten ihn auf diese Spur gewiesen, die er verfolgte, um schließlich am Ende seiner gewissenhaften Forschungen feststellen zu müssen, daß es nur darauf ankam, aus vier gleichzeitig in Betracht kommenden Taufeinträgen einen als den richtigen herauszustellen und zu begründen. Mit welcher Gründlichkeit und welchem Spürsinn er sich an diese Arbeit machte, war nun besonders interessant zu hören. Dazu war freilich sowohl eine Kenntnis der Eintragungsweise in den alten Kirchenbüchern

notwendig, als auch ein Vergleichen der Einträge aller Familien, welche den Namen Schmitz trugen und insbesondere eine Vergleichung der Gevatterschaften, die, wie so oft, auch in diesem Falle durch das Merkmal des Gleichbleibens der Gevattern innerhalb einer Familie die richtige Lösung für den Zusammenhang verschiedener gleichnamiger Familien ergaben. Zur weiteren Ueberprüfung besuchte der Forscher auch noch das staatliche Archiv in Düsseldorf, um dort auf Grund der in den Lagerbüchern angegebenen Erbschaftszusammenhänge die Richtigkeit seiner Beweisführung bestätigt zu finden.

Alle Hörer empfingen etwas von der Freude des Suchens und Findens in eifriger Forschungsarbeit, die der Vortragende empfunden hat, nachdem er die Quelle seiner Forschungen in einem umfangreichen alten Folianten vor sich sah.

Der Vortragende schilderte aber nicht nur diese feinen wissenschaftlichen Methoden der Forschung und brachte nicht nur trodene Zahlen vor, sondern begleitete seine Erzählung mit hochinteressanten geologischen und insbesondere geschichtlichen, allgemeinen Ausführungen.

So wies er darauf hin, daß die Bodengestaltung des Landes, die in der Eifel in reichem Maße schon wenige Meter unter der Erdoberfläche reichhaltige Eisenerzlager enthält, seine Vorfahren mit vielen anderen Landesbewohnern zu „Schmieden“ werden ließ, wie ganz allgemein auch die Handwerker und Arbeiter in den Eisenerzwerken der Eifel seit Jahrhunderten heißen. Der rheinische Dialekt ließ diese Berufsbezeichnung der Schmiede insbesondere bei Benennung von Söhnen oder Töchtern zum Genitiv zum Namen Schmitz werden, das ursprünglich nichts anderes als Schmieds Sohn oder Tochter bezeichnete. Historisch interessant war auch die Begründung, die der Vortragende für die Abwanderung des Vorfahren aus dem römischen Lande in die Mannheimer Gegend gibt.

Seit dem Anfall der pfälzischen Lande an die Herzöge von Pfalz-Neuburg 1685 unterstand sowohl das Pfälzer Land wie auch die Jülich- und Bergischen Gebiete demselben Landesherrn. Die Verlegung der Residenz von Düsseldorf nach Heidelberg und später nach Mannheim mag wohl die Ursache für den fortschrittlichen Entschluß des jungen Schlossers Arnold Schmitz gewesen sein, von seinem Heimatsort nach der Hauptstadt seines Landes, nach Mannheim zu ziehen.

Mit Recht bemerkte der Vorsitzende, daß durch diese geschichtlichen Zusammenhänge sehr oft die Tatsache erwiesen werde, daß nicht nur kleine Ursachen große Wirkungen haben, sondern auch große Ursachen kleine Wirkungen.

Mit Interesse und Verständnis folgte die treue Schar der anwesenden Mitglieder den Ausführungen des Vorsitzenden.

Nach dem Ende seines Vortrags ergab sich dann noch eine rege Aussprache über die verschiedensten Probleme für den schaffenden Familienforscher, und alle Anwesenden wünschten, daß recht oft so intime Vereinsabende sich wiederholen möchten. Dr. Be.

Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Don Johannes Fischer, Architekt in Adelsheim.

Diese Erinnerungen sind der Niederschlag des Erlebten und Gesehenen ohne Benützung von Quellen, ohne Anlehnung an Veröffentlichungen ähnlichen Inhalts und sind frei aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Der Verfasser war bestrebt, in gemeinverständlicher Form ein Bild zu geben, das die Verhältnisse der Stadt Mannheim, seiner lieben Vaterstadt, sowie das Leben und Treiben seiner Bewohner in der damaligen Zeit widerspiegelt. Ob ihm dies gelungen ist, bleibt dem Urteil der Leser überlassen.

1.

Die Stadt und ihre Umgebung.

Mannheim war gegen Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre wohl schon eine Stadt mittlerer Größe, hatte aber wie alle derartigen Städte in jener Zeit noch kleinstädtische Verhältnisse. Ihre schöne Lage zwischen Rhein und Neckar, umgeben von fruchtbaren Feldern und Wiesen, wohlhabenden Ortschaften mit reger Landwirtschaft, mit

freiem Ausblick auf den Odenwald und das Hardtgebirge gaben der Stadt und ihrer Umgebung ein freundliches Gepräge, das wohlthuend auf jeden Fremden einwirkte.

Zum Schutz der Innenstadt gegen Ueberflutung durch Rhein und Neckar bei Hochwasser war und ist dieselbe mit Hochwasserdämmen umgeben, deren bedeutendster der Ring war, der die heutige Ringstraße — Kaiserring, Friedrichsring, Luisenring und Parkring — bildet. Auf diesem Ringdamm befand sich außenseitig die Verbindungsbahn zwischen dem Rheinhafen, dem Neckarhafen und Bahnhof. Im Volksmund hieß diese Bahn „die Schleifbahn“; sie überführte die Güter von den genannten Häfen nach dem Bahnhof und war gegen die Verkehrsstraße mit einem lebenden Zaun abgeschlossen.

Der Bahnhof stand am Eingang der Schwefinger- und Seckenheimerstraße, etwa da, wo sich das Tatterjallgebäude befindet, und bestand aus zwei größeren aus Holz und teilweise aus Stein erbauten Hallen als Aufnahmegebäude für den Personenverkehr, etwa drei ganz aus Holz erbauten Güterhallen, einem massiven Werkstättegebäude, Lokomotivremise usw., die sich in schräger Richtung gegen den Lindenhof erstreckten.

Die Bahn fuhr nur eingleisig über Mannheim hinaus, das badische Land hinauf und bildete die badische Hauptbahn. Dem Bahnhof gegenüber war längs des Ringdamms etwa auf die Länge bis zum Parkhotel, noch ein schmaler bahneigener Geländestreifen, der mit dem Bahnhof durch eine Gleisanlage verbunden war und zur Ein- und Ausladung von Gütern benützt wurde. Diese Nebenanlage zum Bahnhof hieß im Volksmund der „Sandplatz“. Noch gegen die Mitte der sechziger Jahre wurde an der Straßenecke dieser Anlage die württembergische Güterhalle neu erbaut.

Etwa 30—40 Meter stadteinwärts vom Ringdamm entfernt, zog sich parallel zu diesem der „Stadtgraben“ um die Stadt herum, der alle Ab- und Niederschlagswasser der Stadt aufnahm, die in oberirdischen Straßenrinnen in den Graben geleitet wurden. Der Graben begann am Rhein, beim sog. Schmiedenloch, und ergoß sich bei der heutigen Grabenstraße in den Neckar.

Beim Hochwasserdamm gegen den Rhein, sowie beim Ringdamm, wo der Graben unter den genannten Schutzdämmen hindurchgeführt war, waren Schleusen angebracht, die beim Eintritt von Hochwasser geschlossen werden mußten. Trat Hochwasser ein und die Schleusen wurden geschlossen, so war die nächste Folge, daß schon nach kurzer Zeit die vom Rhein in den Graben gelangten Fische — meist kleine Weißfische — mangels Luft an die Oberfläche kamen und nach Luft schnappten. Für den fühlenden Menschen war es ein trauriger Anblick, die vielen Fische elendiglich umkommen zu sehen.

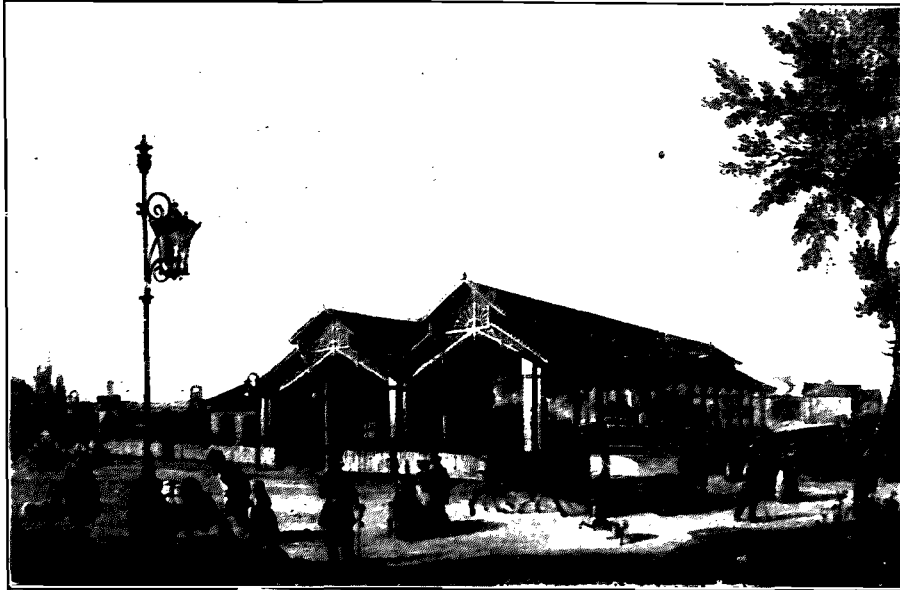
Das Gelände zwischen Ringdamm und Stadtgraben — die sog. Konkaven — war stadteigen, vom Heidelberger Tor bis zum Holzhof — letzterer, wo heute das U-Schulhaus steht — als „Promenade“ angelegt, ein vielbesuchter und hübscher Spazierweg.

In gleicher Weise war dies vom Rheintor bis H 7 der Fall. Das damalige Gaswerk in K 6, das durch eine Gleisanlage mit der Ringbahn — zwecks Kohlentransporten verbunden war, setzte der Weiterführung der Promenade ein Ziel. Außerdem hatte der Ringdamm an seiner äußeren Böschung sowohl, wie auch an seiner inneren gegen die erwähnte Promenade gelegenen Böschung im Zusammenhang mit dieser einen so schönen Bestand alter Bäume, daß man, wenn man sich von außen der Stadt näherte, nur die Kirchtürme erblickte. Alles übrige war in schönes Grün gehüllt. Das noch unbebaute Gelände zwischen Stadtgraben und Innenstadt, schönes wohlgepflegtes Gartengelände, teilweise auch Gewerbeplätze, die sämtlich an den bis zum Graben führenden, uneröffneten Straßen eingefriedigt waren, war im Privatbesitz.

Von den Außengebieten führten in das Innere der Stadt nur drei Zufahrtsstraßen, und zwar die Heidelberger-, die Rhein- und die Neckarstraße. An den Eingängen dieser Straßen zur Stadt wurde Pflastergeld und Oktroi erhoben. Für Fußgänger gab es außer den Zufahrtsstraßen noch einige Fußwege. Auswärtige Fußgänger mußten beim Passieren der Neckarbrücke einen Kreuzer Brückengeld bezahlen. Da dieses Brückengeld auch die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den anliegenden Ortschaften, die hier zur Arbeit

Auch der Paradeplatz und Marktplatz mit den Denkmälern boten eine angenehme Abwechslung des Straßenbildes. Alle übrigen Straßen, die ja nur mit ein- und zweistöckigen, auch einzelnen dreistöckigen Gebäuden bebaut waren, erschienen durch die niedrigen Gebäude breit. Hierdurch aber hatten die Straßen eine gute Beleuchtung und Lüftung.

Wenn auch die Zahl der öffentlichen Gebäude eine geringe war, so waren die vorhandenen immerhin für das Stadtbild von großer Bedeutung, da sie in markanter Weise



Der alte Bahnhof.

gingen, bezahlen mußten, kam es sehr häufig an Abenden, wo ganze Trupps Heimkehrender an der Brücke ankamen, wegen Zahlungsverweigerung zu unliebsamen Auftritten. Die Erhebung des Brückengeldes wurde nämlich alljährlich an den Meistbietenden versteigert, und dieser hatte daher großes Interesse daran, daß ihm niemand ohne Bezahlung entschlüpfte.

Alle uneröffneten Straßen, die von der Innenstadt bis zum Stadtgraben führten, waren entweder mit hölzernen Toren verschlossen oder noch verbaut. So befand sich an der heutigen Pfälzerstraße zwischen P 7 und Q 7 der evangelische Friedhof und an der Straße zwischen K 2 und 3 beim heutigen Liebertafelgebäude der katholische Friedhof. Beide wurden erst anfangs der siebziger Jahre beseitigt. Bei H 6 stand auf dem ehemaligen Gelände des Materialhofes die Zuckerraffinerie.

Wenn auch im Innern der Stadt noch keine Grünanlagen vorhanden waren, so war doch das innere Stadtbild ein recht freundliches.

Die beiden, die Stadt in der Mitte senkrecht und wagrecht durchschneidenden Hauptstraßen — Breitestraße, Heidelberger- und Rheinstraße mit den Planken — fielen jedem Fremden angenehm auf. Die Breitestraße durch den Blick auf das Schloß und die Neckarbrücke, die Rhein- und Heidelbergerstraße durch ihre auffallende Breite mit den an den Eingängen rechts und links bis zur Fahrstraße vortretenden, architektonisch hübsch ausgebildeten sog. Zollhäuschen, den großen Gärten mit teilweise vornehmen Gebäuden, worunter die Schmuckertsche Villa mit Parkanlage in der Rheinstraße ein Prachtstück war, sowie den zwischen Rhein- und Heidelbergerstraße gelegenen Planken, die an beiden Enden durch freie Plätze, den Fruchtmarkt und den Strohmarkt begrenzt waren. Die Planken, eine Doppelstraße mit breitem Promenadenweg, war nach den Fahrstraßen mit schönen Kastanienbäumen bepflanzt und mit steinernen Pfosten und von Pfosten zu Pfosten mit schweren eisernen Ketten abgeschlossen.

in die Erscheinung traten. Vor allen das Großh. Schloß mit der in dessen Nähe befindlichen Jesuitenkirche, sodann das Kaufhaus, das Rathaus mit der unteren Pfarrkirche, das Zeughaus, das Theater, das Allgemeine Krankenhaus, das evang. und das kathol. Bürgerhospital mit Kirche. Auch einige größere vornehme Gebäude in adeligem Besitz — gräfll. von Buol'sche L 1, gräfll. von Ysenburg'sche A 1, von Brezenheim'sche A 2 —, sowie in gesellschaftlichem Besitz — Harmonie D 2, Kasino R 1 —, ebenso eine stattliche Zahl größerer und schöner Privatgebäude traten in wirkungsvoller Weise in die Erscheinung. In der Oberstadt, und zwar in den dem Schloß zunächst gelegenen Straßen, herrschte die barocke Bauweise vor; die Gebäude waren hier meist nur von Beamten und Privatleuten aus den höheren Ständen bewohnt. Geräuschvolle gewerbliche Betriebe gab es hier nicht, auch der Verkehr war äußerst gering, da durch die Oberstadt eigentliche Verkehrsstraßen in die Außengebiete nicht führten. Hierdurch herrschte in der Oberstadt eine vornehme und wohltuende Ruhe. Oede und still lag das Schloß mit seiner Umgebung, Zeugen früherer Herrlichkeit. In der Straße zwischen L 1 und A 1 wuchs vor den adeligen Gebäuden das Gras bis hüfhoch aus den Fugen des Straßenpflasters und mußte von Zeit zu Zeit ausgekraht und entfernt werden.

Der Schloßhof enthielt nur nackte, un gepflegte Rasenbeete. Der Platz hinter dem rechten Schloßflügel diente den Dragonern als Reitplatz, der bei längeren Regenwetter mit großen Pfützen bedeckt war. Der Platz hinter dem linken Schloßflügel diente den Lezeumsschülern als Tummelplatz während der Schulpausen. Der schöne Schloßgarten wurde nur mangelhaft gepflegt und unterhalten. Einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, hier Wandel zu schaffen.

Im Gegensatz zur Oberstadt pulsierte in der Unterstadt ein reges gewerbliches und landwirtschaftliches Leben und Treiben. Hier dröhnte der Schmiede- und Schlosserhammer, polterte der Küfer und Bierbrauer mit den Fässern; Schrei-

ner, Schuhmacher und Spengler hämmerten, der Dreschflegel wurde von den Landwirten im Zwei- und Dreivierteltakt geschwungen, kurz und gut: hier regierte der Handwerker und der Landwirt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde fleißig gearbeitet. Ein Zeitmaß gab's nicht, es mußte eben gearbeitet werden, solange dies für nötig gehalten wurde, gleichviel, ob spät oder früh. Die spielenden Kinder auf der Straße sangen oft das Lied aus ihrem Lesebuch:

Wir hämmern früh am Morgen
Wir hämmern drauf und dran
Und wecken aus dem Schlafe
Die Nachbarn nebenan.
Denn eh der Tag noch grauet
Und noch vor Sonnenschein
Muß auch schon Pflug und Egge
Und Rogg beschlagen sein.
Bumm, bumm.

So ging es bei den Schmieden. Im Sommer und im Winter, früh morgens um 5 Uhr schon dröhnte das Bumm, Bumm auf dem Amboß, die Pferde der Fuhrleute und Landwirte trabten, Wagen rasselten, das geschäftliche Leben fing an zu pulsieren, Alt und Jung war auf den Beinen.

Ach du lieber „Achtstundentag“, wie warst du damals noch so ferne!

Bei all dieser intensiven Tätigkeit war der Verdienst gering. Deutschland war noch Agrarstaat, die Industrie zeigte erst einige kleine Ansätze, der Handel war noch in der Entwicklung begriffen. Deutschland, politisch ohnmächtig, war geldarm, was überall in Erscheinung trat.

Mannheims Gemarkung reichte im Westen an den Rhein, im Norden an den Waldhof und Käfertal, im Osten an Feudenheim und im Süden an Neckarau. Als Außengebiete zwischen Stadt und den Gemarkungsgrenzen kamen in Betracht: westlich das Rheinhafen- und Mühlaugebiet, nördlich die Neckargärten mit der Friesenheimer Insel und Käfertalerstraße, östlich das Gelände zwischen Käfertalerstraße und Seckenheimerstraße, südlich das Gelände zwischen Seckenheimerstraße und Rhein — Schwefingergärten und Lindenhof.

2.

Die Neckargärten.

Die Neckargärten am Neckardamm (Hochwasserdamm) und dem Altneckar (Flosshafen) gelegen, bildeten eine geschlossene Anlage einheitlich angelegter Gärten, die von einer sechs Meter breiten Mittelstraße und drei Meter breiten Gartenwegen durchzogen waren. Alle Gärten ohne Ausnahme hatten Reben- und Obstbaumpflanzungen und dienten der Hauptsache nach dem Gemüsebau. Sämtliche Gärten waren an den Straßenseiten mit Pflaumen- und Zwetschenbäumen besäumt. Im Frühjahr war die Blütenpracht der weißblühenden Zwetschen-, Pflaumen- und Birnbäume ein schöner Anblick. Die Gärten waren teils im Besitz von in der Stadt wohnenden Bürgern und Landwirten, teils auch von Gemüsegärtnern, die ihre Wohngebäude in den Gärten errichtet hatten und mit ihren Erzeugnissen den Markt versahen. In die Gärten führte von der Neckarbrücke aus ein gerader mit Nußbäumen bepflanzter Fahrweg direkt in die Mittelstraße, sowie der mit Obstbäumen bepflanzte Hochwasserdamm (jetzt Dammstraße), an den sich einige Gartenwege angeschlossen.

Anfangs der sechziger Jahre baute der Vater des seinerzeit berühmten Begründers des Florentiner Quartetts Jean Becker, ein Haus mit einem kleinen Musiksaal für seinen Sohn, der nach Aufgabe seiner Konzertreisen seinen Wohnsitz in diesem Hause nahm und an Sonntagen Matineen veranstaltete, zu welchen Zuhörer aus den höheren Kreisen geladen waren. In hocheleganten Wagen fuhren die Herrschaften jeweils an und ab.

Auch ein Mitbegründer der Mannheimer Rennen auf den Neuwiesen, Fabrikant Espenschied, nahm seinen Wohnsitz in den Neckargärten, kaufte eine Anzahl Gärten zusammen und schuf sich zu seiner Villa einen großen Park und einen Rennstall. Ein schöner Anblick war es, wenn in der Frühe der Stallmeister mit den Jockeis die mit Decken überhängten Rennpferde durch die Gärten führten. Als in den achtziger Jahren Jean Becker starb und Espenschied seinen Sitz aufgeben mußte, verloren die Neckargärten ihre angesehensten Bewohner.

Außerhalb der Neckargärten zwischen Rhein und Neckar sowie den Gemarkungsgrenzen Käfertal und Feudenheim, war nur Acker- und Wiesengelände. An der nordwestlichen Grenze der Neckargärten zog sich der sog. „Gutemanngraben“ entlang, der eine Brutstätte der Schnaken war, wodurch die Bewohner der Gärten sehr unter der Schnakenplage zu leiden hatten. Auf den sog. Hochwiesen war die Weide des landwirtschaftlichen Vereins mit einem Hirtenhaus und Nachtstall, an der Käfertalerstraße das „Civoli“, eine größere Gartenwirtschaft mit Wirtschaftsgebäude und Tanzsaal. Auf dem Gebiete der heutigen Max-Joseph-Straße stand die chemische Fabrik von Clemm und Lennig, später Georg Karl Zimmer, eine sehr weit ausgedehnte Fabrikanlage.

Von der Neckarbrücke ab war der zur chemischen Fabrik führende gerade Teil der Käfertalerstraße beiderseits mit Kastanienbäumen bepflanzt. Da das Büro- und Wohngebäude der Fabrik genau in der Achse der Breiten Straße bzw. Brücke stand, bildete dieses Gebäude einen schönen Hintergrund bzw. Abschluß für diesen Straßenteil. Die Käfertalerstraße, die von der chemischen Fabrik ab bis zum Ort Käfertal mit Nußbäumen bepflanzt war, bildete von der Neckarbrücke bis zum Hochgestade bei den Bierkellern, den „Hochwasserdamm“. Beim Hochwasser im Spätjahr 1882 mußte ein Teil dieses Dammes durch künstliche Erhöhung vor Ueberflutung geschützt werden, wozu Militär der Garnison aufgegeben wurde.

Ueber die Käfertalerstraße führte auch der Weg nach Feudenheim. Von ihr bog die nach Feudenheim weiterführende Straße beim Grohhof, auf dessen Gelände die chemische Fabrik „Wohlgelegen“ errichtet ist, ab, an diesem vorbei nach Feudenheim. Es war ein großer Umweg über den Grohhof bzw. Wohlgelegen nach Feudenheim. Ein freudiges Ereignis war es daher, als Mitte der sechziger Jahre vom „Friedhoffahrweg“ aus eine neue Straße den Neckar entlang nach Feudenheim gebaut wurde, die in gerader Richtung die Neckarstadt mit Feudenheim verband und heute Hauptverkehrsstraße nach Feudenheim ist.

Der Fahrweg nach dem Friedhof führte von der Neckarbrücke ab auf eine Streckenlänge von etwa 500 Meter über die Käfertalerstraße. Hier begann ein besonderer Fahrweg, der an dem Gewann Altwasser vorbei, die Fohlenweide entlang nach dem Friedhof zog. Außer diesem Fahrweg führte von der Neckarbrücke noch ein besonderer beiderseits mit Pappeln bepflanzter „Fußweg“, der bei der sog. Hahn'schen Ziegelhütte in den „Fahrweg“ einmündete. Von der ehemaligen Hahn'schen Ziegelhütte stand das Wohngebäude bis in die neue Zeit einsam am Neckarstrand. Dasselbe dürfte noch vielen Mannheimern in Erinnerung sein, da dessen Bewohner, als die Oststadt sich ausdehnte, eine Nachenüberfahrt daselbst für die Friedhoffbesucher ins Leben riefen, die viele Jahre in Betrieb war.

3.

Die Schwefinger Gärten.

An beiden Seiten der nach Schwefingen führenden, mit Obstbäumen bepflanzten Straße gelegen, waren schöne, wohlgepflegte, teilweise mit hübschen Gartenhäusern besetzte Gärten, die sich bis in die Nähe des Neckarauer Bahnübergangs erstreckten. Alles übrige hinter diesen Gärten gelegene

Gelände war Acker- und Wiesengelände, mit teilweise zerstreut liegenden Einzelgärten. Hinter den linksseitigen Gärten befand sich auf die ganze Länge der Schwefingerstraße bis zum Neckarauer Bahnübergang der sogenannte Zuchtgraben, der aus gesundheitlichen Gründen nach und nach zugeschüttet und dadurch beseitigt wurde.

Auf der linken Seite der Schwefingerstraße, unweit des Neckarauer Bahnübergangs stand die Krappmühle, in

gegangen. Von der Schwefingerstraße rechts führte ein Feldweg beim Lanz'schen Anwesen gegen den Bahndamm. Auf dem rechts dieses Feldwegs gelegenen Ackerlande, etwa hundert Schritte von der Straße entfernt, wurde eine Nähmaschinenfabrik unter der Firma Bassermann u. Mond errichtet. Doch schon nach einigen Jahren ging dieselbe ein. Diese Fabrik samt vielem um die Fabrik gelegenen Gelände ging nach und nach in den Lanz'schen Besitz über. Lanz



Katholischer Friedhof in K 2.

der aus einer Pflanze, dem Krapp, rote Farbe gewonnen wurde. Viele Jahrzehnte schon außer Betrieb, fiel das Bauwerk in den neunziger Jahren der fortschreitenden Bautätigkeit zum Opfer. Nicht weit ab von der Krappmühle, am Ende der heutigen Rheinhäuserstraße und nahe der Diehoffstraße, stehen die Fabrikbauten der ehemaligen Stearinfabrik, deren Betrieb bereits in den siebziger Jahren stillgelegt worden ist. Seitdem dienen diese Fabrikbauten allen möglichen Zwecken. Eine der ersten Fabriken, die sich in den sechziger Jahren in den Schwefinger Gärten ansiedelte, war die Amerikanische Hartgummifabrik — heute Gummi-, Asbest- und Guttapercha-Fabrik. Um die gleiche Zeit errichtete der Kaufmann Heinrich Lanz, der Agent einer englischen Firma für landwirtschaftliche Maschinen war, in den Schwefingergärten — Schwefingerstraße rechts —, wo er ein größeres Gartengelände erworben hatte, eine „Permanente Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen“, um die Landwirte mit diesen bekanntzumachen, bzw. Maschinen in der Landwirtschaft einzuführen. Eine Werkstätte und eine Halle — beides Fachwerkbauten — sowie ein Büro in einem ehemaligen Gartenhaus waren die Wiege der Weltfirma Heinrich Lanz. Mit seltenem Weitblick, großer Energie und rastlosem Fleiß begann Heinrich Lanz den Bau landwirtschaftlicher Maschinen, um diese Industrie von England unabhängig zu machen. Schon in den siebziger Jahren ist es ihm gelungen, Lokomobile und Dreschmaschinen, welche bis dahin aus England bezogen wurden, selbst zu bauen. Er war einer der wenigen Pioniere, deren Lebenswerk es war, Deutschlands Industrie eine Führerrolle zu erkämpfen. Um Heinrich Lanz und sein Werk würdigen zu können, muß man ihn gekannt und seinen Betrieb in der Anfangszeit gesehen haben. Noch im Jahre 1869 hatte er kein technisches Personal. Aber nach dem Jahre 1870 ging es mit Riesenschritten vorwärts. Er ist ja schon längst zur ewigen Ruhe gegangen, aber sein Werk lebt fort. Ehre seinem Andenken!

Im Jahre 1867 erwarb ein weiterer Industrieller namens Selbach an der Schwefingerstraße links ein Gartengrundstück und gründete auf demselben in einer ganz aus Holz erbauten Halle eine Maschinenfabrik. Aus diesen Anfängen ist die Maschinenfabrik Brink u. Hübner hervor-

erwarb an Gelände, was er nur haben konnte. Da ja alles noch Ackerlande war, so wurde dies pro Morgen um geringen Preis verkauft, denn Baugelände kam noch nicht in Frage.

Noch sei eines Bauwerks von historischem Wert, des „Stephanienschlößchens“ gedacht, das bis in die neuere Zeit erhalten blieb.

Von sonstigen größeren Betrieben sind noch zu erwähnen: Maschinenfabrik Jos. Pallenberg, Eisengießerei der Firma Arnold und Reuling, später Gebrüder Reuling, Eisengießerei der Firma Löffler u. Haas, sowie Eisengießerei Peter Hoffmann, die heute noch besteht. Die Eisengießerei Löffler u. Haas kam später in den Besitz der Firma Waibel u. Zepp und nach dieser in den des Kaufmanns Karl Flink, der dieselbe zu hoher Entwicklung brachte. Später wurde sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

An einen Wegweiser sei noch erinnert, der an der Gabelung der Seckenheimer- und Schwefingerstraße errichtet war und aus der kurfürstlichen Zeit stammte. Er bestand aus einer zirka 15 Zentimeter dicken kreisrunden Steinplatte, die etwa 90 Zentimeter Durchmesser hatte, auf einem etwa 1,20 Meter hohen Postament ruhte und ausah wie ein runder Tisch. Das Ganze war mit weißer Oelfarbe gestrichen. Auf der Reifseite der Platte gegen die Schwefingerstraße stand mit schwarzer Schrift: „Che.ain de Schwefingen“, eine Illustration zur damaligen Zeit. Erst in den neunziger Jahren verschwand derselbe.

1.

Die Mühlaue.

Die Mühlaue, ein sehr großes aus fruchtbaren Feldern und Wiesen bestehendes, zwischen Rhein, Neckar und dem Rheinhafen gelegenes Gelände, ist Staatseigentum. Ein großer Teil dieses Geländes war an den Oekonomen Deurer verpachtet, darunter die Bleiche.

Zur Mühlaue gelangte man auf der vom Ringdamm zwischen den Zollgebäuden und dem Freihafengelände hindurchziehenden Straße nach Passieren der über das Hafendecken führenden Brücke. Ueber diese Brücke führte die Straße in schräger Richtung als Allee nach dem Mühlauschlößchen und noch einigen sonstigen Gebäuden, Zehnt-

schauern usw. Diese Allee, mit mächtigen Platanenbäumen auf beiden Seiten bepflanzt, die in ihren Kronen ineinander gewachsen waren, gewährte einen wundervollen Durchblick, da sie ein prächtiges Grüngewölbe bildeten. Rechts dieser Allee entlang hatte die Firma Wolff vom Jungbusch ihre

weiterführte. An diesem Weg, etwa in der Mitte der Bleiche, stand das massiv aus rotem Sandstein erbaute einstöckige Aufseherwohngebäude mit großer Waschküche. Seitlich neben dem Wohngebäude befand sich der mit einem lebenden Zaun umgebene Gemüse- und Obstgarten, etwa 50 Schritte vom



Das Mühlauschloßchen.

Seilspinnerei. Die Seilbahn hatte nahezu die Länge der Allee, da die genannte Firma hauptsächlich Schiffstauere, die lang und stark sein mußten, fertigte.

Das Schloßchen, auf einem idyllischen Platz in der Nähe des Rheines zwischen grünen Wiesen und schönen Baumgruppen gelegen, bot einen unvergeßlichen Anblick. Im Barockstil erbaut, mit großer schöner Terrasse, prächtigen Restaurationslokalen mit großem Festsaal, erinnerte es an höfisches Leben, das einst hier geherrscht hat. Nun sind diese Zeiten schon längst dahin, auch vom einstigen Schloßchen ist keine Spur mehr vorhanden. Selbst der Platz, auf dem es einstmals stand, kann ohne Vornahme genauer Vermessungen nicht mehr bestimmt werden.

Wenn man durch die Allee ging, so gelangte man nicht weit vom Schloßchen entfernt, links der Allee an einen größeren Weiher, der unter dem Namen „Deurers Weiher“ allgemein bekannt war. Zur Winterszeit, wenn es einigermaßen kalt war, froh dieser Weiher zu, und hier tummelten sich schon die Schlittschuhläufer und Läuferinnen, wenn sonst noch nirgends Schlittschuh gelaufen werden konnte. Er bot im Winter immer ein sehr belebtes Bild.

An der linken Seite der Allee waren große Gartenparzellen, die sog. Mühlaugärten, die von Bürgern gepachtet waren. Die durch die Gärten führenden Gartenwege durften nur von den Gartenpächtern begangen werden. Sie wurden streng durch einen sog. Flurschützen, damals den alten Heingärtner, bewacht. Die Bewachung wurde dadurch erleichtert, daß das Wächterhäuschen direkt an der Ecke, wo die Wege an der Brücke sich schieben, stand. Da der Wächter die Garteninhaber kannte, so war er immer in der Lage, Unbefugte gleich beim Versuch, einen unerlaubten Weg zu gehen, abzuweisen. Die Mühlaugärten waren durch ihre Lage, Fruchtbarkeit und Sicherheit sehr bevorzugt und gesucht.

Rechts der Allee, von der Wolff'schen Seilbahn ab, erstreckte sich längs des Hochwasserdammes ein großes Wiesengelände, die sog. Bleiche. Am Fuße des Hasenbecken-Hochwasserdammes befand sich der mit Weidenbäumen bepflanzte, etwa drei Meter breite Zugangsweg, der als Feldweg

Wohnhaus entfernt war auf massivem Unterbau ein mehrstöckiger mit Jalousiewänden versehener Trockenspeicher. Einige hundert Schritte weiter befanden sich hinter dem Hochwasserdamm bzw. an diesen angelehnt und von diesem zugänglich, das Wohnhaus und die Oekonomiegebäude des Gutspächters Deurer. Ging man von hier auf dem Hochwasserdamm weiter, so gelangte man zum „Pulverturm“, in dessen Nähe sich der Übungsplatz der Militärspielleute befand. An Tagen, wo die Trommler und Hornisten übten, war dies ein Ohrenschauspiel für die Bleichbesucher.

Die Bleiche wurde das ganze Jahr hindurch — Sommer und Winter — von der Stadtbevölkerung zum Bleichen und Trocknen der Wäsche benützt, wofür eine Gebühr, nach Traglast berechnet, erhoben wurde. Zum Auswaschen der gebleichten Wäsche standen im Hasenbecken drei schwimmende sog. Pritschen zur Verfügung. Die Behandlung der Wäsche auf der weit von der Stadt abgelegenen Bleiche erforderte viel Zeit, Mühe und Arbeit. Trotz alledem huldigten damals viele Familien dieser Wäschebehandlung, so daß insbesondere während der Sommermonate die Bleiche oft übervoll mit Wäsche belegt war und ein reges Treiben herrschte.

Links vor dem Zugang zur Allee am Fuß des Hasenbecken-Hochwasserdammes führte ein breiter Weg quer durch die Mühlaugärten nach dem Hochwasserdamm des Rheines. Vor diesem Hochwasserdamm floß ein ziemlich breiter Rheinarm, der sog. Gießen in raschem Lauf vorbei. Durch diesen Rheinarm bildete das zwischen diesem und dem Rhein gelegene Gelände eine Insel. Auf dieser Insel lag das städtische Freibad — ein Strandbad —, bei der Bevölkerung nur Badeplatz genannt. Auf dem Hochwasserdamm angelangt, ging's in der Richtung nach der Mühlaue und dem Schloßchen weiter. Etwa 100—150 Schritte von diesem entfernt kam die Ueberfahrtstelle zum Badeplatz. Die Ueberfahrt geschah mittels einer Fähre, die nach Bedarf während der festgesetzten Badezeit hinüber und herüber gondelte. Der Badeplatz war eine räumlich beschränkte und sehr primitiv gestaltete Anlage. Auf dem sandigen, ungepflegten Ufergelände befand sich auf einer etwas über dieses ragenden Sandbank ein

auf Pfosten ruhender offener Schuppen — Schutzdach — und im übrigen eine geringe Zahl gewöhnlicher Bretterbänke zum Ablegen der Kleider. Die rechte Seite war für Erwachsene, die linke für Knaben bestimmt. Auf jeder Seite war im Wasser ein schwimmender Balken, der sich mittels Ringen an in das Flussbett eingeschlagenen Pfosten frei auf und ab bewegte. Diese Balken wurden je nach dem Steigen oder Fallen des Wassers auf das für die Badenden zulässige Tiefenmaß ausgelegt oder zurückgenommen. Das Bad wurde nur von zwei Männern beaufsichtigt. Der eine — damals der alte Rieth — besorgte die Fährre, der andere, ein jüngerer Bürger namens Wühler, beaufsichtigte das Baden. Bei der An- und Abfahrt der Fähre wurde geläutet. Sobald es läutete, setzte jeweils ein Rennen nach der Fähre ein, mit dem Ruf: „Herr Rieth, halte je noch e bissel.“ Der Appell an Rieth war nie umsonst, er hielt immer „noch e bissel“. Es ist mir nicht erinnerlich, daß jemals eine Unordnung eingerissen ist, die zu einem Einschreiten im öffentlichen Interesse Anlaß gegeben hätte. Wurde einmal beim Baden ein Knabe dabei betroffen, daß er über den ausgelegten Balken im Rhein hinausgegangen war, oder in sonstiger Weise Anlaß zum Einschreiten gab, so sprang der Aufseher Wühler in seinen am Ufer stehenden Nachen, nahm das Handruder und fuhr dem Sünder entgegen. Mit einer Gerte schlug er dem Unartigen ein bis zwei kräftige Streiche auf den nackten Unausprechlichen, und die Wirkung blieb nicht aus. Es war dies ein einfaches, aber probates Mittel.

Wenn man bedenkt, wie weit der Weg bis zu diesem Badeplatz war und welche Umständlichkeiten dabei in Kauf genommen werden mußten — denn in öffentlichen Gewässern zu baden, war untersagt und wurde streng bestraft —, so dürften heute die Badelustigen mit dem Gebotenen recht zufrieden sein. Einer der mißlichsten Umstände auf dem Weg nach und von dem Freibad war, wenn die über das Hasenbecken nach der Mühlau führende Brücke zum Durchlassen von Schiffen abgedreht war. Alsdann mußte man oft eine halbe Stunde warten, bis die Brücke wieder begangen werden konnte.

5.

Der Jungbusch.

Das zwischen dem Ringdamm und der Mühlau gelegene Jungbuschgebiet war als Stadtteil bedeutungslos, dagegen für den Bahnbetrieb von großem Wert, indem der zwischen Jungbusch und dem nach dem Neckar führenden Rheinhasenkanal — Verbindungskanal —, sowie zwischen Hasen und Neckar gelegene sog. „Hummelgraben“, der mit dem Rheinhasenkanal verbunden war, gleich diesem der Ausladung von Kohlenschiffen diente. Das Gelände zwischen Rheinhasenkanal — dieser war durch eine Schleuse mit dem Hasenbecken verbunden — und dem Hummelgraben war mit Gleisanlagen versehen und diente als „Kohlenbahnhof“. Die Kohlenschiffe wurden durch Arbeiter entladen, welche die Kohlen in großen, aus spanischem Rohr geflochtenen Körben, die bis über einen Zentner saßen, auf den Schultern vom Schiff nach den Bahnwagen trugen, sog. Kohlenträger. Es war dies eine sehr harte Arbeit, sowohl im Sommer wie im Winter, da bei niedrigen Wasserständen vom Schiff bis zum Entleeren der Körbe in die Bahnwagen die Höhe von über zwei Stockwerken zu überwinden war.

Die durch das Jungbuschgebiet nach dem Neckarvorland führende Straße — die heutige Dalbergstraße — war nur wenig bebaut. Die an die Straße stoßenden Grundstücke waren meist Gärten und Gewerbeplätze. Am Eingang der Straße stand und steht heute noch das an der Ecke abgerundete Geschäftshaus der Seilerei Wolff, welches im Jahre 1918 durch eine feindliche Fliegerbombe stark beschädigt wurde. Gegen das Ende der Straße, rechte Seite, war das Zimmergeschäft des Zimmermeisters Gallus Bungert mit Sägewerk. Dieses brannte anfangs der sech-

ziger Jahre nieder und wurde nicht wieder aufgebaut. Auf diesem Grundstück errichtete der Mechaniker Schenk eine kleine Fabrik und fabrizierte Waagen, Zentrifugen und sonstige kleinere Maschinen. Schon nach kurzer Zeit wurde das Geschäft auf ein Ackergelände an der heutigen Friedrichsfelderstraße verlegt unter der Firma Schenk u. Mohr, später Schenk, Mohr u. Essäffer, schließlich Mohr u. Federhaff, das sich bis heute unter letzterer Firma zu einem großen Werk von bedeutendem Ruf entwickelt hat.

Hier stand also die Wiege dieses Werkes auf dem Jungbusch. Nach Schenk errichtete der Fabrikant Epenchied — siehe Neckargärten — auf dem Grundstück des Jungbuschs eine Zementfabrik, die sich in der Folge ständig vergrößerte und nach und nach eine Plage für die Bewohner der Weststadt wurde. Eines Tages brannte die Fabrik gänzlich nieder und die Plage war damit beseitigt.

In diesem Zusammenhang darf wohl erwähnt werden, daß in Heidelberg eine Schwesterfabrik bestand, die wie ihre Mannheimer die dortige Bevölkerung, insbesondere der Bergheimerstraße, belästigte. Nicht lange nach dem Mannheimer Unglück ereilte auch diese das Schicksal, und sie brannte gleichfalls nieder. Nun vereinten sich die Schwestern und ließen sich in Leimen nieder. Man kann aber oft beobachten, daß sie, um sich in Erinnerung zu bringen, ihre Rauchfahnen an den Bergen entlang bis in die Nähe Heidelbergs flattern lassen.

Noch eine schmackhafte Sache muß hier Erwähnung finden. Der alte Hummel auf dem Jungbusch, Vater des verstorbenen Georg Hummel im Weinberg, 1) 5, besaß eine Gartenwirtschaft, die insbesondere an Sonntagen von Stadtleuten stark besucht wurde, und zwar hauptsächlich der guten gebackenen Fische wegen, die man stets frisch und knusperrig haben konnte. Hierdurch erhielt die Wirtschaft den Namen „Fischpfanne“, den sie heute noch führt.

Das Neckarufer war auf die ganze Länge des Jungbuschgebietes flaches, teilweise mit Gras und Weiden bewachsenes Ufergelände, vor dem sich der Neckarvorlandweg vom Ende der Dalbergstraße bis zum Neckarhasen hinzog.

Auf dem zwischen Seilergasse und der heutigen Holzstraße gelegenen Gelände — ehemaliger Pestilenzbuckel — befand sich die Zinkfabrik, aus der mittels eines breiten Grabens die Abwasser nach dem Neckar geleitet wurden. Die Zinkfabrik kam schon in den sechziger Jahren als solche außer Betrieb und in den Besitz der Firma Böhlinger, wo sie unter dem Namen Chiminifabrik bekannt war. Die Firma Böhlinger siedelte später nach dem Waldhof über, wo sie sich noch heute befindet. Die Fabrikbauten auf dem Jungbusch wurden danach zu anderweitigen Zwecken benützt und stehen teilweise heute noch.

Der Neckarhafen unweit der Neckarbrücke hatte Güterverkehr zu Wasser und zu Land. Die heute neckarseitig bestehende Kohlenverladestelle vor dem Neckarhafen wurde erst in späterer Zeit nach Stilllegung des Hafens als solche hergestellt.

Am Ringdamm waren zwischen diesem und dem Hasengebäude die Gleisanlagen, die sich von der Neckarbrücke bis zur Grabengasse ausdehnten. Durch das Tor an der Ecke des Hasen- und Verwaltungsgebäudes führte ein Gleis in das Innere der Hasenanlagen. Die Gebäulichkeiten des Neckarhafens bestehen noch, und da die Verkehrsverbindung mit dem Zentralgüterbahnhof nicht aufgehoben worden ist, dienen diese weiteren Verkehrszwecken. Am westlichen Ende des daselbst abgeschlossenen Hafengebietes führt eine Rampe nach dem Neckarvorland. Unterhalb dieser Rampe, und zwar unmittelbar angebaut an die Hasenmauer befand sich das städtische Schlachthaus; ein einstöckiger Langbau (Schlachthalle), dessen eine Giebelseite an der Rampe gegen die Stadt, die andere am Neckarufer lag. Durch die Halle zog ein breiter Mittelgang mit je einem Tor an den Giebelseiten. An der gegen die Stadt gelegenen Giebelseite war im

Dachraum die Wohnung des Verwalters eingebaut, nach der von außen durch eine Türöffnung eine Treppe direkt nach oben führte.

Die vor dem Schlachthaus nach dem Ringdamm führende Rampe war des beschränkten Raumes wegen zwischen Schlachthaus und Gleisanlage des Neckarhafens sehr steil. Es war daher für die Metzger, die ihre oft schwer mit Fleisch beladenen Handwagen hinaufschieben mußten, eine recht beschwerliche Arbeit, bei der sie sich gegenseitig Hilfe leisten mußten, da oft drei bis vier Mann nötig waren, mit einem beladenen Karren die über alle Maßen gehende Steigung der Rampe zu überwinden.

Da das Schlachthaus räumlich schon längst nicht mehr genügte, auch die Einrichtung in sanitärer Beziehung gänzlich fehlte, wurde im Jahre 1867 ein neues Schlachthaus am Neckardamm erbaut, etwa da, wo heute das Straßenbahndepot steht. Das alte Schlachthaus am Neckar wurde alsdann niedergelegt.

6.

Außengebiete zwischen Neckar und der Seckenheimerstraße (heutige Oststadt).

Das ganze zwischen dem Ringdamm, dem Neckar und der Seckenheimerstraße bis zur Feudenheimer Gemarkungsgrenze gelegene Gelände war stadt-eigenes Acker- und Wiesengelände. In der Gewann Rosengarten — Gebiet der östlichen Stadterweiterung vom Ringdamm bis zur Gewann Kuhweide — hatte die Schützengesellschaft Mannheim mit Zugang vom Rosengartenweg, rechts von diesem, ihr Schießgelände mit Schießhalle und Restaurationsgebäude; zwei Schrebenstände für Stand- und Feldschütze — wovon sich letzterer an dem die Seckenheimerstraße und den Rosengartenweg verbindenden Feldweg in etwa 300 Meter Entfernung von der Schießhalle befand — begrenzte das Schießfeld. An der Seckenheimerstraße stand das Wirtschaftsgebäude „Kaiserhütte“ mit Tanzsaal und sehr großem Wirtschaftsgarten, sowie in einiger Entfernung von diesem noch einige Wohngebäude mit Gärten. Nur das Gelände der Kaiserhütte und die letztgenannten Wohngebäude mit Gärten waren Privatgrundstücke; alles übrige Gelände Eigentum der Stadtgemeinde. Da als Hochwassertamm nur die Seckenheimerstraße und der Ringdamm in Frage kamen, so drang das Wasser des Neckars häufig bis zum Rosengartenweg. Deshalb war auch das Neckarufergelände bis zum Rosengartenweg nur Wiesengelände. Trat außergewöhnliches Hochwasser ein, so daß der Rosengartenweg überflutet wurde, dann drang das Wasser bis zur Seckenheimerstraße vor. Welcher Schaden jeweils hieraus der Landwirtschaft erwuchs, läßt sich leicht ermessen.

Mitte der sechziger Jahre wurde der heute bestehende Hochwasserdamm vom Ringdamm bis Seckenheim errichtet. Das Material zur Dammherstellung wurde auf der Strecke Mannheim-Feudenheim aus dem Neckar gebaggert. Der Damm besteht daher aus Neckarkies, der mit einer starken Humusschicht überdeckt ist. Im Winter 1882 trat gegen Ende Dezember Hochwasser ein, dessen Wasserhöhe den bekannten höchsten Wasserstand vom Jahre 1824 noch übertraf. Dabei rutschte ein Teil dieses Dammes an der Biegung vor dem Schlachthaus auseinander, der Neckar drang sofort ein und überflutete innerhalb einiger Stunden das gesamte Gelände bis zur Dammkrone der Seckenheimerstraße. Da der Viehmarkt, der sich früher innerhalb der Stadt befand, vor das Heidelbergtor — Bahnhofseite — verlegt worden war, wurden die sämtlichen Viehmarktbaulichkeiten überschwemmt und in erheblicher Weise beschädigt, so daß auch hier großer Schaden entstanden war. Dies war die letzte Überflutung des heute die Oststadt bildenden Geländes.

Zu bemerken ist noch, daß das Gelände viele niedrig gelegene Flächen hatte, insbesondere in der Nähe des Renn-

platzes, die ständig unter Druckwasser standen, mit Röhricht bewachsen, Frösche, Kröten und Wasservogel beherbergten und Brutstätten der Schnaken waren. Ein sehr schönes Bild war es, wenn Störche auf diesem Sumpfgelände, das für sie ein ergiebiges Jagdrevier war, mit gravitätischen Schritten einherstolzten. Zur Ableitung des Druckwassers war das Gelände mit einem Graben, dem sog. „Hafengraben“, durchzogen, dessen Wasser in den Neckar geleitet wurde. Auch dieser Graben war ein Lieblingsaufenthalt der Frösche und ein weiteres Jagdgebiet für Störche. Die Froschkonzerte waren zur Sommerszeit an den Abenden oft weit hin hörbar, auch die Schnaken machten alsdann der Bevölkerung ihre Aufwartung.

7.

Der Lindenhof.

Zum Lindenhof führte die Lindenhofstraße, die heute noch diesen Namen trägt. Sie war die einzige Straße und nur mit einigen einzelfestehenden Gebäuden bebaut, darunter die Wirtschaft „zum Lindenhof“, die einzige, die man bei Spaziergängen zur Einnahme einer Erfrischung aufsuchen konnte, und die, da sie auch Gartenwirtschaft war, hauptsächlich an Sonntagen gut besucht war. Die Lindenhofstraße begann damals etwa beim heutigen „Suez-Kanal“ (Bahnunterführung) und führte in gerader Richtung zum Lindenhof. Außer den genannten wenigen Gebäuden an der Lindenhofstraße sind zu nennen das Aufseherhäuschen auf dem Gontard'schen Gut, sowie das an der Rheinpromenade befindliche sog. „Milchgütchen“, ein von Familien mit Kindern vielbesuchtes Anwesen, sowie die in ihrer unmittelbaren Nähe des Rheines am Ende der Rennershofstraße gelegene „Stärkefabrik“; ferner die Wasserglasfabrik des Dr. Heinrich Prope, die Gelfabrik des Rudolf Traumann, Ecke der Lindenhof- und Bellenstraße, später Verein deutscher Gelfabriken, sowie die chemische Fabrik des Dr. C. Weil. Weiteres über den Lindenhof in einem späteren Abschnitt.

Ein Streiflicht auf die pfalz-bayerischen Lande in der Zeit der französischen Revolution.

Von Oberregierungsrat Dr. Ludwig v. Rogister in Augsburg.

Das Bayerische Geheime Staatsarchiv in München enthält den Schriftwechsel zwischen der kurfürstlichen bayerischen Gesandtschaft in Paris und dem kurfürstlichen Ministerium in München aus den Jahren 1790—1795¹⁾; die diplomatische Korrespondenz ist durchwegs, sowohl hin als auch hinwider, in der französischen Sprache als der Diplomaten-sprache der damaligen Zeit abgefaßt. Einen Abschnitt aus den Verhandlungen möchte ich herausgreifen.

Bevollmächtigter Minister des kurfürstlichen Hofes in Paris war damals Seine Excellenz Karl Reichsgraf von Sickingen; als Legationssekretäre waren an der Gesandtschaft (als Nachfolger Davids, † Okt. 1789) Ludwig Hermann († in Paris am 23. Februar 1795) und hernach Franz Kymli, letzterer gemäß Dekret vom 20. Dezember 1789 (München) schon vorher Agent neben Hermant. Kymli, ursprünglich Kabinettsmaler des Kurfürsten (Mannheimer Geschichtsblätter 1926, Sp. 45; 1927, Sp. 242; 1928, Sp. 208), war der Schwiegersohn des David.

Am 21. Januar 1793, dem Tage der Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. von Frankreich, berichtet Hermant an den Minister Grafen von Dieregg in München (diesem stand zur Seite der Wirkliche Geheime Staats-, Konferenz- und dirigierende Minister Graf Oberndorff), daß der Conseil exécutif in Paris in Permanenz tage und daß infolge

¹⁾ Aktenzeichen K. Schw. 516, 1—4; K. Schw. 154.7 (Kymli). Der Bericht Hermants an Dieregg über seine Audienz bei Lebrun ist abgedruckt bei Rudolf Schrepfer, Pfalzbaierens Politik im Revolutionszeitalter von 1789—1793. München 1903, S. 123.

der „fatale exécution“, welche soeben stattgefunden habe, dieser Dauerzustand auch nicht aufhören werde. Die Bedrohung des französischen Königs bildete bekanntlich den Anstoß für eine Reihe von europäischen Mächten, so Oesterreich, Preußen, sich mit Waffen gegen Frankreich zu wenden, konnte doch die französische Revolution in jenen streng monarchisch geleiteten Staaten keine Wurzeln schlagen. Der Kurfürst von Bayern, Karl Theodor, war wegen seiner rheinischen Länder in einer schwierigen Lage; er war unmittelbar von Frankreich umdrängt und andererseits durch Pflichten, die sich aus seiner Zugehörigkeit zum deutschen Kaiserreiche ergaben, gebunden. Er hatte Frankreich gegenüber eine Reihe von Beschwerden, die sich aus dem Verhalten dieses Staates ergaben; im besonderen drückten Ausschreitungen französischer Truppen in der Rheinpfalz. Im französischen Nationalkonvent kam bei mehreren Deputierten, besonders dem Elsässer Rühl, gegen den Kurfürsten von Bayern eine übelwollende Stimmung zum Ausdruck; es wurde die Haltung des bayerischen Kurfürsten verdächtigt und von ihm behauptet, er sei im Einvernehmen mit den Höfen, die sich der französischen Revolution entgegengestellt hätten.

Die kurbaierische Gesandtschaft in Paris wußte in jenen Tagen nicht genau, wie sie sich bei dieser schwierigen politischen Lage verhalten sollte, und glaubte zunächst — bis zu gegenteiliger Weisung des bayerischen Ministeriums — ihre Neutralität der französischen Regierung, die der Minister des Aeußern Lebrun²⁾ vertrat, versichern zu sollen; die Gesandtschaft ging sogar soweit, den Kurfürsten als einen Alliierten der französischen Nation zu bezeichnen.

Französische Truppen standen am Rhein. Am 31. Januar 1793 beklagte sich Hermant bei Lebrun über die Ausschreitungen jener Truppen bei Lebensmittelrequisitionen in der Kurpfalz und im Herzogtum Zweibrücken, z. B. bei Saaken³⁾. Der Gesandtschaftssekretär nahm dabei Bezug auf die französischen Requisitionen im Siebenjährigen Kriege, die noch unbezahlt seien, worauf Lebrun selbstbewußt entgegnete, damals hätten ungetreue Agenten eines Despoten gehandelt, während jetzt die Kommissäre eines freien Volkes.

Hermant wollte sich bereits zum Gehen wenden, als Lebrun ihn zurückhielt, um die angebliche Neutralität des Kurfürsten von Bayern zu berühren. Der französische Minister warf die Frage auf, wie sich diese Neutralität vereinbaren lasse mit der von Bayern — ebenso wie von Württemberg — übernommenen Verpflichtung, ein dreifach verstärktes Kontingent zu den deutschen Reichstruppen zu stellen. Hermant versicherte, diese Verpflichtung des Kurfürsten könnte keinen feindlichen Akt gegen die französische Nation bedeuten und der Kurfürst wünsche völlige Neutralität gegen Frankreich zu wahren. Lebrun gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden und bedeutete, das Verhalten des Kurfürsten könnte nicht als Grundlage bei den neuen Verträgen dienen, wie sie die französische Nation mit den fremden Mächten abzuschließen beabsichtige. Lebrun ging aber noch weiter und schlug folgendes vor: Wenn der Kurfürst von Bayern die französischen Truppen bis Mannheim vordringen lassen wolle, verspreche er, der französische Minister, mit der ganzen Offenheit eines freien Mannes und im Namen der französischen Republik, alle Staaten des Kurfürsten gegen das Eindringen von österreichischen Truppen zu schützen und hierüber einen Vertrag abzuschließen, was der Kurfürst sicher niemals zu bereuen haben werde; wenn aber der Kurfürst umgekehrt dieser Allianz sich versage und es zur geringsten Feindschaft käme, bestehe Gefahr, daß alle

²⁾ Lebrun war vorher Chef im Ministerium des Aeußern in Paris gewesen; er wurde von Hermant als höchstens in den 30er Jahren stehend eingeschätzt und als Mann mit gewinnenden Umgangsformen und beweglichem Geiste bezeichnet.

³⁾ Genannt wurde der General Custine (noch im Jahre 1793 ist er in Paris ein Opfer der Guillotine geworden).

Untertanen des Kurfürsten die unheilvollen Wirkungen eines langen und blutigen Krieges zu fühlen bekommen würden. Zur Bekräftigung fügte Lebrun bei, daß er mit Ermächtigung des Nationalkonvents und des Exekutivrates spreche. Hermant, von dieser Wendung der Verhandlungen überrascht, verhielt sich schweigend gegen diese Vorschläge, versprach aber, seinem Hofe zu berichten und das Ergebnis der Verhandlungen mitzuteilen.

Schon am 1. Februar 1793 erstattete Hermant neuerlichen Bericht nach München, bedauerte hierbei, in der Besprechung mit Lebrun, wobei er keinerlei gegenteilige Weisungen gehabt habe, die Ausdrücke „Neutralität“ und „Alliiertes“ für den Kurfürsten gebraucht zu haben; künftig werde er jedoch — gemäß den inzwischen erhaltenen Weisungen — nur mehr von „Freundschaft, gutem Einvernehmen, Harmonie, guter Nachbarschaft“ sprechen. Am 3. Februar 1793 schrieb Graf Dieregg nochmals an die Pariser Gesandtschaft, daß die Redewendungen wie „Neutralität“ und „Alliiertes der französischen Nation“ dem Kurfürsten mißfallen könnten; denn es wäre ebenso vorzuziehen wie zu befürchten, daß man diesen Worten eine zu weitgehende Auslegung geben und einen für Seine Kurfürstliche Durchlaucht unerwünschten Sinn damit verknüpfen könnte; der Kurfürst möchte bei keiner der Mächte Anstoß erregen und hätte sich, indem er sich nicht den Pflichten entziehen könnte, die ihm die Verfassung des Deutschen Reiches als Kurfürsten auferlege, eine Richtschnur für sein Verhalten gebildet, wobei das gute Einvernehmen und die gute Nachbarschaft zwischen seinen Staaten und Frankreich weiter gepflegt werden sollte. Auch der bayerische dirigierende Minister Graf von Oberndorff hatte inzwischen die Gesandtschaft in Paris angewiesen, dem französischen Minister gegenüber die Ausdrücke „Neutralität“ usw. zu unterlassen. Am 20. Februar 1793 kam der Minister Graf Dieregg auf die Angelegenheit zurück und bemerkte, die Besprechung mit Lebrun könnte bekannt werden, es müsse aber durchaus vermieden werden, daß die deutschen Hauptmächte dem Kurfürsten von Bayern Vorwürfe machen könnten und gegen ihn ein Mißtrauen aufkommen würde; diese Mächte hätten schon ohnehin den Kurfürsten im Verdacht, allzuviel Parteilichkeit für Frankreich zu zeigen.

In einer Entschließung vom 11. Februar 1793 hatte Graf Dieregg der Gesandtschaft in Paris gegenüber schon betont, wie sehr es zu wünschen wäre, daß der französische Exekutivrat mit Nachdruck dafür Sorge, daß die von den französischen Truppen in der Rheinpfalz begangenen Widerrechtlichkeiten abgestellt würden. Lebrun hatte verlangt, der Kurfürst von Bayern solle seine Zustimmung dazu geben, die französischen Truppen bis Mannheim vordringen zu lassen; auch sollten die in der Pfalz bestehenden Fouragemagazine den französischen Truppen bei Bedarf zur Verfügung gestellt werden. Der bayerische Minister wies die Gesandtschaft an, dem französischen Minister Lebrun zu erklären, daß es bei der allgemeinen und augenblicklichen, sowohl politischen als auch geographischen Lage Kurbaierens und der daraus folgenden Umstände eine platte Unmöglichkeit⁴⁾ wäre, die Stadt und Festung Mannheim den französischen Truppen einzuräumen und zu übergeben. Weiter sollte die Gesandtschaft dem französischen Minister es als un wahr erklären, daß ansehnliche Fouragemagazine in der Pfalz beständen; vielmehr habe die Regierung in Mannheim sich schon gezwungen gesehen, Korn in anderen Provinzen des Kurfürstentums zu kaufen, um damit den Untertanen in der Pfalz zu helfen, in der die Not sich bereits fühlbar zu machen begänne, welche durch den Aufenthalt der französischen Truppen in jenen Gegenden auf die Spitze getrieben werden könnte.

⁴⁾ Man stelle sich vor, daß gleichzeitig Oesterreich und Preußen die Befegung von Mannheim (und Jülich) durch verbündete Truppen forderten.

Am 24. Februar 1793 konnte Hermant wegen Heiserkeit nicht selbst bei Lebrun vorsprechen und schickte deshalb zu ihm seinen Sekretär, um von dem Bescheid seines Hofes Kenntnis zu geben. Lebrun räumte zwar ein, die schwierige Lage des Kurfürsten zu verstehen; aber die französische Regierung müßte aus der Unsicherheit über das Verhalten des Kurfürsten herauskommen; denn wenn die gegen Frankreich verbundenen Mächte irgendeinen Erfolg hätten, so könnte man nicht zweifeln, daß der Kurfürst von Bayern seine Truppen mit denjenigen jener Mächte vereinigen würde, um die Franzosen zurückzutreiben. Der Sekretär versicherte seine Gefühle für Frankreich und erwähnte die bisherigen guten nachbarlichen Beziehungen, welche das Fehlen jeder feindlichen Absicht gewährleisten würden. Lebrun erwiderte, er könnte, wenn der Kurfürst in gutem Glauben handle, nicht einsehen, warum sich dieser dem Durchzug der Franzosen durch die Pfalz widersetze, obwohl bei diesem Durchmarsch keine Garnisonen errichtet werden sollten. Der Sekretär konnte sich demgegenüber nur auf die bereits vom kurfürstlichen Minister angegebenen Gründe beziehen und mußte wiederum auf die voraussichtliche Mißbilligung des Deutschen Reiches und die sich daraus ergebenden peinlichen Folgen hinweisen. Lebrun beharrte jedoch auf seinem Vorschlag und betonte, daß, wenn der Kurfürst den Durchmarsch der französischen Truppen gestatten würde, Frankreich seine Staaten garantieren wolle, aber wenn der Waffenerfolg jenen Einmarsch ohne den Willen des Kurfürsten eintreten lasse, könnte er nicht voraussehen, was sich daraus ergeben würde; bisher hätte die französische Republik keinerlei Absichten auf die Pfalz gehabt; jedoch der Kurfürst müßte mindestens dieselbe Stellung einnehmen wie der schwäbische Kreis, der eine vollkommene defensive Neutralität beobachte. Im übrigen sollte der Kurfürst nicht so sehr dem ehrgeizigen Hause Oesterreich vertrauen, das, wenn erst dessen Truppen in den kurbayerischen Ländern stünden, unter dem Vorwande, sie zu verteidigen, irgendeinen Aufstand anzetteln könnte, um sich dann der bayerischen Länder zu bemächtigen, auf welche es ja schon immer einen Blick geworfen hätte. Lebrun stellte im Namen des Exekutivrates das Entsenden eines besonderen Unterhändlers in Aussicht. Später erfuhr Hermant noch, daß dieser letztere zuerst in Stuttgart und dann in München verhandeln sollte; Lebrun mußte aber diesen Plan zunächst verschieben, ohne jedoch ihn aufzugeben.

Die weiteren Berichte Hermants führen in die kriegsrischen Ereignisse jener Zeit, welche sich vorerst zum Nachteil der französischen Republik entwickelten; hierdurch wurde der Lauf der hier behandelten Dinge abgebogen. Eine Gefahr war damit für Mannheim und die übrige Kurpfalz für die nächste, jedoch nur kurze Zeit vorübergezogen.

Das Streiflicht ist hier zugleich ein Schlaglicht: man sieht, wie damals und noch weiterhin in der napoleonischen Zeit (Rheinbündgründung) die Rheinpfalz die verwundbarste Stelle des bayerischen Staates war, was sich grundlegend erst mit den Verträgen von 1866 durch die Annäherung an den Norddeutschen Bund und 1871 durch die Neuerrichtung des Deutschen Reiches änderte.

Kleine Beiträge.

Der Maler Johann Jakob Delose. Der Mannheimer Maler Jakob Delose war hauptsächlich als Porträtist tätig. Sein im Schloßmuseum befindliches Selbstbildnis des Jesuitenpaters Franz Joseph Desbillons ist 1787 vom Kupferstecher Verhelst vervielfältigt worden, ebenso sein Porträt des hiesigen Botanikers Friedrich Casimir Medicus. Außerdem besitzt das Schloßmuseum Porträts des Stadtdirektors Gobin und seiner Frau, die auf der Rückseite signiert sind: „J. Jacob de Lose Pinxit Juny 1789“. (Vgl. Mannheimer Geschichtsblätter 1926, Sp. 85.)

Im Heidelberger Museum befindet sich ein 1782 entstandenes Porträt des kurpfälzischen Renovators Heyliger. Im katholischen Pfarrhaus zu Heidelberg hängt ein 1780 von Jakob Delose gemaltes

Selbstbild Karl Theodors (vgl. Kunstdenkmäler Badens Band Heidelberg S. 221).

Durch kurfürstliches Reskript Mannheim 11. November 1779 wurde dem Maler Delose für eine nach Batonis Originalporträt des Kurfürsten Karl Theodor angefertigte Kopie aus der Generalkasse ein Betrag von 300 fl. bewilligt (G.L.N. Pfalz 1397). Nach einem in Meusels Museum 18. Stück S. 460 abgedruckten Kunstbrief aus Mannheim, 10. November 1791, beschäftigte sich Delose damals hauptsächlich „mit Kopieren der kurfürstlichen Portraits, die er zufolge eines Privilegiums für alle Ober- und Unterämter verfertigte“. Laut Mannheimer Zeitung vom 3. Mai 1793 malte Delose den damals in Mannheim anwesenden König Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Nach Gewinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main S. 468 starb Joseph Jakob Delose in Frankfurt 1813.

Im gräflich Oberndorff'schen Archiv zu Nedarhausen befindet sich folgende Eingabe, die Delose am 3. Mai 1787 an den Kurfürsten Karl Theodor bzw. seinen Minister von Oberndorff richtete:

Durchlauchtigster Churfürst! Gnädigster Herr!

Ich bin der Porträtmaler Delose, der schon mehrmahlen die Höchste gnad gehabt Euer Churfürstl. Durchlaucht verschiedene meiner gefertigten Arbeiten zu zeigen und auch dabei das große Glück gehabt, daß von Höchstendenselben solche — besonders aber die Copie Höchster Portrait nach Badoni göst. approbiert, ja andern vorgezogen worden sind. Eben dieses flöchte mir den muth ein bey Euer Churfürstl. Durchlaucht (um) ein mildeste Aufnahm in die Zahl Höchster Hofmahler, auch ein jähriges Gehalt zu meinem, dann meiner Frau und Kindern bessern Subsistenz schon einige mahl unterthänigst anzusehen, wo zugleich den Verlust, den mein verstorbener Vater durch die überlassung seiner in Frankenthal auf eigene Kosten angelegt gehabte wollenzeug Fabrique an Euer Churfürstl. Durchlaucht erlitten hat, und ferner gehorsamit vorstellte, daß ich zu Erlernung der Mahler Kunst mein weniges Vermögen ganz aufgeopfert habe. Diese meine Bitte sande aber noch kein gnädigstes erhör. Vermuthlich aus der ursach, dieweil damalen keine stelle und besoldung eines Hofmahlers erlediget ware. Jezzo ist aber durch das Jüngsthinige ableben des Hofmahlers Brand der fall da, und gleichwie ich mich indessen in der Kunst portrait zu mahlen noch mehr und so erfähig habe, daß ich mir schmeicheln darf, das höchste wohlgefallenen Euer Churfürstl. Durchlaucht jezzo noch mehr, wie vorhin zuzuziehen, auch in der Kunst, wo nicht besser, doch dem verlebten tit. Brand immer gleich zu seyn und daher die von demselben angefangene, aber noch nicht ausgemachte Hofarbeiten zu Höchster Zufriedenheit zu rollenden, weshalb mich auch aller Prüfung unterwerfe.

So wage ich es Euer Churfürstl. Durchlaucht mich abermahlen zu süßen zu legen und meine vorhinige unterthänigste Bitte zu wiederholen, bey jezzo sich ergebener Vaccatur mich an die stelle des tit. Brand zu Höchster Hofporträtmahler mit einem jährlichen Gehalt Churmildest anzunehmen und mir die demselben sonst gewidmet gewesene, sowohl schon angefangene, als neue arbeiten gnädigst zu übertragen, wovon zusorderst onentgeltliche Proben abzugeben des ganz gehorsamsten arbeitens bin. Für diese mir zusließende höchste Huld und Gnade werde Ich mit meiner familie zur schuldigsten Dankagung für das fürwährende höchste wohl Euer Churfürstl. Durchlaucht den Allmächtigen onaußhörlich anrufen. Uebrigens getröste ich mich mildestwillfährigen Erhörs und ersterbe in tiefschuldigster Ehrfurcht und erniedrigung

Euer Churfürstl. Durchlaucht unterthänigst treu gehorsamster
Johann Jacob Delose.

Mannheim den 3. Mai 1787.

Ein Brief Gustav von Struve's von 1834. In den Besitz des Schloßmuseums ist kürzlich der nachstehende eigenhändige Brief Gustav von Struve's gelangt. Der Brief stammt aus Struve's revolutionärer Zeit, kurz bevor er sich in Mannheim als Obergerichtsadvokat niederließ. Die Adressatin Sidonie war seine Cousine. Sie beschäftigte sich, wie damals Struve selbst mit der Dichtkunst. Noch steht bei Struve diese poetische Tätigkeit im Vordergrund des Interesses.

Gustav von Struve stammt aus einem alten deutschen Geschlecht. Er war 1805 in München geboren als Sohn eines kaiserlich-russischen Staatsrats. Bald nach der Geburt des Sohnes wurde der Vater nach Stuttgart veretzt; 1817 kam er als russischer Geschäftsträger nach Karlsruhe. Dort besuchte Gustav von Struve die höheren Klassen des Lyzeums und begann 1822 sein Universitätsstudium in Göttingen. 1824—1826 war er in Heidelberg, dann wieder in Göttingen. Er bestand sein juristisches Examen 1826 in Oldenburg, wurde 1827—1829 Auditor bei der herzoglich oldenburgischen Kabinetts-Expedition am Frankfurter Bundestag und zugleich Attaché bei der Oldenburgischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M. 1830 wurde er auf seinen Antrag aus der kurz vorher begonnenen oldenburgischen Richterlaufbahn entlassen. Sein Versuch, sich in Göttingen oder Jena als Hochschuldozent zu habilitieren, scheiterte. Er entschloß sich nunmehr, seine juristischen Kenntnisse als Anwalt zu verwerten. 1834—1836 hielt er sich bei seiner Mutter in Karlsruhe auf. 1835 wurde er in den badischen Untertanenverband aufgenommen und erhielt im Jahre 1837 nach Ableistung eines Probejahres die Zulassung als Obergerichtsadvoкат beim Oberhofgericht in Mannheim. Von da ab blieb Mannheim bis zur Revolution seine Wirkungsstätte. (Näheres bei Karl Adermann, Gustav von Struve, mit besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für die Vorgeschichte der badischen Revolution, Heidelberger Dissertation 1914.)

Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Karlsruhe, 20. Aug. 34 (1834).

Liebe Sidonie! auch wenn mir nicht die Freude eines Briefes von Dir geworden wäre, so hätte es mich getrieben, Dir zu sagen, wie tief auch mich der Verlust ergriffen, den wir Alle erlitten haben. Wenn ich irgend einem Menschen ein langes Leben prophezeit hätte, so wäre es Victor gewesen. Vor kaum drei Monaten waren wir noch so vergnügt zusammen. Die gute Clara! An's Dulden von Kindheit an gewöhnt, wird sie gewiß auch diesen Schlag in christlicher Ergebenheit tragen. —

Du scheinst meine Pläne errathen zu haben. Vor Anfang des Winters werde ich ohne Zweifel Obergerichts-Advocat zu Mannheim seyn. Wielange ich in dieser neuen Charge aushalten werde, das wissen die Götter. Es wird mir schwerer, als ich selbst gedacht hatte, mich mit all den trocknen Dingen zu beschäftigen, welche ich nun wieder ergreifen muß. Allein, ich fühle es zusehr selbst, wie nothwendig es mir ist, mir wieder einen bestimmten Beruf zu erwählen, um mich nicht mit möglichster Geduld darein zu ergeben. Freilich scheint es mir oft, als wäre letztere mehr dem Scheine nach als in Wirklichkeit bei mir. Während Du die Geduld besingst, richten sich meine Verse an die Ungeduld, und Alles, was meine Muse in den letzten Zeiten hervorgebracht hat, scheint mir von dem Character der Geduld fern zu seyn, welchen Deine Verse athmen. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich Dir wieder einiges von meinen Productionen mittheilen könnte! Sie haben nun einen andern Character wie früher. Alles verändert sich in der Welt; gottlob auch ich. Aus einem ganzen Bande von Gedichten, welchen ich im Laufe weniger Wochen aus meiner Seele ausgegossen habe, schide ich Dir hierneben zwei. Ich weiß nicht, ob ich die Wahl gut getroffen habe; allein fühle sehr wohl, daß, ich mag wählen wie ich will, meine Wahl immer auf unvollkommenes fallen wird. Allein das fühle ich auch, daß ich ohne Poesie nicht leben kann. Ich dichte immer fort und kann's nicht lassen. Wenn auch kein Mensch was ich schuf je zu Gesicht bekommt, so ist es mir gleich viel. Nicht für Andere, für mich selbst dichte ich. Was Anderen Freundschaft, Liebe, Ruhm und Ehre, Gut und Geld, ist mir meine Poesie. Drum sey ganz außer Sorgen, zum Handwerk wird sie mir nie. —

Mit Märchen von Cannstadt nach Jena hat es fürs erste wohl ein Ende. Ach mit blutendem Herzen las ich noch gestern in Rousseau's confessions eine Schilderung seiner Züfreisen. Was ist das fahren in geistiger Schlawheit im Verhältniß zum Gehen mit bewegter Seele! Ich verschlinge jetzt ordentlich dieses Buch, das ich früher nur zum kleineren Teile gelesen hatte. Da ist doch Leben! während die Menschen um mich her, wenn sie schon gehen und sich bewegen, mir alle so todt erscheinen. 's ist eine lahme Welt, in der wir leben! — Ich halte mich jetzt wieder hier auf,

um meine Angelegenheiten in Gang zu bringen, nachdem ich zuvor vierthhalb Wochen in Cannstadt gewesen. Du sagst mir, ich solle Dir von meinen Schwestern schreiben. Aber was läßt sich da viel sagen? Ich bin nicht mit ihnen zufrieden. Aber mit wem bin ich es? Mit mir selbst nicht und mit Euch Allen auch nicht. Wenn ich Euch, und namentlich Dich, liebes Tantchen erkenne, so glaube ich, es kommt dies daher, daß Ihr mich nicht erkennet. Doch dem sey wie ihm wolle, man kann mit jemanden unzufrieden seyn, und ihn doch lieben und ehren. Ich lebe hier im Ganzen still und ziemlich einsam. Doch gehe ich, da uns eine Loge zur Disposition steht, ziemlich viel ins Theater, und sehe auch sonst bisweilen Menschen, Herren und Damen, ohne jedoch Gesellschaften zu besuchen. In Cannstadt gieng ich mit Kathinka und Fritzchen an die Quelle, woselbst sich die sogenannte schöne Welt versammelt, unter welcher wenigstens einige leidliche Personen zu figurieren pflegten. Wir machten auch Landparthien und eine Wasserparthie, aber ein höheres Interesse fehlte mir überall. — Das Musikfest ist nun wohl bereits vorüber. Es konnte Euch wohl kein Freudenfest seyn; doch hat Euch der erwartete Besuch, wenn er, wie ich hoffe, eintraf, gewiß viel Trost und auch Freude gegeben. Sollte er noch bei Euch seyn, so bitte ich, ihn von mir recht freundlich zu grüßen. Ich bedaure noch immer, daß sein Besuch das vorige Jahr in eine Zeit fiel, in welcher ich besonders unliebenswürdig war, was ich wohl tüchtig seyn kann, wenn es mir gerade kömmt. Grüßet auch die Zimmern von mir und ihre lieben Kinderchen und wer sich sonst noch meiner erinnert.

Schide mir, liebe Sidonie, recht bald wieder Proben Deines Dichtergeistes! Ich will meinerseits dann nicht zurückbleiben. Zu den zwei angekündigten Gedichten habe ich noch ein drittes gefügt, um den Platz zu füllen. Es gefällt Dir vielleicht besser als die beiden anderen. Von Deinen Gedichten hat mir dasjenige an die Geduld das schönste geschienen, dann Deine Worte an Varnbagen. Allein ich freute mich über alle drei recht sehr.

Adio Sidonie! Adio Tantchen! Lebet recht wohl und bleibet gut
Eurem treuen Vetter und Neffen
Gustav v. Struve.

Sylvan Rousseau. Zur Beantwortung der Frage Schmieders in seinem Aufsatz „Der Plan der Herausgabe eines Journal Palatin“ (Nr. 12 des vorigen Jahrgangs), wer dieser Rousseau war, der 1759 genannte Zeitschrift hier begründen wollte, enthalten einige Einträge der Ratsprotokolle von 1750 und 1751 im Mannheimer Stadarchiv Anhaltspunkte:

Am 2. April 1750 erhob der sich hier aufhaltende Handelsmann Sylvan Rousseau vulgo Normand*) Klage gegen den Schutzjuden Kaser (Kazarus) Neuburger wegen 15 Paar abhanden gekommener weißer Seidenstrümpfe. Der Stadtrat legte dieser Anklage scheinbar keine große Bedeutung bei, denn am 15. April 1751 befahl die Regierung, dem Kläger zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Stadtrat konnte hierauf berichten, daß Rousseau inzwischen die abhanden gekommenen Waren wieder erhalten habe. Er nahm aber die ihm vom Stadtschreiber übergebenen Strümpfe nicht an, da sie nicht seine Ware seien. Hierauf hat der Stadtrat die Regierung, „obenannten Rousseau, weil er durch seinen Handel die hiesigen Handelsleute beeinträchtigt, von hier fort in seine Heimat zu weisen“. Die Regierung entsprach diesem Antrage, Unterm 30. August 1751 lag dem Stadtrate eine Bittschrift Rousseaus an die Regierung vor, in der er zur Betreibung seiner Auspände in Mannheim um freien Eingang ersucht und ferner „seines Verhaltens wegen“ ein Attestat wünscht. Der Stadtrat verlängerte daraufhin seinen hiesigen Aufenthalt um vier Wochen und erbot sich, ihm auch bezüglich des Attestates, sobald er sich anmelden würde, an die Hand zu gehen. Zum letztenmal beschäftigte sich der Rat am 13. September 1751 mit Rousseau. Dieser hatte sich in seiner Angelegenheit unmittelbar an den Kurfürsten gewandt. Nun sollte ihn der Stadtrat im Auftrage der Regierung, soviel die anverlangte Satisfaktion wegen der Strümpfe quaest. belanget, weil er solche durch Herrn Pompeati

*) Die Schreibung des Namens mit r am Ende tritt nur dies eine Mal auf; im übrigen wird die Schreibung Rousseau beibehalten. Die weitere Beifügung vulgo oder dit Normand (einmal: gen. Normann) erscheint mehrmals.

bereits erhalten, ein für allemal zur Ruhe verweisen. Außerdem sollte ihm bedeutet werden, „weder J. C. D. noch dero nachgesetzte Regierung weiter zu behelligen“. Da Normand damals nicht mehr hier einheimisch war, sollte diese Eröffnung bis auf dessen Wiederanherkunft beruhen.

Demnach scheint Sylvan Rousseau ein geschäftlicher Abenteuerer gewesen zu sein, wie sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts manche in Mannheim aufhielten, und die Vermutung, daß er derselbe ist, der 1759 durch Herausgabe des „Journal Palatin“ wieder Beziehungen zum kurpfälzischen Hofe und zur kurpfälzischen Residenz anzuknüpfen suchte, dürfte nicht von der Hand zu weisen sein. Die Einleitung seines von Schmieder abgedruckten Briefes vom 21. Dez. 1759 wäre dann als Hinweis auf seine Ausweisung aus Mannheim anzusehen.

B. Rosenthal.

„Herrgott von Mannheim“. Zu diesem noch unerklärten, besonders in Wien gebräuchlichen Ausdruck — vgl. September-Heft 1928 dieser Zeitschrift — macht uns Herr Geheimrat Professor Dr. Carl Neumann in Heidelberg darauf aufmerksam, daß vielleicht Beziehung zum „Herrgott von Bentheim“ vorliegen könne. Der „Herrgott von Bentheim“ knüpft an ein frühes Steinkreuzigt im Orte Bentheim (holländische Grenze, Regierungsbezirk Osnabrück) an, das Ruysdael gemalt hat. Bevor dieses Kreuzigt im dortigen Schloßhofe Aufstellung fand, stand es auf freiem Felde, als „Schwurgott“ auf der Dingstätte (wiedergegeben als Titelbild zu Hermann Wirth, Der Ausgang der Menschheit, Jena 1928). Ähnliche Ausrufe sind nicht selten. So kommt in K. F. W. Wanders Lexikon auf S. 587 ein „Herrgott von Eyrheim“ vor, S. 593 ein „Herrgott von Schaffhausen“, S. 594 ein „Herrgott von Dachsbad“. Auch das „Herrgöttle von Biberach“ gehört in diesen Zusammenhang.

Zeitschriften- und Bücherchau.

Geschichte des Weindorfes Angstein und des ehem. Grafschafts-sitzes Pfeffingen. Von Ernst Merk. Verlag der Gemeinde Angstein 1928. — Leider unliebsam verspätet möchten wir auf diese außerordentlich fleißige Ortsgeschichte aufmerksam machen, die unser Mitglied Ernst Merk seiner Geschichte von Fußgönheim hat folgen lassen. Der bekannte Weinort Angstein mit dem jetzt dazu gehörigen Pfeffingen liegt nahe bei Bad Dürkheim. Sie waren bis zum Ausbruch der französischen Revolution im Besitz des Hauses Leiningen-Hardenburg. Kurpfalz war Lehnherr dieser Orte, die etwa 800 Jahre vorher aus dem Besitz des Klosters Weissenburg an das salische Haus und dann zur Pfalzgrafschaft gekommen waren. Pfeffingen, der ehemalige Sitz der Grafschaft und des Gerichts gleichen Namens, besteht heute nur noch aus wenigen Häusern; die alte Pfarrkirche wurde 1817 abgebrochen. Die auf umfassenden archivalischen und literarischen Studien beruhende, aber auch aus genauer Kenntnis des Volkstums schöpfende Arbeit Merks gibt zunächst einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung, behandelt sodann Verwaltung und Rechtspflege, weiterhin Volkswirtschaft, Bodenabgaben und Bodenverteilung, Kirche und Schule und teilt in einem Schlußabschnitt Näheres über Flurnamen, Flurbild und Ortsbild sowie Einwohnerbewegung mit. Die Schrift kann als eine wertvolle Bereicherung der pfälzischen Heimatliteratur gelten.

Aus dem Ordensleben des 18. Jahrhunderts. Typische Vertreter der Strikten Observanz. Archivstudien von Gustav Lang. Herausgegeben von der Heilbronner Loge „Karl zum Brunnen des Heils“. Heilbronn 1929, Eugen Salzer. Preis brosch. 6 RM. — Gegensätze im Geistesleben des 18. Jahrhunderts. Gegensätze zwischen Mystizismus der verschiedensten Richtungen und der Aufklärung führten zur Bildung eigenartiger Geheimbünde, die gewisse obere Schichten der damaligen Gesellschaft beherrschten. Es ist erklärlich, daß sich schwer ein genaues, vor allem ein umfassendes Bild von der Struktur solcher Geheimbünde entwerfen läßt, da das wenige, das über deren Ziele und Zwecke an die Außenwelt gelangen konnte, zum größten Teil entzweit und verfärbt ist. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient die vorliegende, archivalisch fundierte Abhandlung über eine Art der Freimaurerei, der sog. „Strikten Observanz“ eine besondere Bewertung. Zugleich will die Schrift einen Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts liefern. Die „Strikte Observanz“ fand von Frankreich aus, wo sie aus einer legendarischen Verflechtung mit der englischen Freimaurerei entstanden war, Eingang nach Deutschland (Mitte des 18. Jahrhunderts). Hier erscheint sie zunächst als die spielerische

Laune einiger Großgrundbesitzer, die aus ihr eine Wiederherstellung des Tempelordens erstrebten, wobei ein gerissener Hochkapler namens Johnson eine nicht geringe Rolle spielte, wird aber einige Jahrzehnte später zu einer allgemeinen Angelegenheit der deutschen Freimaurerei erhoben. Es ist typisch für diese Zeit, daß dem Orden der „Strikten Observanz“ Mitglieder aus den höchsten Kreisen angehörten, die, von der Aufklärung berührt, aber nicht befriedigt, Halt und Erneuerung in einem Derartigen in mittelalterliche Mystik suchten, dabei ernsthaft für allerlei geheime Künste, wie Alchemie, Magie und Astrologie schwärmend. Freilich, trotz aller lobenswerter Vorsätze kam die „Strikte Observanz“ nicht über spielerische Anfänge hinaus; mannigfache Irrungen und Wirrungen beschleunigten den Auflösungsprozeß dieses Ordens, der doch wohl mehr die okkulten Bestrebungen als das Geistesleben des 18. Jahrhunderts befruchtete hat. Typische Vertreter dieser „Strikten Observanz“ waren der Freiherr von Gugomos, einst Kammerjunter des Markgrafen August Georg von Baden-Baden, Prinz Ludwig von Hessen, der Hofrat Eberhard Waechter in Stuttgart und der Bürgermeister von Roßkampff in Heilbronn. Alle diese Vertreter werden in eingehenden Betrachtungen, denen entsprechende Bilder beigelegt sind, gewürdigt.

f. D.

Badische Biographien, VI. Teil 1901/1910. Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission herausgegeben von A. Krieger, K. Ober und O. Cartellieri (Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Preis pro Lieferung geh. 4.50 RM). — Von Band VI der Bad. Biographien, deren Herausgabe nach Albert Kriegers Tod Geheimrat Dr. K. Ober und Oberarchivar Prof. Dr. Cartellieri übernommen haben, liegen die Lieferungen Heft 4 und Heft 5 vor. Die darin behandelten Persönlichkeiten sind badische Parlamentarier, Beamte, Gelehrte, Schulmänner und Künstler, deren Tod in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fällt. Von Mannheimer Persönlichkeiten interessieren Friedrichs Biographie des sozialdemokratischen Parteiführers August Dreesbach, ferner die von W. Caspari bearbeiteten Biographien des um die hiesigen Sammlungen hochverdienten Hofrats Prof. Karl Baumann und des Gymnasiumsleiters Julius Keller. Aus Mannheim stammen der bekannte Psychiater Professor Dr. Richard von Kraft-Ebing und die bedeutenden Mathematiker Jakob Eüroth und Ernst Schröder. Die badischen Biographien sollten als wichtiges und zuverlässiges Nachschlagewerk in keiner badischen Bibliothek fehlen.

Schwarzwald-Sagen (Alemannische Stammeskunde 1, „Deutscher Sagenschatz“ im Verlag Eugen Diederichs in Jena). Herausgegeben von Johannes Künzig. Mit 69 Nachbildungen alter Kupfer und Holzschnitte, geh. 8 RM, geb. 10 RM. — Zum erstenmal erscheint hier eine Zusammenfassung der Sagen des ganzen Schwarzwaldgebietes auf wissenschaftlich-volkkundlicher Grundlage. Es gibt hier kein Sammlerprinzip nach Varianten mehr, sondern einen zusammenhängenden Text, der in schlichtem Chronistensstil oder mit dem Volksmunde erzählt. Die Sagenmotive sind klar herausgestellt, spätere Zutaten weggelassen. Das Gebiet umfaßt nicht nur den ganzen zu Baden und Württemberg gehörigen Schwarzwald, sondern auch die Rheinebene bis Karlsruhe. Die Sagen geben der Schwarzwaldlandschaft erst ihre Seele. Sie wissen von den geheimnisvollen Kräften und Wesen der Seen; sie erfüllen die Wälder mit einem Geistervolk eigener Prägung, mit all den Erdmännle und den mannigfaltigen geisterhaften „Wible“, die für die alemannisch-schwäbischen Gauen charakteristisch sind, die als „Fronfastenwible“ ihr gespenstisches Wesen treiben. Das Schwarzwaldhaus hat seine besonderen Hausgeister, teils freundlicher, teils unheimlicher Art. Vor allem lehrt uns diese Stammeskunde die Bewohner des Landes kennen, den Schwarzwaldmenschen, der noch so vieles bewahrt hat von urtümlichem Glauben, der noch vom „Schrättele“ weiß und vielerlei Zauber, von Wiedergängern und einer ausgebreiteten Sippe verwandter Wesen. Wir sehen ferner das Christentum seinen Einzug halten, und zahlreiche Legenden zeigen, wie es hier bodenständig wird, wie es sich an Quellen und Felsen und Bäumen ansiedelt; sie zeigen ferner, mit welcher Treue der Schwarzwaldbauer an diesen Heiligtümern hängt, die so mit seinem Lande verwachsen. Landschaft und Geschichte sind hier eng verknüpft, und so ist an den geschichtlichen Sagen in engerem Sinne neben der kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Seite (Bergbau) vor allem auch bedeutsam der Zug der Heimattreue, die sich in der wiederholten tapferen Verteidigung durch die Bauern bewährt. So handelt es sich bei diesem Band der Deutschen Stammeskunde ebenso wie bei ihren anderen Bänden nicht um das Gekern, sondern um das Morgen, also nicht um Erkundung des Vergangenen als Wissen, sondern um Erneuerung schöpferischer Kräfte durch Bindung in Blut und Boden. Es handelt sich also weniger um volkundliche Einzelheiten, als um Darstellung der Volksseele. Die Besucher des Schwarzwaldes vergeßen über Naturgenuß und Sport nur zu leicht die Seelenkunde dieser Landschaft und ihrer Bewohner. Daher wird dieses schön ausgestattete, wertvolle Buch für viele wie eine Entdeckung sein.

Abdruck der kleineren Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Vereinbarung mit der Schriftleitung der Mannheimer Zeitschrift.

Schriftleitung: Professor Dr. Friedrich Walter, Langhe-Str. 21. Für den sachlichen Inhalt der Beiträge sind die Mitwirkenden verantwortlich. Verlag des Mannheimer Altertumsvereins e. V., Druck der Druckerei Dr. Haas, G. m. b. H. in Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Fernruf: 29717 — Postfachkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depositenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Februar 1930

Nr. 2

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertums-Verein. — Vereinsveranstaltungen. — Aus den Vereinigungen. — Horace Vere, der Verteidiger von Mannheim in den Jahren 1620/1622. Von Dr. John Gustav Weiß. — Aus den Anfängen der Musikalienhandlung K. J. Heffel. Von Dr. H. Stubenrauch. — Das ehemalige Nonnenkloster in L. I. Von Rektor Heinrich Strohmaier. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherchau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Montag, den 17. Februar, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Vortrags-Saal der Kunsthalle Lichtbildervortrag von Christian Leichte, Direktor der Volkshochschule, Heilbronn, über „Die Burgen und Schlösser des unteren Neckartales“.

Montag, den 17. März, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, im großen Saale der Harmonie Vortrag von Privatdozent Dr. Kurt von Raumer, Heidelberg, über „Französische Rheinpolitik im 17. Jahrhundert“. Anschließend Mitgliederversammlung. Wir laden unsere Mitglieder zu beiden Veranstaltungen mit der Bitte um zahlreichem Besuch ein. — Das aus Anlaß des 70jährigen Bestehens des Altertumsvereins herauszugebende Werk „Die Geschichte der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim. 1. Teil. Die Pflege der Naturwissenschaften unter Karl Theodor von Adolf Kistner, liegt nun im Druck vor und wurde den Bestellern bereits zugesandt. Das Buch ist für Mitglieder jetzt zum Preise von Mk. 9.— gebunden und Mk. 8.— kartoniert erhältlich. Der Buchhändlerpreis beträgt Mk. 10.— u. Mk. 12.— Wir machen unsere Mitglieder auf die Sonderausstellung im Schloßmuseum: Meisterwerke der Buchmalerei aufmerksam. Inhaber von Dauerkarten haben freien Eintritt. Die für 1930/31 gültigen Dauerkarten können schon jetzt gelöst werden (Mk. 3.—) und berechtigen vom Tage der Lösung ab bis 31. März 1931 zum Besuch des Schloßmuseums und seiner Sonderausstellungen.

Der Verein beklagt das Hinscheiden seines korrespondierenden Mitgliedes Prof. Dr. Julius Dieffenbacher in Freiburg i. B., der am 30. Oktober 1929 verstorben ist. Prof. Dr. Dieffenbacher hat sich um die Ordnung des Vereinsarchivs, über das er in einer 1893 erschienenen Schrift berichtete, und durch Mitarbeit in den Mannheimer Geschichtsblättern verdient gemacht.

Vereinsveranstaltungen.

Wohl nirgends auf unserem Erdball liegt ein ausgedehntes Hochgebirge so inmitten hoher Kulturvölker wie die Alpen mitten in Europa, diese Mauer zwischen Deutschland und Italien, auch zwischen dem atlantischen Klimabereich des Rhönetales und der Steppenlandschaft Ungarns. Die Alpen sind aber auch Raum, in dem Werte verborgen sind, nach denen schon der urgeschichtliche Mensch zu suchen gewußt hat.

Darüber sprach in klarer und fesselnder Weise Montag, den 15. Januar Universitätsprofessor Dr. Gero Merhart von Bernegg-Marburg im vollbesetzten Harmoniesaal. Neugierde und Jagdbeute, erst später Salz und Erz, mögen den Menschen in die Alpen hineingeführt haben, daß er darin des Siedlungslandes gewahr wurde, in dem er nun abseits der großen Völkerbewegung im Flachlande sichere Ruhe fand. Die Isoliertheit der einzelnen Talandschaften hat zu einer Vielgestaltigkeit des Wildes geführt, über dem aber doch als gemeinsamer Zug die Kraft der Umwelt liegt, die diesen Menschen die jähe Festigkeit und ihr zurückhaltendes Wesen im Laufe der Zeiten aufgeprägt hat: dazu kommt noch eine gewisse raube Kraft, die sie im Kampf mit der Natur jeden Tag erproben mußten. Besonders die Keilgebiete, wie Etsch-, Tessin- und Rheintal und die weit einschneidenden Täler im Osten haben als natürliche Einfallspforten den Menschen in das Hochgebirge hineingeführt. Bis in die letzte Zwischenzeit, rund 20 000 bis 30 000 Jahre zurück reichen die ältesten Spuren der Jäger, die wohl dieses Wildes wegen, z. B. im Drachenloch bei Kagaz in 2400 Meter Höhe in einer Höhle gelebt haben. Die dort von Dr. Wächler entdeckten, als Opfergabe in Steinküfen niedergelegten Schädel- und Großknochen von Höhlenbären werfen auch ein eigentümliches Licht auf die religiösen Anschauungen dieser ältesten Siedler in den Alpen. Aber diese Eiszeitmenschen blieben eine vereinzelte Erscheinung. Das erneut vordringende Eis erlöschte Pflanzen- und Tierwelt und verdrängte damit auch den Menschen. So mußten die Alpen neu vom Menschen erobert werden, als er in der Nachzeit im Flachland draußen bereits zum Bauerntum übergegangen war und seine Steingeräte zu glätten begonnen hatte. Aber nur vorsichtig tasteten sich die verschiedenen Kulturgruppen der jüngeren Steinzeit in das Gebirge hinein. So die Wandkeramiker von Osten bis ins Salzburgerische und ins Rheintal, die Pfahlbauenden Michelsberger vom Westen her, von Süden die Ausläufer der oberitalienischen Steinzeitkulturen mit Menhir-Grabsteinen, deren östlichster bei Tramin im Etschtal gestanden hat; und aus dem Nostalal über den großen St. Bernhard hinweg hat sich im Wallis die einzige inneralpine Kultur mit eigenartigen Steinküfenarabern entwickelt, die bis in die Bronze- und Eisenzeit fortlebt. Was in die Täler der Westalpen eingedrungen ist und später dort die Ligurer gebildet hat, bleibt armfelig und dürftig auch noch die folgenden Jahrtausende, ist es noch in den Berichten der römischen Zeit. Die Kulturentwicklung des Menschen vom Werkzeug aus Stein zur Bronze fiel zusammen mit einer Besserung des Klimas, woraus neues Leben erblühte, namentlich in der Erzzone der Ostalpen, wo Kupfer und Salz ins Gebirge hinein lockten.

Die Pfahlbauiedlungen entwickelten sich weiter durch die ganze Bronzezeit, und noch heute fährt wie vor Jahrtausenden der Schiffer auf dem Mondsee des Salzammergutes im Einbaum. Dazu kamen Einwanderer vom Norden her, wohl die ersten Indogermanen. Ein reger Handel begann und weit hinaus reichen die Kunde als Feigen rühriger Verärgung. Sie dringen ins Oberengadin, wo sie den Segen der Stahlnelle von St. Moritz erkonnten und sie gefaßt haben: Erst 1907 wurden die beiden mächtigen, ausgehöhlten und mit Bronzebeilen geglätteten Särgenstämme, die seit 1000 v. Chr., also rund 3000 Jahre als Kästung genügt haben, erlegt und dabei Bronzeschwerter und Nadeln als Weibgaben gefunden; sie sind heute im Engadinnmuseum in St.

Moritz zu sehen. Das Keilgebiet des Etschgebietes zog wieder andere Leute von Oberitalien an, die ihre Topfware und Beilformen aus der Heimat mitbrachten. Der Verkehr beginnt herüber und hinüber über die Alpen zu gehen.

Da rückte gegen das Ende des zweiten Jahrtausends vom schlesischen Gebiete her ein Volk heran, das seine Toten ver-



Besetender Mann
Bronzestatue 400 v. Chr.

brannte und die Asche in Urnen beifetzte. Diese Leute drangen zum erstenmal tiefer ins Inntal hinein; der Handel der Erzzone belebt sich, ihre Bergwerksschächte mit den Steighölzern zur Ueberwindung der Klüfte sind wieder zutage gekommen, so daß wir uns über die Art ihres Untertagebaues eine gute Vorstellung machen können. Zum Siedeln haben die Bewohner die Mauern der Alpen noch nicht überstiegen. Während so die Anzeichen für die Entwicklung auf das Beste gingen, zwang ein erneuter Klimasturz die Leute zum Rückzug. Mit Balken- und Bretterverschalung und Lehmabdichtung der Stollen versuchte man vergebens, sich gegen das eindringende Wasser zu schützen. Die Inntalflüden werden verlassen, manche Alpengegenden werden um die Jahrtausendwende fundleer, mit dem Steigen der Seespiegel werden auch die Pfahlbauten geräumt. Nur der Salzgewinnung in Hallstatt kam dieses unwirtliche Klima zugute; wenn es auch nur leichte Glitter- und Vasarware ist, die in den unzähligen Gräbern den Reichtum der Bewohner am Salzberg widerspiegeln.

Während ein Teil dieser Leute an den Rändern noch sitzen bleibt, unziehen andere Scharen die Ostalpen. Aus dem Nordwesten der Balkanhalbinsel unternimmt das Volk der Illyrier den dritten Ansturm auf das Alpengebiet im achten Jahrhundert v. Chr. Wieder beweisen die reliefverzierenen Töpfe vom Montlinger Berg im Rheintal kurz oberhalb des Bodensees, wie weit sie nach Westen vorgedrungen sind. Ueber die Mauer der Alpen legt sich eine Sattelfultur, die zwar Nord und Süd immer noch trennt, die aber doch im Innern des Alpenraumes ein eigenes Leben zu führen beginnt, von dem uns die Reliefbilder der venetischen Bronzebeimer vom 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. noch eine recht lebhaftige Vorstellung vermitteln können.

Jetzt war es das Eisen, das diese Menschen suchten: Da brachen um die Mitte des Jahrhunderts die Kelten aus Ostfrankreich auf und drangen über den großen St. Bernhard nach Oberitalien hinein, wo ihre waffengefüllten Kriegergräber ebenso wie in Südtirol zahlreich erscheinen. Gelegentlich drangen sie auch in die Alpentäler vor, um dort mit den Leuten in den inneren Alpenkulturen aufzugeben.

Als solches in die Alpentäler hineingeworfenes Strandgut erklären sich auch die etruskischen Denkmäler aus dem Grabfelde von Pfatten im Etschtal. Während nun die Kelten auf ihren weiten Zügen, die sie bis nach Kleinasien hineinführten, den Alpenwall sonst umgeben, bildet sich in seinem Innern abseits der großen Verkehrslinie ein wirkliches Volkstum aus.

Was folgt, ist die Eroberung der Alpen durch die Menschen, nämlich Einbeziehung der Gebirgsgegenden in das römische Reich und die Rückwerfung der Römer durch die Germanen. In diesen Geschehnissen, die schon Geschichte sind, wird aber ihr Volkstum nicht aufgerieben. Zwar romanisiert, aber der Italianisierung wie der Germanisierung Widerstand leistend, leben sie als kleiner Rest noch heute, die Friauler, Latiner, Räter und andere mehr.

Der vierte Ansturm auf die Alpen durch den Menschen ist in unserer Zeit erfolgt; gelockt von der starren Schönheit und furchtbaren Wildheit sucht er die Berge sich selbst zu erobern. Er wird die früheren nur um so mehr bewundern und auch besonders die Gnade und Hilfe suchende Geiste des Beters verstehen, einer kleinen Bronzestatue aus der Zeit um 400 v. Chr., die am Barzinkopf bei Imst im Inntal zweitausend Meter hoch in einer einsamen Felswand gefunden worden ist und deren Bildchen die Einladungskarte zum Vortrag zierte: es war eine Weihgabe zur Errettung aus Mühen und Gefahren. H. G.

Der Einführung in die vom Schloßmuseum veranstaltete Sonderausstellung: Meisterwerke der Buchmalerei diene ein Lichtbildervortrag, den der Direktor des Schloßmuseums, Professor Dr. Walter, vor zahlreich erschienenen Mitgliedern des Vereins Montag, den 5. Februar im Vortragsaal der Kunsthalle hielt. An Hand vieler vorzüglicher Lichtbilder schilderte der Redner die tausendjährige Entwicklung der Handschriftenminiatur im Zeitraum von rund 500 bis 1500, von der Wiener Genesis bis zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I., das Dürer mit Randzeichnungen schmückte. Er ging aus von den ältesten Denkmälern biblischer Illustrationen, schilderte sodann an sorgfältig ausgewählten Proben die



Aus der Ausstellung des Schloßmuseums „Meisterwerke der Buchmalerei“

Evangelij Matthäus

Aus einem Evangelarium des Klosters Forch
fog. Ada-Gruppe Trier? um 800.

Bedeutung der Buchmalerei in der Zeit der Karolinger und Ottonen mit den wichtigsten Pflegestätten und Schulen. Besonders hervorgehoben wurden die herrlichen Miniaturen, die der berühmten Malerschule des Klosters Reichenau entstammen. Außer den bedeutendsten

Schöpfungen deutscher Buchmalerei wurden interessante Beispiele aus englischen, französischen, niederländischen, italienischen und böhmischen Bildhandschriften gezeigt. Aus der weiteren Entwicklung der mittelalterlichen Buchmalerei wurden instruktive Beispiele der Bildausstattung von liturgischen Büchern, von Brevieren, von weltlichen Dichtungen, von Rechtsbüchern und jüdischen Ritualhandschriften vorgeführt und erläutert. Die stilistische Wandlung der Buchminiatur von der Wirklichkeitsnachahmung in antiker Zeit bis zu den Schöpfungen der Reichenaukunst, die in ihrer weltfernen Symbolik expressionistischen Bildern verwandt sind, und weiterhin im späteren Mittelalter zu sinnenfreudiger Naturschilderung und zu der liebenswürdigen Sachlichkeit der Niederländer trat den Hörern klar vor Augen. Außer der kunstgeschichtlichen Bedeutung wurde auch die kulturgeschichtliche Wichtigkeit der Bilder erläutert.

Der übersichtlich und fesselnd aufgebaute Vortrag, dem die Zuhörer lebhaften Beifall zollten, war eine ausgezeichnete Einführung in die derzeitige Ausstellung des Schlosses in Jülich, deren Besuch unseren Mitgliedern wärmstens empfohlen wird.

Mit Unterstützung zahlreicher Verleger und Bibliotheken gibt diese Ausstellung in mehreren Räumen des Museums eine reichhaltige Zusammenstellung originalgetreuer, zum größten Teile farbiger Faksimiledrucke, die man wohl selten in so übersichtlicher Anordnung betrachten und vergleichen kann.

Aus den Vereinigungen. Samiliengeschichtliche Vereinigung.

Am 20. Januar sprach im Nebenzimmer des Hotels National Herr Prälat D. Dr. W. Diehl aus Darmstadt vor einer stattlichen Anzahl von Mitgliedern, zu denen sich mehrere Amtsgenossen des Redners mit ihren Damen als willkommene Gäste gesellt hatten, über „Schulgründungen und Schulmeister in der Kurpfalz im 16. und 17. Jahrhundert“. Herr Prälat Diehl ist in diesem Kreise kein Unbekannter, und sein auf umfassende Kenntnis des Stoffes gestützter, überaus lebensvoller, von gesundem, natürlichem Humor gewürzter Vortrag ist der Aufmerksamkeit und des Beifalls seiner Zuhörer gewiß.

Aus den Studien des Vortragenden über hessische Schulgeschichte, die er in der „Hassia sacra“ veröffentlicht, hat sich ergeben, daß das Schulwesen in Hessen überhaupt, zumal aber das Volksschulwesen auf dem Lande schon vor dem Dreißigjährigen Kriege auf einer beachtenswerten Höhe gestanden hat, ebenso in den benachbarten Ländern, für die eine geschichtliche Darstellung leider noch fehlt. Während die Entstehung von Lateinschulen vielfach unmittelbar auf die Reformation folgte, hat es einer längeren Zeit bedurft, bis die Gründung und Vermehrung evangelischer Volksschulen zu einem gewissen Abschluß gebracht war, etwa im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Weder die Zahl der Stellen, noch ihre Besoldung hat sich in den nächsten 100–200 Jahren vermehrt; letztere ist vielmehr durch das Sinken des Geldwerts schlechter geworden. Es gab zu jener Zeit in Hessen zweierlei Arten von Volksschullehrern: einmal akademisch vorgebildete „Magister“, Theologen, die einige Jahre Schuldienst taten, um dann ihr theologisches Examen zu machen und Pfarrer zu werden; und dann daneben nicht systematisch vorgebildete, unstudierte Schullehrer. Ähnlich war es in Kurpfalz, wo ein geordnetes Volksschulwesen seit Friedrich III. entstand. In Rheinhessen gab es vor dem Dreißigjährigen Kriege 146 Lehrer, darunter 64 Theologen. Während des Krieges ging die Zahl der letzteren stark zurück, da sie durch die wechselnden „Reformationen“ viel mehr dezimiert wurden als die unstudierte Lehrer. So war in Kurpfalz der theologische Präzeptor nach 1650 in der Volksschule schon eine Seltenheit, während er in der Lateinschule sich bis ins 19. Jahrhundert erhielt.

Diese unstudierte Landschullehrer üben ihre Tätigkeit nicht mehr im Nebenberuf aus, sondern sind richtige Berufslehrer, die nur noch nebenbei etwas Landwirtschaft treiben. Sie lassen sich vielfach versetzen; erst im 18. Jahrhundert überwiegt die Sesshaftigkeit. Häufig sind es Nachkommen von Pfarrfamilien, deren Ver-

folgung und Vertreibung den Söhnen das Studium oft unmöglich machte. So wie aus zahlreichen geistlichen Familien neben theologischen Nachkommen auch Zweige von Lehrerfamilien entsprungen sind, so sehen wir auch aus Lehrerfamilien trotz der Schwierigkeit des Fortkommens im 17. und 18. Jahrhundert Geistliche hervorgehen. Das läßt doch darauf schließen, daß die soziale Stellung des Volksschullehrers auf dem Lande damals viel besser war, als oft behauptet wird. Andere Familien sind Generationen lang beim Lehrerstand verblieben und der Sohn lernte den Beruf von Kindesbeinen an beim Vater. Es sind manche Schriften von Lehrern aus jener Zeit erhalten, die ihren Bildungsgrad und ihre soziale Gehobenheit beweisen, freilich in dem an sich beschränkteren Rahmen damaliger Leistung. Die armselige Figur des „Winterschulmeisters“ gab es vor 1760 höchstens in ganz entlegenen Odenwaldschulen.

Der Vortragende schloß: Die Kirche schuf im 16. Jahrhundert ein Schulwesen, das nicht als minderwertig gelten kann. Es bildete sich ein deutscher unstudierte Lehrerstand, der sich in tief innerlicher lebendiger Tradition vom Vater auf den Sohn vererbte und in vielen Beziehungen günstiger dastand als zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Der Vorsitzende dankte dem Redner herzlich im Namen aller Hörer.

Dr. Sch.

Horace Vere,

der Verteidiger von Mannheim in den Jahren 1620/1622.

Von Dr. John Gustav Weiß in Eberbach.

In Berichten über die pfälzischen Kriegsergebnisse von 1620/1622 ist oft die Rede von der Tapferkeit des Befehlshabers der englischen Hilfstruppen, Horace Vere, ohne daß man dabei eigentlich ersehen kann, wo er diese Eigenschaft erwiesen hat. Die Lage, in der er sich in der Pfalz befand, gab ihm wenig Gelegenheit, sich hervorzuheben, so daß man, lediglich auf den pfälzischen Krieg hinsehend, die Palme eher seinen Unterbefehlshabern zuteilen möchte, Sir Gerard Herbert, der bei heldenhafter Verteidigung des Heidelberger Schlosses den Tod fand, und Sir John Burrough, der nach dem Falle von Heidelberg und Mannheim Frankenthal noch gegen die Spanier hielt, bis sein König ihn abrief.

Es dürfte deshalb nicht unangebracht sein, die Persönlichkeit und Laufbahn Veres im ganzen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, um so zu einer richtigen Wertung des Mannes zu gelangen.

Vorausgeschickt sei, daß die vorstehend angewendete Schreibweise des Namens „Vere“ (nicht Deere oder Deer), nicht nur deshalb die richtigste sein dürfte, weil der Name von dem Dorfe Der bei Bayeux herrührt, sondern auch weil sie sich in allen englischen Staatsdokumenten findet, in denen er vorkommt. Beiläufig sei erwähnt, daß auch Shakespeare „Vere“ schreibt¹⁾.

Der Stammvater der Vere's, Aubrey (Alberich) de Vere, kam mit Wilhelm dem Eroberer nach England, zeichnete sich in der Schlacht bei Hastings aus und erscheint nachher im Domesday-book als Besitzer ausgedehnter Ländereien in den Grafschaften Essex, Cambridge und Suffolk. Macaulay²⁾ nennt die Familie die längste und glänzendste Adelslinie, die England gesehen habe, hervorragend schon zu einer Zeit, da die Howards und Seymours noch obskur waren, die Nevilles und Percys nur provinziellen Ruf genossen, und der große Name Plantagenet in England noch nicht gehört worden war. Ein Enkel des Stammvaters, auch Aubrey genannt, Minister des Königs Heinrich Beauclerc, erhielt den Titel

¹⁾ In König Heinrich VI., Teil III, Akt III, Szene III, sagt Orford (auch ein Vere): Call him (Edw. IV.) my king, by whose injurious doom My elder brother, the Lord Aubrey Vere, Was done to death?

²⁾ History of England, Tauchnitz Edit., III S. 140, auf Grund von Halsteads „Succinct Genealogy of the Family of Vere“, 1685, sowie andern Quellen.

eines Grafen von Oxford, der bis zum Jahre 1703 im Mannesstamme sich ununterbrochen forterbte, jeweils dem ältesten Sohne der ältesten Linie zukommend³⁾. Der dritte Graf Oxford war einer der Exekutoren der Magna Charta, der siebente zeichnete sich bei Cressy und Poitiers aus, der dreizehnte war der Führer der Partei der Roten Rose und führte die Vorhut in der Schlacht bei Bosworth, der siebenzehnte war einflussreich am Hofe der Elisabeth und erwarb sich den Ruf eines nicht unbedeutenden Dichters.

Horace Vere, geboren 1565, war der vierte Sohn eines Geoffrey Vere und seiner Frau Elisabeth Hardeknyn. Sein Großvater war ein John Vere, der 1540 als Erbe eines Detters Graf von Oxford geworden war.

Seine früh verwitwete Mutter wohnte mit ihren Söhnen in dem Familienbesitzum Kirby Hall bei Heddingham. Der zweite und der dritte Sohn, Robert und Francis, wandten sich früh dem Waffenhandwerk zu, in dem sie herangebildet wurden durch Sir William Browne, der lange in den Niederlanden Kriegsdienste getan hatte. So kamen auch sie dorthin, zeichneten sich vielfach aus und kamen vorwärts. Im Jahre 1590 folgte ihnen Horace. Er trat in eine Infanterie-Kompagnie unter seinem Bruder Francis, der zu dieser Zeit Generalmajor war. Bei einem tapferen Angriff auf die Befestigungen von Steenwerk im Juli 1592 wurde er verwundet, kehrte aber bald zum Dienste zurück und erhielt bei der Belagerung von Groningen 1594 eine Kompagnie. Das Jahr 1596 führte ihn auf einen andern Kriegsschauplatz; er zeichnete sich bei der Belagerung von Cadix aus und erhielt dafür den Ritterschlag. Sein Bruder Robert war inzwischen 1595 im Kampfe gegen die Spanier bei Wesel gefallen. In der Schlacht bei Nieuport 1600 befehligte Horace 300 Mann unter seinem Bruder Francis, der die Vorhut führte. Die letztere wurde aufgerieben und Francis Vere schwer verwundet, aber heftige Angriffe, die Horace Vere und andere englische Führer machten, brachen schließlich die spanischen Reihen und retteten den Tag. Bei der Belagerung von Ostende hatte Horace Vere im Januar 1602 an der Spitze von zwölf Kompagnien einen besonders wichtigen Punkt, den sog. Sandhügel, gegen einen schweren spanischen Angriff zu verteidigen und warf die Spanier mit Glanz zurück, wobei er eine schwere Verwundung davontrug. Bald aber stund er wieder im Felde. Nach dem Tode der Königin Elisabeth, 1603, wurde er von seinem Bruder nach England geschickt, die Befehle des neuen Königs einzuholen. Im folgenden Jahre zog sich Francis Vere vom Oberbefehl der englischen Streitkräfte in den Niederlanden zurück, und nun trat Horace an seine Stelle, allerdings zunächst nicht mit gleichem Range, sondern als Aeltester unter vier englischen Führern. Als im gleichen Jahre Ostende gefallen war und Moritz von Nassau zum Ersatz Sluys zurückgewinnen wollte, stellten sich die Spanier seinem Vormarsch auf einem schmalen Landstreifen zwischen zwei Sümpfen entgegen, aber sie wurden von Vere aus dem Felde geschlagen und der Entsatz von Sluys durch Spinola wurde so verhindert und die Stadt zur Uebergabe genötigt. Im folgenden Jahre, als die Niederländer bei Mülheim eine entscheidende Niederlage durch eine überlegene spanische Heeresmacht erlitten, gereichte es ihnen zur Rettung, daß Vere mit nur vier Kompagnien den Rhein kreuzte und die Spanier so lange abwehrte, bis die ersteren sich wieder gesammelt hatten und sich in Ordnung zurückziehen konnten. Diese Tat, die selbst von Spinola als hervorragend anerkannt wurde, verschaffte Vere das besondere Vertrauen seines Kriegsherrn, dem er fortan die wertvollste Stütze war. Im Jahre 1607 indessen begab er sich nach England zurück und verheiratete sich mit Mary, Tochter des Sir William Tracy von Tod-

³⁾ Der Titel eines Herzogs von Irland, den ein Vere unter Richard II. erhalten hatte, vererbte sich nicht. Demselben Vere war vorher der bis dahin in England nicht übliche Titel eines Marquis verliehen gewesen.

dington, die ihm in der Folge fünf Töchter, aber keinen Sohn schenkte. In den folgenden Jahren finden wir ihn, abgesehen von der Belagerung von Jülich, 1610, nur mit friedlicheren Aufgaben betraut. Er folgte 1609 seinem in diesem Jahre verstorbenen Bruder Francis als Gouverneur von Brill⁴⁾, das zu jener Zeit den Engländern verpfändet war, und blieb in dieser Stellung, bis 1616 Brill ausgelöst wurde. Dann wurde er 1618 Gouverneur von Utrecht und es schien, als solle er seine Rolle als Feldsoldat ausgespielt haben.

Als aber 1620 König Jakob von England dem pfälzischen Gesandten Dohna die Werbung einer Truppenmacht in England gestattete und allenthalben der Aufruf erging, dem Beispiel Londons zu folgen, das für den Zweck gleich 10 000 £ gezeichnet hatte, da erbat sich Dohna Vere als Befehlshaber der zu bildenden Truppe. Er stieß damit zwar dem Herzog von Buckingham vor den Kopf, der einen andern Mann im Auge gehabt hatte und nun der Sache seine mächtige Unterstützung entzog, was sie wohl in der Folge schwer geschädigt haben mag, vorerst aber sie nicht aufhielt. Der Name Veres erwies sich zugkräftig, insofern viele jungen Leute vom Adel zu seinen Fahnen eilten, aber der Erfolg der Werbung von Mannschaften sowohl als des Appells zur Beisteuerung von Geldmitteln entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Dohna ward sehr pessimistisch und rechnete bestenfalls noch mit 2000 Mann. Viel darüber hinaus erbrachten die Werbungen auch nicht. Am 9. Juli verabschiedete sich Vere vom König und segelte mit 2200 Mann von Gravesend ab.

Es war schon eine schwierige Sache, überhaupt in die Pfalz zu gelangen. Carleton, der ja die Verhältnisse auf dem Kontinent aus eigener Anschauung kannte, sagte, er wisse nicht, wie das zu vollführen wäre, da Spinola und Delasco mit starken Streitkräften den Weg sperrten. Aber Vere hatte schon seinen Plan gemacht. Statt im Rheintal zu bleiben, machte er einen Umweg über den Taunus und kam so unbehelligt bis an den Main. In der Nähe von Frankfurt suchte Spinola ihm den Weg zu verlegen, aber Vere brach durch und setzte seinen Weg über Darmstadt nach Worms fort, wo er sich mit den Pfälzern vereinigte. Spinola zeigte keine Lust, weiter mit ihm anzubinden, sondern rechnete darauf, daß die Zeit gegen die pfälzische Sache sechsten werde.

Inzwischen wurden anscheinend in England alle Mittel angewendet, den König günstiger für seinen Schwiegersohn zu stimmen, und tatsächlich erging am 16. Februar (a. St.) 1621 ein königliches Dekret⁵⁾, das Vere förmlich mit der Führung der Hilfstruppen für die Pfalz betraute, ihn ermächtigte, 8000 Mann Fußvolk und 1600 Reiter zu halten, ihm das Recht zu Ernennungen und Strafen übertrug und ihn anwies, die Rechnungen für den Unterhalt der Mannschaften „according to german usage“ dem Schatzamt vorzulegen. Aus der ursprünglichen bloßen Erlaubnis zur Truppenwerbung für die Pfalz war also eine förmliche Hilfsaktion des Königs geworden⁶⁾.

Da es hauptsächlich darauf ankam, die festen Plätze zu halten, hatte Vere sein Hauptquartier in Mannheim genommen; John Burroughs war mit einem Teil der englischen Mannschaften nach Frankenthal gelegt worden, und in Heidelberg, wo nur das Schloß englische Besatzung erhielt,

⁴⁾ Rqmer, Thomas, Soedera etc. Ausgabe v. 1741, III, S. 212.

⁵⁾ Rqmer, a. a. O., S. 228.

⁶⁾ Bekanntlich hatte der König auch der Union 30 000 £ geschickt. Von weiteren 40 000 £, die er aufwendete, „um die Truppen in der Unterpfalz zusammenzuhalten“, wie in einer Parlamentsverhandlung im Herbst 1621 vom Großsiegelbewahrer erklärt wurde (Cobett, The Parliamentary History of England, London 1806 S. 1297), ist nicht klar, ob das Aufwendungen für die Hilfstruppe Veres waren oder Hilfsgelder für die pfälzischen Streitkräfte. Jedenfalls war es im Ganzen doch nicht so wenig, was der König für seinen Schwiegersohn tat, und es wäre vielleicht auch nicht ganz fruchtlos gewesen, wenn die Union nicht verjagt hätte.

war Kommandant des letzteren Sir Gerard Herbert geworden?).

Neben Dere und unter seinem Oberbefehl befand sich in Mannheim noch der pfälzische Oberstleutnant Waldmannshausen mit zehn Fähnlein deutscher Söldner. Im ganzen hatte Dere dort etwas über 4000 Mann beisammen, worunter etwa 1400 Engländer. Es war offenbar ungeachtet des königlichen Dekrets nicht möglich, weitere Mannschaften anzuwerben. Ganz ungenügend war die Zahl der Geschütze.

Bis in den Herbst 1621 ergaben sich keine großen Ereignisse, aber immer klarer wurde es, daß die englische Hilfe nur ein Opfer für eine verlorene Sache sein würde, wenn sie nicht in ganz anderem Ausmaß einsetzte. Wenn die militärische Lage durch das Herankommen Mansfelds verbessert worden war und Spinolas Nachfolger Cordova genötigt worden war, die eingeleitete Belagerung von Frankenthal aufzugeben, so war sie doch anderseits wieder um so bedrohlicher geworden durch das Erscheinen der Bayern unter Tilly. Aber das war noch nicht alles. Mansfeld, der keine andere Wahl hatte, als nach dem Prinzip zu leben, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, war den Pfälzern ein ärgerer Bedrucker als die Spanier. Als Digby von seiner Mission nach Deutschland wieder nach England zurückgekehrt war und im Parlament Bericht erstattete, betonte er dies ganz besonders, wobei er den Spaniern kein schlechtes Zeugnis ausstellte. Dem Verhalten Deres und seiner Unterbefehlshaber zollte er uneingeschränktes Lob, aber die Notwendigkeit weiterer Hilfe machte er auf das nachdrücklichste geltend. Weitere Redner — Digges, Fleetwood und Wentworth — unterstützten, ja überboten ihn hierin, und es wurde eine Resolution gefaßt, in der es heißt: In Anbetracht, daß diese unvermeidliche Notwendigkeit auf Eure Majestät gefallen ist, wolle Eure Majestät diesen gerechten Anlaß nicht vorübergehen lassen, schleunigst und wirksamst das Schwert in die Hand zu nehmen⁷⁾. Der König schien um diese Zeit auch zum äußersten entschlossen zu sein, aber er ließ sich wieder hinhalten und unternahm nichts Entscheidendes.

Als nach der üblichen Winterruhe im Frühjahr 1622 die Feindseligkeiten wieder begannen, schien sich das Kriegsglück zunächst auf die pfälzische Seite zu neigen. Aber nach der Schlacht bei Wimpfen war es damit zu Ende und nun ging es nur noch um die festgehaltenen Städte. Den Fall des schlecht besetzten Heidelberg konnte Dere nicht hindern; Mannheim und Frankenthal aber wollte er so lange wie möglich halten. Seine schwierige Lage war in England wohlbekannt und es fehlte auch nicht an einzelnen Bestrebungen, ihm doch noch Hilfe zu bringen. So legte u. a. auch der Dichter Chapman sich für ihn ins Zeug⁸⁾. Aber zu Taten führten diese Bestrebungen nicht.

Es ist nicht der Zweck dieser Darstellung, die Belagerung und den Fall Mannheims selbst zu schildern. Wäre das meine Absicht, so könnte ich nichts Besseres tun, als die Darstellung in Fr. Walters „Geschichte Mannheims“ abschreiben, auf die ich hier verweisen möchte. Es sei hier nur das eine gesagt, daß die Art, in der Dere mit seinen Vorräten haus hielt, auf die Absicht zu längerem Aushalten hindeutet. Daß er schließlich, nachdem es sich nur noch darum handelte, die Katastrophe vielleicht um einige Tage hinauszuziehen, einen für seine Truppen wie für die Bürgerschaft günstigen Akkord der nutzlosen Aufopferung der unter seiner Obhut stehenden Menschenleben vorzog, kann ihm nicht zur Unehre gereichen, wenn es auch für ihn vielleicht die unerfreulichste Episode in seiner ganzen Laufbahn war.

⁷⁾ G. P. R. James hat Herbert zu einer der Hauptfiguren in seinem bekannten Roman „Heidelberg“ gemacht.

⁸⁾ Die Verhandlung ist abgedruckt bei Cobett, a. a. O. S. 1298, 1324.

⁹⁾ Chapman, George, „Pro Vero Autumni Lachrymae“, inscribed to the incomparable Soldier Sir Horace Vere, Knight, besieged and distressed in Mainhem (sic!). 1622.

Friedrich V., als er die Nachricht erhielt, war zunächst erboßt über die Uebergabe. Der Fall Heidelbergs hatte ihn tief geschmerzt, aber er hatte ihn als etwas Unabwendbares hingenommen. Ueber den bei Verteidigung des Schlosses gefallenen Herbert hatte er seiner Gattin geschrieben:



*Horatius Vere Ritter, General in den
Pultz over Crjchts volck des Conincx
van Groot Brittainen.*
H. De Clerck exc.

„Wollte Gott, daß Andere so treu gewesen wären, wie er!“ Wäre der Brief etwas später geschrieben, so hätte man in dieser jedenfalls gegen den Kommandanten der Stadt Heidelberg, v. d. Merven, sich richtenden Bemerkung auch eine Spitze gegen Dere erblicken können. Nach dem Datum des Briefes ist das ausgeschlossen, aber fest steht, daß Friedrich die Notwendigkeit der Uebergabe Mannheims zunächst nicht begriff. Er hatte nur die wohlausgebaute, ganz moderne Festungsanlage im Auge, nicht aber die Unzulänglichkeit der Verteidigungsmittel. Später kam er offenbar zu besserer Einsicht und verkehrte freundschaftlich mit Dere, als er ihm wieder begegnete. Das zeigt sich u. a. in einem Briefe von ihm an seine Gattin aus Herzogenbusch vom Juni 1626, in dem er über Dere und seinen Verkehr mit ihm spricht und wieder in einem Briefe an sie vom Juli 1629 aus dem Lager Deres, wo er bei diesem zu Gast gewesen war und mit ihm auf ihr Wohl getrunken hatte.

In England bestand bei der Rückkehr Deres kein Zweifel darüber, daß er sich seiner Aufgabe soweit möglich ehrenvoll entledigt habe. Er wurde zum Generalmeister des Geschützwehens auf Lebenszeit ernannt, bald darauf auch zum ständigen Mitglied des Kriegsrates; die Erstattung seiner Auslagen freilich ließ auf sich warten. Im Jahre 1624 war er wieder in den Niederlanden, um Moriz von Nassau in der Verteidigung von Breda zu unterstützen. Im gleichen Jahre erbte er die Besitzungen seines ältesten Bruders John, Tilbury und Kirby Hall, und ward zum Baron Vere von

Tilbury erhoben, wobei er in sein Wappen Zusätze erhielt, die an seine Taten in den Niederlanden erinnern sollten. Abermals nach dem Festlande zurückgekehrt, wo Moritz von Nassau inzwischen gestorben war, widmete er seine Dienste dem Prinzen Friedrich Heinrich, wobei unter ihm mehrere junge Engländer dienten, die später berühmte Führer wurden. Besonders zeichnete er sich aus bei der Belagerung von Herzogenbusch. Nach der Uebergabe von Maastricht zog er sich wieder nach England und ins Privatleben zurück, und es ist über den Rest seiner Tage nichts Besonderes mehr zu berichten. Als er am 2. Mai 1635 in London an einem Gastmahl des englischen Gesandten im Haag, Sir Henry Dane, teilnahm, wurde er von einem Schlaganfall betroffen, der seinem Leben ein Ziel setzte¹⁰⁾.

Seine Beisetzung erfolgte in der Westminsterabtei; sein Grab scheint jedoch nicht mehr erhalten zu sein. Wenigstens ist weder Grabmal noch Grabchrift vorhanden, und auch in dem offiziellen Verzeichniss der noch vorhandenen Gräber ist das seine nicht aufgeführt. Vermuthlich befand es sich in der Kapelle St. John Evang. im nördlichen Querschiff, wo auch sein Bruder Francis und sein Neffe Sir George Holles liegen. Vielleicht wurde seine Gruft geöffnet und wieder benutzt, als der 1703 gestorbene letzte seines Geschlechts, der Generalleutnant Aubrey de Vere und seine Familie hier zur Ruhe bestattet wurden.

Aus den Anfängen der Musikalienhandlung K. F. Heckel.

Mitgeteilt von Dr. H. Stubenrauch.

In jener Periode wirtschaftlichen und kulturellen Tiefstands, in die Mannheim unter den Nachwirkungen der napoleonischen Kriege geraten war, besaß Karl Ferdinand Heckel den Wagemuth, eine Musikalienhandlung ins Leben zu rufen, obwohl gerade Mannheim als sehr ungünstiger Boden für ein derartiges Geschäft galt. Schon Friedrich Walter*) deutet in seinem großen Geschichtswerk die Schwierigkeiten an, mit denen das 1821 eröffnete Unternehmen in seinen Anfängen zu kämpfen hatte. Trotz allem setzte sich die Neugründung durch, wobei sie die Stetigkeit ihrer Fortschritte wohl in erster Linie dem Einfall Heckels zu danken hatte, seinem jungen Geschäft eine Musikalien-Leihanstalt anzugliedern. Ein klügeres Mittel, sich eine verlässliche Stammkundschaft zu sichern, hätte er auch kaum erfinden können.

Ueber die Organisation und die ideellen Absichten, auf die Heckel das Leihgeschäft mit Notendruckern aufbaute, unterrichtet am besten ein Prospekt, den er seinem 1822 erschienenen, für 12 Kreuzer erhältlichen ersten „Catalog der Musikalien-Leihanstalt von Karl Ferdin. Heckel in Mannheim, Lit. O 3, Nro. 10“ beidrucken ließ. Er lautet in genauer Wiedergabe:

Plan und Bedingnisse der Musik-Leih-Anstalt.

Der jetzige hohe Standpunkt der Musik, zu dem sich Teutschland emporgeschwungen, so wie die allgemeine Aufnahme und Pflege, der sich die Tonkunst in unserm Vaterlande zu erfreuen hat, berechtigen uns zu der Hoffnung, bald den möglichsten Grad von Ausbildung in dieser Kunst zu erreichen; dieses zu bestätigen, darf man nur die Namen eines Spontini, Hummel, C. M. v. Weber, Moschelles, u. a. n. nennen, deren gediegene Compositionen voll harmonischer Schönheiten, unvergängliche Werke in den Annalen der Kunst sind, und jeder Nation zum höchsten Vorbild ihres musikalischen Strebens dienen können.

¹⁰⁾ Die ausführlichste Auskunft über Horace Vere und seine Brüder gibt die Schrift „The fighting Veres“ von Clements R. Markham (1888), in der alles zusammengetragen ist, was gedruckte und handschriftliche Quellen bieten.

*) Mannheim in Geschichte und Gegenwart, Bd. II, S. 260—261. — Vergleiche auch den Artikel „Heckel“ in „Alte Mannheimer Familien“, 2. Teil, S. 24 ff.

Erfreulich ist es daher auch, so viele vortreffliche ausübende Künstler zu besitzen, durch deren seelenvolles Spiel dem Publikum der reinste Genuß obiger Meisterwerke zu Theil wird; wie sehr dadurch das Interesse nach allem Guten dieses Fachs bei Jedem gesteigert wird, und wie sehr jedem Liebhaber der Tonkunst der Wunsch ergreifen muss, im Besitz dieser herrlichen Producten zu seyn, lässt sich leicht einsehen.

Allein, Hindernisse mancher Art stellen sich hier in den Weg, worunter das Schwierige einer zweckmässigen Auswahl, bei der großen Zahl minder bedeutender Compositionen, und das Kostspielige der Anschaffung derselben, die bedeutendsten sind, zu deren Beseitigung aber schon in mehreren Städten Teutschlands, durch Errichtung musikalischer Leihanstalten, die zweckmässigen Maassregeln getroffen sind.

In dieser Berücksichtigung glaubte ich Mannheim zu einem solchen Institut vorzüglich geeignet, da Sinn für alles Gute und Schöne, und vorzügliche Liebe zur Tonkunst, die vorherrschenden Züge des Charakters der gebildeten Einwohner sind. Die Vortheile, welche eine solche Anstalt gewährt, sind zu allgemein anerkannt, auch der Wunsch darnach längst schon zu dringend ausgesprochen, als dass ich sie hier noch anführen dürfte.

Ein bedeutendes Lager von Musikalien aller Art setzt mich in den Stand, jeden Musikfreund befriedigen zu können, so wie meine Sorgfalt immer dahin gerichtet seyn wird, es stets mit allem Neuen, was erscheint, zu vermehren, wobei pünktliche Bedienung nebst Aufmerksamkeit auf die Wünsche der Herren Abonnenten streng befolgt werden. Uebrigens schmeichle ich mir überzeugt zu seyn, daß diese Anstalt bei dem hiesigen musikalischen Publikum jene günstige Aufnahme finden wird, die dem Emporkommen und schnellen Verbreiten auswärtiger Anstalten dieser Art so förderlich war.

Die Bedingungen, nach welchen den Freunden der Tonkunst diese Anstalt offen steht, sind:

- 1) Das Abonnement, in welches man alle Tage eintreten kann, beträgt, gegen Voraus-Bezahlung,
 - Für ein Jahr 6 fl.
 - Für ein halbes Jahr 3 fl. 30 kr.
 - Für ein Viertel-Jahr 2 fl.
- 2) Jeder Abonnent erhält dafür 4 Hefte Musik, wovon er die Nummern nach dem Catalog bemerkt, zur monatlichen Benutzung, da früher nicht umgetauscht werden kann.
- 3) Weil die Preise der Musikalien sehr verschieden sind, so ist als Grenzlinie der jedesmaligen Auswahl festgesetzt, dass der Werth der gesammten Hefte 11 fl. nicht übersteigen darf.
- 4) Nicht-Abonnenten haben für die tägliche Benutzung einer Nummer 3 kr. zu entrichten.
- 5) Ersuche ich Jeden, keinen Band über vier Wochen zu behalten, da sonst jene, die solche zu haben wünschen, aufgehoben werden.
- 6) Belieben die Abonnenten ihre Hefte immer unter dem Namen zurück zu schicken, unter dem sie solche abholten.
- 7) Auswärtige Theilnehmer werden besonders gebeten, auf gute Rückverpackung und sichere Gelegenheit zu achten, so wie sie auch natürlich die Transportkosten zu tragen haben.
- 8) Um bei dem Gebrauch die nöthige Schonung zu erleichtern, habe ich jeder Nummer einen Umschlag gegeben, dass demungeachtet die innere Reinlichkeit beachtet wird, darf ich bei dem Gebildeten voraussetzen.
- 9) Bei mehrstimmigen Sachen ersuche ich um pünktliche Wiedereinlegung der einzelnen Stimmen, da defecte Musik schwer zu ergänzen ist, und mir bei Nichtbefolgung dieses Punktes bedeutender Schaden erwachsen würde.
- 10) Fremde und unbekannte Personen erlegen den Betrag der Musik als Einsatz.
- 11) Musik-Hefte, die verloren werden, defect, oder zerrissen zurückkommen, müssen nach dem Catalogs-Preis vergütet werden, wobei jedoch 10 pCt. Abzug statt findet.
- 12) Kann keine neue Musik verabfolgt werden, che letztergeholte nicht zurückgegeben ist.

Zugleich bemerke ich hierbei, daß alle Werke dieses Verzeichnisses auch käuflich bei mir zu haben, so wie ich jede Bestellung auf Musikalien, die nicht auf meinem Lager vorräthig sind, auf das Schnellste ausführen, und Aufträge auf Wiener Flügel von Streicher bestens besorgen werde,

da ich mit dem Verfertiger derselben in genauer Verbindung stehe.

Auch empfehle ich mein Lager von vorzüglichen lithographischen Arbeiten.

Mannheim, den 1. März 1822.

Carl Ferdinand Heckel.

Das schmale Katalogheftchen von 51 Seiten Umfang zählt unter 31 speziellen musikalischen Kategorien 1406 Nummern auf, ein für den Anfang ohne Zweifel schon ganz ansehnliches Notenlager. Aber kaum fünfviertel Jahre später, im Juni 1823, ist Heckel genötigt, ein neues „Verzeichniß der Musikalien-Leihanstalt“ herauszubringen, das eine ganz erstaunliche Erweiterung des Leihbetriebes und damit des Heckelschen Unternehmens an sich bekundet. Jetzt ist aus dem dürftigen Heft ein ausgewachsener Oktavband von 148 Seiten in einem besonderen, gefälligen Umschlag geworden, von der Mannheimer Buchdruckerei von Ferd. Kaufmanns Witwe gedruckt. Die Zahl der darin aufgeführten Notenkategorien, auf die sich beinahe fünfzehnhalb Tausend Einzelausgaben verteilen, ist auf 57 angewachsen. Mit einer solch erfolgreichen Aufwärtsentwicklung dieses Geschäftszweiges konnte Heckel wohl zufrieden sein. Seine einleitenden Worte zu dem neuen Leihverzeichnis bestätigen das:

Durch die allgemein gültige Aufnahme und Unterstützung meiner am 1. März 1822 eröffneten Musikalien-Leihanstalt, von den hiesigen und benachbarten Freunden der Tonkunst, bin ich in den Stand gesetzt, denselben mit Vergnügen das zweite Verzeichniß meiner erwachten Anstalt vorzulegen, welches unter 5473 Nummern groesstentheils anerkannt gute Werke enthaelt. Billigdenkende werden es nicht übel deuten, daß ich, um mir die Unkosten des Drucks von diesem bedeutenden Catalog etwas zu verringern, den Preis von 30 Kr. für denselben ansetzte. Nachtraege, welche in unbestimmten Zeitraeumen erscheinen, werden gratis ausgegeben.

Die daran anschließend abgedruckten Leihverkehrsbedingungen sind im großen und ganzen noch die vom Vorjahre. Entfernt ist lediglich die alte Bestimmung 8; dafür sind drei neue Klauseln hinzugekommen, und zwar:

12) Werden die Abonnenten gebeten, die Musikstücke selbst zu wählen, und solche nach der Nummer des Catalogs zu begehren, auch zugleich mehrere zu verzeichnen, da häufig der Fall eintritt, dass die verlangte Nummer schon ausgehen ist.

13) Jeder Abonnent erhaelt von Musikalien, welche er kasslich behaelt, nicht allein von denen, die im Catalog verzeichnet, sondern auch von jenen, welche er besonders bestellt, 15–20% Rabatt.

14) Damit ich meine übrigen Geschaefte in Ordnung halten kann, bestimme ich Montag, Mittwoch und Freitag von 9–12 Uhr Vormittags und 2–5 Uhr Nachmittags zum Umtausch der Musikalien. Zugleich bemerke ich, dass mein Laden jeden Tag (Sonn- und Feyertage nur Mittags von 1–3) von Morgens 7 bis Abends 6 Uhr geöffnet ist.

Aber nicht nur sein Notenlager hat sich in Jahresfrist erweitert. Auch seine Vorräte an sonstigen einschlägigen Handelsartikeln sind mittlerweile recht vielseitig geworden. Heckel empfiehlt sie an gleicher Stelle mit nachstehender Mitteilung:

Ferner empfehle ich allen Kunst- und Musikfreunden mein Sortiments-Lager von Musikalien aus den vorzüglichsten Verlagshandlungen, u. meinen eigenen Verlag, worüber ein besonderes Verzeichniß unentgeltlich ausgegeben wird. Notenpapier, lithographische Arbeiten, Strick- und Stick-Muster, Bilderbücher für die Jugend, Spiele für Erwachsene und für Kinder, welche sich besonders für Weihnachts-, Namens- u. Geburtstags-Geschenke eignen, Neujahr- und Zugbilletts, Visitenbilletts auf Lackpapier mit Gold gedruckt, weissgepresste auf Velinpapier, schwarzgedruckte auf weisses Kartenpapier, findet man bei mir, so wie Wiener Flügel von Streicher, für deren Aechtheit und Güte Garantie geleistet wird, und Quer-Fortepiano von andern guten Meistern stets vorraethig.

Die Mannheimer Schloßbücherei besitzt außer diesen beiden Dokumenten aus Heckels Geschäftsanfängen noch ein „Zweites Verzeichniß der Verlagswerke von K. Ferd. Heckel

in Mannheim. Januar 1835“, ein Oktavheft von 24 Seiten und ein bereitetes Zeugnis für den schönen Aufschwung, den der eigene Notenverlag Heckels genommen hatte. Dieser Katalog, der erstaunlich umfassend ist, enthält bereits die Mozart-Serie jener „Wohlfeilen Ausgaben“, die Heckels besonderes Verdienst in der Popularisierung guter Musik ausgemacht haben. Auch sein eigener Name als Komponist begegnet häufig in den Textzeilen des Verlagsprospekts. So stammen die Beiträge zum „Mannheimer musikalischen Heller Magazin für Pianoforte-Spieler“ vorzugsweise von ihm selbst. Den Beschluß des Katalogs bildet eine alphabetisch geordnete Liste von Musikerporträts, die offenbar sämtlich in seiner eigenen lithographischen Anstalt hergestellt waren — ein Verlagszweig, dem durch die große Konkurrenz von Artaria eine günstigere Ausdehnung versagt blieb.

Das ehemalige Nonnenkloster in L. I.

Von Rektor Heinrich Strohmaier.

Zu den ältesten bemerkenswerten Bauten der nach mehrfacher Zerstörung erst von 1698 an allmählich wieder neuerstandenen Stadt Mannheim gehört auch das als Lehrinstitut für Mädchen gegründete ehemalige Nonnenkloster in L. I.

Bemühungen um ein Kloster. In der reformierten Pfalz bekamen die Katholiken (zugleich mit den Lutheranern) erst unter dem katholischen Kurfürsten Philipp Wilhelm (1685—1690) wieder gleiche Rechte mit den Reformierten. Auch in Mannheim entstand eine katholische Gemeinde. Für die katholische Elementarschule, eine Angelegenheit der Kirchengemeinde, standen nur ungenügende Mittel zur Verfügung; die Stadt zahlte für Schulzwecke nichts. Die Mannheimer Katholiken wünschten die Errichtung eines Nonnenklosters, das die Erziehung und Bildung ihrer Töchter übernehmen sollte. 1711 richteten katholische Frauen an die Kurfürstin eine Bittschrift, in welcher auf die mangelhaften Verhältnisse und die unzureichenden Bildungsmöglichkeiten hingewiesen wurde. Die Kurfürstin wurde „stehentlich“ um ihre Unterstützung gebeten, aber es geschah nichts.

Am 14. Juni 1717 erbot sich die Superiorin der Ursulinerinnen zu Duderstadt bei Göttingen, eine geborene Prinzessin von Löwenstein-Wertheim, zur Errichtung eines



Der Platz vor dem Nonnenkloster
nach dem Stich von Klauer 1782.

„Jungfrauen Klosters zur Information der weiblichen Jugend“. Obwohl der Stadtdirektor in seinem vom Kurfürsten eingeforderten Gutachten die Errichtung des Klosters als „ein sehr nützlich- und nothwendiges Werkh“ empfahl, und obwohl später eine Louise von Werthern unter Bezugnahme auf das frühere Gesuch der Prinzessin den Kurfürsten

nochmals um den Konsens für die Ursulinerinnen bat, wurde am 6. Januar 1718 der Klosterbau abgelehnt, da mit dem für das Kloster gestifteten Gelde „nicht einmal die Fundamente bestritten werden“ konnten und Fürst und Land aus dem Klosterbau keine neuen Lasten erwachsen durften.

1720 wurde Mannheim Residenz. Im November mußte der gesamte (katholische) Hofstaat hier sein. Die Angelegenheit wurde dringender; es mußte für bessere weibliche Bildung etwas geschehen. Als 1720 der Bettelorden der Franziskaner um Erlaubnis zur Niederlassung bat, empfahl der Stadtdirektor Ablehnung des Gesuches, benutzte aber die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß ein Nonnenkloster zur Heranbildung der weiblichen Jugend notwendig sei.

Die Augustinerinnen. Da wandte sich am 13. Mai 1720 die Kongregation Beatae Mariae Virginis, Congregation de Notre Dame, welche 1688 zu Heidelberg ein Kloster mit Schule gegründet hatte, an den Kurfürsten¹⁾. Sie wollte von Heidelberg aus eine „dépendence“ in einem dazu gelegenen Haus in Mannheim errichten. Der zur Äußerung aufgeforderte Stadtdirektor, welcher zwar „allezeit lieber die förmliche Erbauung eines Klosters“ gesehen hätte, stimmte trotzdem zu. So genehmigte der Kurfürst am 25. Juni 1720 die Errichtung einer „Filiale“ des Heidelberger Klosters in Mannheim. Im September erhielten die Nonnen den Konsens des Bischofs von Worms, der zugleich Erzbischof von Trier war. Es wurde erlaubt, daß eine von Heidelberg abhängige Mission von 3—4, wenn nötig auch mehr Klosterfrauen nach Mannheim geht „und dort Wohn- und sonstigen Unterhalt aus ihren eigenen Mitteln unterhalten“. Die Superiorin von Mannheim soll unmittelbar dem Ordinariat Worms unterstehen. Im übrigen haben die Mannheimer Klosterfrauen in Gottesdienst, Kost und Regeln alles so zu beachten, wie es im Heidelberger Konsensbrief enthalten ist. Es wird ihnen geraten, anfänglich ein Haus zu mieten, mit der Zeit aber ein Kloster zu bauen.

Die Augustinerinnen in Mannheim. 1722 bis 1725. Im Laufe des Jahres 1722 kamen zunächst zwei Nonnen nach Mannheim, nachdem der Kurfürst von Heidelberg aus im März gebeten worden war, den „erhaltenen Consens nunmehr gnädigst zu plaziren, daß sie die nothwendige education und Instruction der Jugend weiblichen Geschlechtes in Teutscher und französischer Sprach nunmehr anfangen dürfen“.

Der Beichtvater und Generalbevollmächtigte der Nonnen, Johannes Joseph Arnoldi, bat am 20. März 1722, der Stadtdirektor möge veranlaßt werden, den Klosterfrauen „provisionaliter ein Lohn-Haus wie auch ein gelegener und dienlicher Ort, wo ein Kloster aufgerichtet werden kann, anzuweisen, damit die höchst nötige education der Jugend unterweilt möge angefangen werden“. Auch um Baumaterial aus dem Schloß Eickelsheim und um Bauholz wird der Kurfürst gebeten; ebenso möge er auch von hierher ziehenden Juden „ein gewisses ahn geld“²⁾ den Nonnen „zur Edification einer Kirche und Klosters gnädigst“ überlassen. Mit dem Bau soll noch im Sommer 1722 begonnen werden, wenn dazu „ein platz ausersehen werde“.

Kurze Zeit nachher sind die Nonnen im Besitz eines Hauses im heutigen L 1-Quadrat. Am 11. April haben Pfarrer Dörzopf und Ehefrau ihr in der Weinheimer Gasse Nr. 10 gelegenes Haus um 1000 fl. Bargeld und 12 Dukaten

¹⁾ Der Orden der Augustinerinnen Chorfrauen Unserer lieben Frau, auch französische oder Welschnonnen genannt, stammt aus Frankreich. Die Nonnen waren durch Gelübde verpflichtet, die weibliche Jugend unentgeltlich und Gott zulieb zu unterrichten.

²⁾ Jeder nach Mannheim ziehende Jude war verpflichtet, ein Haus zu bauen. Kam er durch Erbschaft etc. in den Besitz eines Hauses, erlosch die Verpflichtung; der Jude mußte aber je 10 Rtl. an den Kurfürsten und an die Stadt bezahlen. In einzelnen Fällen wurde auch die Bauverpflichtung gegen Zahlung von 150 fl. erlassen. Dieser Betrag kam dem Kirchenbau zugute.

Trinkgeld an die Klosterfrauen verkauft. Nachdem das Haus für ihre Zwecke hergerichtet worden war, erfolgte die Eröffnung der Schule und des Pensionates. Schon Ende August hatten die Nonnen 158 Stadtschülerinnen und 14 Pensionärinnen. Wegen der vielen Kinder hielten sie täglich eine Stunde länger Unterricht. Vor Aufnahme der Tätigkeit gab der Beichtvater schriftlich eingehend Aufschluß über das Vorhaben der Nonnen. Diese kommen nach Mannheim, um „sowohl adelige als sonstige andere Jugend weiblichen Geschlechtes in Gottesfurcht, guten Sitten und andern löblichen Tugenden aufzuerziehen, wie auch nähen, wärken, französisch und Teutsch lesen und schreiben und allerhand dergleichen guten Übungen zu nutz und wohl-fahrt derselben an zu weisen und zu unterrichten“.

Das Kostgeld für die Pensionärinnen beträgt 60 bzw. 50 Rtl., je nachdem das Kloster Tisch- und Bettwäsche stellt oder nicht. Pensionärinnen „à demi depens“ (in halber Kost), also Schülerinnen, die von 8 bis 4 Uhr im Kloster sind und Mittagessen und Desper dort erhalten, zahlen 25 Rtl.; essen sie auch an Sonn- und Feiertagen dort, beträgt der Preis 30 Rtl. Die Schülerinnen der „auswendigen Schulen“ werden von 8 bis 10 und 1 bis 4 Uhr unentgeltlich unterwiesen; „welche vermögend sind, geben des Winters für Holzgeld ein Kopfstück“.

Kaum hatten die Nonnen im eigenen Heim ihre unterrichtliche Tätigkeit begonnen, da kamen sie in Sorge, ob sie wohnen bleiben dürfen. Der Kurfürst hatte den Plan, an der Schloßseite von A 1 und L 1 Arkadenhäuser bauen zu lassen. Das Haus der Nonnen sollte darum „zu anderweitiger gnädigster Disposition gerichtet“ werden. Die Klosterfrauen baten, ihnen das Haus zu lassen, oder eine andere bequeme Behausung anzuweisen, da die Schülerzahl sich vergrößerte. 1723 war auch der Kinderzulauf so groß, daß die Unterrichtsverhältnisse ungünstig wurden. Es wäre nötig gewesen, zu bauen; aber sie hatten keinen Bauplatz. Wo sollten sie diesen erhalten? Bestand die Absicht, das Kloster zu verlegen und den Nonnen in einem anderen Quadrat einen Bauplatz anzuweisen? Hat der Kurfürst dann seine Absicht wieder geändert? Es ist das nicht klar zu ersehen.

Inzwischen erstanden dem Kloster in dem Geh. Rat von Becker³⁾ und dessen Gemahlin Gönner, die sich desselben annahmen. v. Becker war seit 1721 Besitzer der Baupläge Nr. 1 und 2 an der Friedrichsgasse (Breitestraße in L 1). Den Bauplatz Nr. 2 (Ecke Breitestraße und Schloßplatz) schenkte er am 28. April 1725 den Klosterfrauen zum Kloster- und Kirchenbau. Dafür sollten die Nonnen laut Schenkungs-urkunde gehalten sein, ihm und seinen Erben oder künftigen katholischen (und standesgemäßen) Eigentümern des Hauses in L „ein Oratorium in Berührte New Erbauenden Congregations Kirch Nebst Einem Gewölb zur Sepultur Jedoch dergestalt zu Verstaten, damit umb alle Communication in die Kirch selbst und Don der Kirch in vermeldtes Oratorium zu vermeiden, solches Dergattert werde“. Falls das Kloster nicht gebaut wird, soll der Platz wieder an Becker oder seine Erben zurückfallen.

Um diese Zeit hatten die Nonnen auch das Grundstück Nr. 11 (Schloßplagecke gegen L 2) erworben. Sie besaßen also ein ziemlich großes Terrain, das mit drei Seiten an der Straße lag. Hier wollten sie bauen.

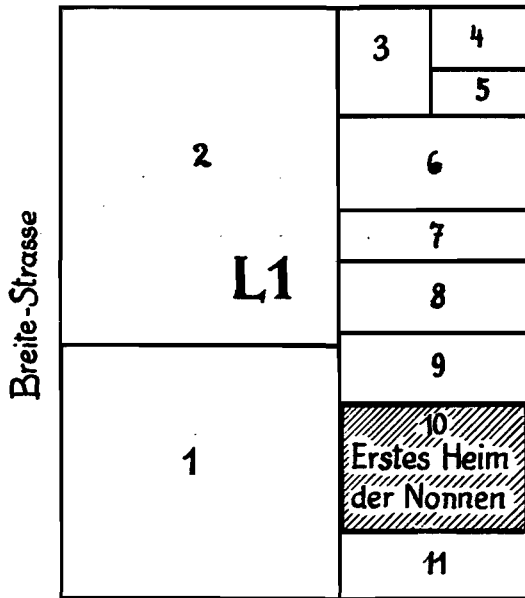
Kloster- und Kirchenbau. Aber erst im Juli 1725, als der Plan mit den Arkaden gescheitert war, erklärte der Kurfürst, daß er „den Bau der Kirche und des Klosters ungehindert fortführen lassen“ will. Die dem Schloß zugewandte Fassade ist dem vorgelegten Plan⁴⁾ gemäß

³⁾ Johann Robert Becker von Löwenthal gest. 1738 in Mannheim. Vgl. die Ausführungen Walters über das Haus L 1, 2 „Dom Adelspalais zum Bank- und Handelskammer-Gebäude“ in der Südwest-deutschen Wirtschaftszeitung vom 18. Dezember 1926.

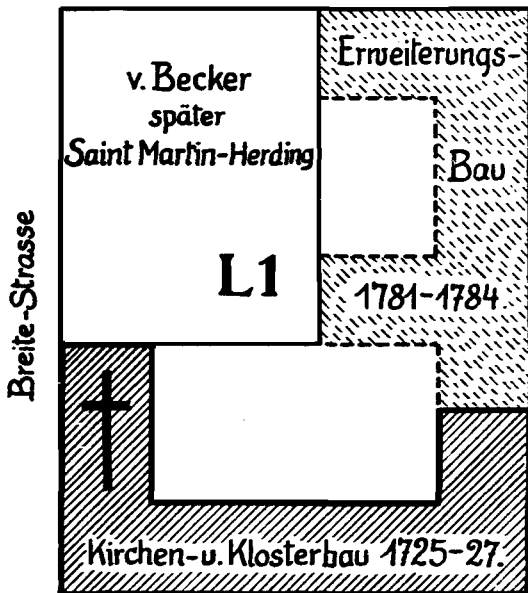
⁴⁾ Ein Plan ist nicht bei den Akten.

auszuführen. Die Kongregation will mit eigenen Mitteln bauen. Ende Oktober 1725 soll die Kapelle „im Stand“ sein; an Allerheiligen soll die erste Messe gelesen werden. Mit den Fundamenten wurde noch 1725 begonnen; 1726, spätestens 1727, sollte der ganze Bau vollendet sein.

Aber es ging nicht so rasch. Der Klosterbau überstieg die finanziellen Kräfte der Kongregation. Genaue Zahlen



liegen nicht vor. Eine Zeitlang mußte das Bauen eingestellt werden. Am 1. März 1727 konnte dem Bischof von Worms die Fertigstellung der Kapelle mitgeteilt werden. Die von einem Wohltäter gestiftete Kanzel wurde im März 1729



aufgestellt. Am Josephstag 1729 (19. März) wurde von ihr herab die erste Predigt gehalten. Das Gotteshaus hatte großen Zulauf „vom Volk“.

Wann dieser erste Klosterbau ganz fertig wurde, wie er ausgestattet war, wann der Einzug oder die Einweihung stattfand, ließ sich nicht ermitteln. Ein Dispositionsbericht stellt fest, daß das Haus 1741 noch nicht ganz eingerichtet war. Mit Rücksicht auf die finanziellen Schwierigkeiten gestattete der Bischof im November 1727 „zur Ausführung ihres angefangenen Baues ein Collectum machen zu lassen“. Geheimrat von Becker bemühte sich bei „hohen Stiftern, Abteien, Klöstern und hohen Herrschaften“ um Geldmittel für das Kloster. Damals waren insgesamt 11 Nonnen und etliche 30 Pensionärinnen im Kloster.

Der zweistöckige Bau erstreckte sich von der Breitenstraße her über die ganze Front am Schloß bis fast zum heutigen östlichen Eingang. Es war also schon damals ein stattliches Gebäude. Im Quadrat standen noch verschiedene kleine Häuschen, die von den Nonnen nach und nach erworben wurden, um den schon bald nach Errichtung des Neubaus vorgesehenen, aber erst 1781 möglich gewordenen Erweiterungsbau durchführen zu können. Für die von 1733 bis 1761 erworbenen Häuschen Nr. 3 bis Nr. 9 bezahlten die Klosterfrauen insgesamt 6220 fl. Zum Erweiterungsbau fehlten ihnen die Mittel. Sie mußten auf tatkräftige Hilfe warten; diese brachte Karl Theodor.

Wurden in der Zeit von 1727—1781 größere bauliche Änderungen vorgenommen? Wohl berichten die Akten da und dort, daß der Bau erweitert werden müsse, daß die Nonnen Geld zum Bauen brauchen, daß die Schule baufällig und Umbau und Vergrößerung nötig seien; aber abgesehen von der Klostermauer, die der Kurfürst 1732 errichten ließ, ist nichts über Bauarbeiten in dieser Zeit erwähnt.

Mannheim und Heidelberg. Die Mannheimer finanziellen Schwierigkeiten berührten auch Heidelberg. Schon am 31. August 1722 bat die dortige Oberin den Bischof um Trennung der Mannheimer Niederlassung vom Heidelberger Kloster, weil die Mannheimer Mission große Kosten verursacht. 1725 wurde vereinbart: Mannheim wird selbständig; im Falle der Not sind „geistliche Damen“ gegenseitig abzugeben; Vermächtnisse sind gleichmäßig zwischen Heidelberg und Mannheim zu teilen, doch soll Heidelberg kein Anrecht an künftigen „Doten“ des Hauses zu Mannheim haben. Auf Veranlassung der Oberin zu Heidelberg, die mit der Wirtschaftsführung der Mannheimer Oberin durchaus nicht einverstanden war, wurde diese Vereinbarung im Januar 1727 aufgehoben. Es wurde bestimmt: „Jede Communität soll für sich allein hausen, Novizen annehmen und das Ihre besorgen.“ Der Regreß (Rückruf der Nonnen) verblieb dem Heidelberger Mutterhaus.

Die Klosterschule. Die Schule der Nonnen erfreute sich eines guten Rufes und Besuches. Ueber den Schulbetrieb war wenig zu erfahren. Im Mai 1741 hatte das Kloster 11 Kapitulantinnen und 7 Novizen; 1749 wurden 250 Stadtschülerinnen unterrichtet. Im Mai 1769 teilten die „armen Kloster Frauen“ dem Kurfürsten mit, die Schülerzahl habe sich so vermehrt, daß die Schule die Zahl kaum noch fassen könne. Das Haus ist baufällig, doch können die Nonnen aus eigenen Mitteln nicht bauen. Sie baten den Kurfürsten, „diese schuhl, welche nit zu unserm Privat-Nutzen, sondern zum Besten des gemeinen Weesens ist, aus Mitteln Geistlicher Administration Erbauen und Vergrößern zu lassen“. Dorerst geschah nichts.

Im März 1775 baten die Nonnen den Kurfürsten, er möge die Pension der verstorbenen Klosterfrau Kirchenbauer weiterzahlen, damit das Kloster eine geborene Französin für unentgeltlichen französischen Sprachunterricht anstellen kann. Um über Arbeit und Erfolge der Nonnen Aufschluß zu erhalten, mußte der Geistliche Rat Häffelin im Auftrag des Kurfürsten eine eingehende Prüfung vornehmen. Häffelin berichtete, daß eine „Schulverbesserung erst nach Schaffung des nötigen Raumes“ möglich sei. „Der elende und betrübte Zustand hiesiger Klosterfrauen verdient um so viel mehr die milde und Dätterliche Unterstützung Einer hohen Regierung, als diese Von allen Seiten Verlassenen Frauen auf eine großmütigere Art ihr Elend bisher getragen und für die Unterweisung der Jugend mehr gethan, als ihre bedrängte Umstände zuzulassen schienen.“ Die Kinder werden nach Alter und Fähigkeit eingeteilt. Die französische Schule ist von der deutschen gänzlich getrennt. Für die deutsche Lehre haben sie zwei Schulen und in jeder drei Lehrerinnen; eine jede hat 30 und mehr Schülerinnen. Weil aber gleichzeitig drei Schulen in einem Zimmer beisammen sind, werden die „Meisterinnen“ und ihre Schüler-

innen viel gestört und im Fortgang gehindert. Für die französische Schule war nur ein Zimmer da, welches den Kostgängerinnen zu gleicher Zeit als Schulsaal, Speisesaal, Spiel- und Arbeitszimmer dienen mußte. Für die französische Schule hatte das Kloster vier „Meisterinnen“. Nur zwei verstanden gut französisch. Von den beiden andern war die eine mehr für Schreiben, die andere für Handarbeiten angestellt. Infolge der Armut und mangelnder Beziehungen zu Frankreich ist keine Französin zu bekommen. Der Kommissär stellte fest, daß das Lesen und Sprechen der Fremdsprache besser ging, als unter diesen Verhältnissen zu erwarten war. Für die französische Schule sind fünf französische Lehrerinnen nötig. Das Kosthaus besteht aus sechs geringen Zimmern mit je zwei Betten für je zwei Kinder. Es muß Raum für das Kost- und Schulhaus geschaffen werden. Die erbetenen 75 fl. wurden vom Kurfürsten bewilligt unter der Bedingung, daß eine befähigte Französin aufgenommen wird.

Beisetzungen in der Klosterkirche. Neben den Klosterfrauen wurden mit bischöflicher Erlaubnis auch Katholiken aus der Stadt in der Klosterkirche bestattet. Leichenbegängnisse aus der Stadt waren vom Stadtpfarrer bis zur Kongregationskirche zu geleiten. Am Portal wurden sie vom Beichtvater des Klosters übernommen; dieser hatte den „actus Sepulturae“ innerhalb des Klosters zu vollziehen. Aber die Bestattungen im Kloster nahmen derart zu, daß sich der katholische Stadtpfarrer im November 1729 beim Bischof darüber beschwerte. Es wurde dann festgestellt, daß von 1727—1729 im Kloster 26, in der katholischen Stadtkirche nur zwei Leichenbegängnisse stattgefunden hatten. Späterhin fanden mehrere adelige Hofbeamte und deren Gemahlinnen in der Klosterkirche ihre letzte Ruhestätte. Mit dem späteren Besitzer des von Becker'schen Hauses, dem Grafen von Saint Martin²⁾ kam es wegen der Beisetzungskosten für seine Tochter zu Auseinandersetzungen. Saini Martin behauptete, es stehe ihm für seine Familienglieder freies Begräbnis zu, was von den Nonnen bestritten wurde. Der Graf machte auch, allerdings erfolglos, Eigentumsrechte an Kirche und Kloster geltend.

Stiftungen. Reichtümer konnten die Augustinerinnen während ihrer Mannheimer Tätigkeit nicht sammeln. Die erste dauernde Zuwendung erhielt das Kloster von der Stadt Mannheim. Bevor die Nonnen sich in Mannheim niederließen, hatte eine Mademoiselle Cleman der Mannheimer Jugend Unterricht in französischer Sprache erteilt und dafür 1720 einen jährlichen Zuschuß von 25 fl. aus städtischen Mitteln bewilligt erhalten. Diese Schule ging bald ein. Auf Ersuchen erhielten von 1723 ab die Nonnen diese 25 fl. jährlich; für 1721 und 1722 wurden zweimal 25 fl. nachbezahlt. Der städtische Zuschuß betrug 1733 75 fl., 1781 noch 50 fl. Ab 1801 wurde er, wahrscheinlich infolge der ungünstigen Zeiten, nicht mehr bezahlt.

Die Mitgift, welche künftige Nonnen dem Kloster zubrachten, war meist nicht groß; in wenigen Fällen überschritt sie den Betrag von 1000 fl. oder stieg gar auf 4000 oder 5000 fl. So erhielt das Kloster 1740 durch eine Louise von Giese 4000 fl., 1759 durch eine Magdalena von Pfeuffer 5000 fl. Die Klosterfrau Eulerin vermachte dem Kloster das ehemalige Freiherzlich von Blomberg'sche Freigut zu Oggersheim. Es wird 1764 erwähnt und ist nur bis 1786 im Besitz des Klosters gewesen.

Auch die sonstigen Kapitalstiftungen waren meist recht bescheiden, manche so gering, daß die Zinsen nicht für die übernommenen „obligationen“ ausreichten. Auf Bitten des Beichtvaters nahm der Bischof 1767 eine Herabsetzung der Verpflichtungen (Messen, Kerzen) vor, damit die Nonnen nicht weiterhin darauflegen mußten. Die Zahl der Pensionärinnen war infolge des Raummangels gering, der Unterricht laut Ordensregel unentgeltlich, die Gesamteinnahmen bescheiden. Kein Wunder, wenn das Kloster zeit-

weise in Schulden geriet und die Lage der Nonnen keine rosigte war. 1740 schuldeten sie den Jesuiten in Mannheim 3800 fl.; eine Frau Hirsch hier hatte ihnen 1000 fl. geliehen; 1764 hatten sie an den Weihbischof von Worms 1500 fl. zurückzuzahlen.

Kurfürstliche Stiftungen. Das Kloster hatte im Laufe der Zeit auch kurfürstliche Zuwendungen erhalten. Karl Theodor wollte dem Kloster durchgreifende Hilfe bringen. Durch seine Stiftung vom 18. August 1781 sollte das Kloster auf eine vollständig neue und gesicherte Grundlage gestellt werden. Der Kurfürst war bereit, die Schulden des Klosters zu bezahlen, die „vorhandenen Gebäude herzustellen, auch die abgängigen aufzuführen zu lassen“. Die Fundation des Klosters soll so vermehrt werden, daß die Nonnen ihren regelmäßigen Unterhalt haben, Kirche und Wohngebäude unterhalten und alles, was zum Kirchendienst nötig ist, anschaffen und in gutem Zustand halten können. Die Zahl der Klosterfrauen wurde auf 18 Chor- und 7 Laienschwestern festgesetzt. Damals hatte das Kloster folgendes Einkommen:

150 fl. aus eigenem und Kirchenkapital,
500 fl. Hauszins von seinen Häusern in L 1,
50 fl. von der Stadt,
100 fl. vom kurfürstlichen Kabinett.
205 fl. von der kurfürstlichen Hofkammer,
275 fl. von der geistlichen Administration,

1280 fl., davon 700 fl. eigenes Einkommen.

Der Gesamtaufwand an Geld wurde auf 1530 fl. berechnet. Der Kurfürst ließ die Differenz zwischen dem eigenen Einkommen der Nonnen (700 fl.) und obigem Betrag, also 830 fl. durch die geistliche Administration künftighin in vierteljährlichen Raten auszahlen.

An Naturalien erhielt das Kloster:

	Korn:	Gerste:	Spelz:	Wein:	Holz:
v. Landgut Oggersheim	20 M.	22 M.	21 Malt.		
von der Hofkammer	10 "	—	10 "		16 Wag.
" " geistl. Administ.	26 "	10 "	20 "	2½ Sub.	
	zusf. 56 M.	32 M.	51 Malt.	2½ Sub.	16 Wag.
Erforderlich waren:	60 "	40 "	60 "	5 "	60 "
aus eigenem erhielt, sie:	20 "	22 "	21 "	—	" "
die geistl. Admin. mußte					
noch liefern:	40 "	18 "	39 "	5 "	60 "

und zwar Wein und Früchte zu Anfang des Jahres; zur Beschaffung der 60 Wagen Holz à 6 fl. zahlte die geistliche Administration jeweils Ende Oktober 240 fl., Ende April 120 fl.

Damit die geistliche Administration diese Zahlungen leisten konnte, wurden ihr vom Kurfürsten aus dessen eigenen Mitteln 20 800 fl. überwiesen. Die 50 fl. hatte die Stadt auch weiterhin zu zahlen. In dem Stiftungsbrief versprach der Kurfürst auch Ersatz für den durch den Abbruch der Häuschen in L 1 den Nonnen künftig entgehenden Hauszins von 500 fl. Dieses Versprechen löste der Kurfürst am 21. November 1782 ein; er bestimmte, daß den Nonnen jährlich am 1. Dezember 500 fl. so lange aus der Generallandeskasse zu zahlen seien, „bis durch Haltung mehrerer Pensionaires Ersatz erlangt sei“. Diese Geldopfer brachte Karl Theodor, weil die Nonnen eine ausgedehnte erzieherische Tätigkeit entfalteten, der Kurfürst die Klosterfrauen um ihrer Tätigkeit willen sehr schätzte und weil sie seinem Wunsche, die kleinen Häuschen in L 1 abbrechen zu lassen und durch Errichtung eines einheitlichen Klostergebäudes das Stadtbild verschönern zu helfen, entgegengekommen waren.

Ueber die Durchführung der in dem Stiftungsbrief niedergelegten Bestimmungen hatten ein oder zwei Kommissäre zu wachen. Am Tage der Stiftung, am 18. Aug. 1781, ließ der Kurfürst 12 000 fl. an die Administration aus-

²⁾ Ueber ihn Walter in „Alte Mannheimer Familien“ VI, S. 98.

bezahlen. Damit waren alle Verpflichtungen in Geld, Wein, Holz und Frucht an die geistliche Administration übergegangen.

Der Erweiterungsbau. Mit den Vorarbeiten und der Ausführung wurde der kurfürstliche Oberbaudirektor von Pigage betraut, der mehrere Kostenvoranschläge und Pläne anfertigte; von letzteren ist keiner bei den Akten. Pigage erhielt am 10. November 1781 vom Kurfürsten den Auftrag, seinen Plan, Errichtung eines zweiten gleichförmigen Gebäudeteils, auszuführen. Im ersten Stock sollten die Schulen für die „jeunes filles der Stadt“, im zweiten „die Schulen und Logements“ der Pensionärinnen untergebracht werden. Der ganze der Kongregation gehörige Platz war zu bebauen. Karl Theodor bewilligte hierfür 24 000 fl., davon 21 000 fl. bar. Die Befuhr der Baumaterialien durch Kammerpferde, Lieferung von 60 Stück 18—24 Zoll dicken Eichenstämmen und die Abgabe von „200 Riß Schiffersteinen aus dem Kauber Zehenden“ wurde mit 3000 fl. berechnet. Auf kurfürstlichen Befehl sollte die Stadt „aus besonderer Mildehäufigkeit gegen die armen Klosterfrauen, und weil die Stadt später Vorteil durch die Schule hat“, den für Backsteine und Kaminsteine vorgesehenen Platz im Leimenloch vor dem Heidelberger Tor anweisen. Statt dessen zahlte die Stadt 500 fl. Bauzuschuß. Das Forstamt befürchtete durch die Abholzung von 60 Eichenstämmen eine Schädigung des Waldbestandes und zahlte mit Pigages Einverständnis eine Ablösung von 1500 fl. So standen zur Verfügung:

von der geistlichen Administration	20 000 fl.
von der Generallandeskasse	1 000 fl.
Ablösung für die Eichenstämmen	1 500 fl.
Bauzuschuß der Stadt	500 fl.
Schiefersteine, veranschlagt auf ca.	1 000 fl.
	24 000 fl.

Dazu kamen noch die Leistungen der Kammerpferde.

Da Pigage übersehen hatte, einen Betrag für gewisse notwendige Nebenarbeiten (Abreißen der Häuschen, Bretterzaun u. a. m.) einzusetzen, wurden ihm nochmals 350 fl. bewilligt. Er durfte bis zu diesem Betrag Materialien vom Bauhof entnehmen unter dem Vorbehalt späterer Zahlung bei Ersparnissen am Bau. Die Bauausführung wurde dem Bauinspektor Mayer übertragen, was die Mannheimer Handwerksmeister zu einer Beschwerde- und Bittschrift an den Kurfürsten veranlaßte; sie befürchteten, bei den Bauarbeiten nicht genügend berücksichtigt zu werden.

Pigage hatte seine Anordnungen bis ins einzelne getroffen. Bezüglich des Portales gegen L 2 bestimmte er: „Zur Verfertigung sollen die beste und feinsten Steine von Wachenheim gebrauchen und diese aufs sauberste mit möglichstem Fleiß und Kunst dergestalten ausarbeiten, daß dieses Portal für eines der vollkommensten Stücke in der Kunst der Steinhauer Arbeit in der Stadt gehalten werde.“ Das Einfahrtstor (gegen M 1) soll „mit gleichem Fleiß und Accurateße sauber gearbeitet sein“. Die Maurerarbeiten waren am 8. Juli 1783 vollendet. Am 27. Januar 1784 berichtete Pigage, der größte Teil des Gebäudes sei schon bewohnbar, der übrige Teil wird es bis Sommer sein.

Im Dezember 1784 legte Pigage Rechnung ab. Das „Neugebäude“ war bis auf wenige nicht dringliche Arbeiten fertig; die Bau Summe war um 4426 fl. 46 Kreuzer überschritten worden. Diese Ueberschreitung rechtfertigte er mit Zufällen, Unvorhergesehenem. So zeigten sich beim Abbruch der kleinen Häuschen viele „Mistlöcher“. Das Fundament mußte noch einmal so tief ausgegraben werden als vorgesehen war, was allein 2000 fl. mehr erforderte. Mehrere in schlechtem Zustand befindliche Mauern mußten abgerissen und neu aufgebaut werden. Im alten Kloster waren etliche Zimmer abzureißen und neu zu erstellen, um die nötige Verbindung zwischen dem alten und neuen Kloster zu schaffen. Dann waren von der Bauleitung „Arbeitsartikel“ für die

Nonnen ins Haus geliefert und die Anschaffungskosten zum Gebäude gerechnet worden. Die Ueberschreitung mußte auf Befehl des Kurfürsten zur einen Hälfte von der Generalandeskasse, zur anderen von der Pigage unterstehenden Regie bezahlt werden. Der Kurfürst forderte aber, daß damit der Klosterbau ohne weitere Nachforderungen vollendet werden müsse.

Der fertige Bau. Pigage hat dem Gebäude in L durch Umbau und Erweiterung Gestalt und Umfang gegeben. Sind auch im Laufe von fast 150 Jahren mancherlei Aenderungen im Innern vorgenommen worden: äußerlich ist der Bau geblieben, wie er war. Die Kirche nimmt eine Fläche von 389 Quadratmeter ein; das frühere Klostergebäude umfaßt 2320 Quadratmeter; davon sind 1415,75 Quadratmeter überbaut, 904,25 Quadratmeter kommen auf die heutigen Schulhöfe. Das Äußere des zweistöckigen Barockbaues ist sehr einfach; doch hat das Gebäude hübsche Gesamtwirkungen und feine Einzelheiten. Jede Fassade hat ein in antike Bauformen gekleidetes Portal. Vor dem Rundbogenportal an der Kirche stehen zwei korinthische, vor dem Südportal zwei dorische, vor dem Ostportal zwei ionische Säulen. Letzteres Portal hat über den Säulen Gebälk und Giebelfeld. Das halbkreisförmige Oberlicht war mit einem reich geschnitzten Holzgitter (Imitation eines Eisengitters) versehen. Es bestand aus gebogenen Stäben, Ketten und Rosen. Im Mittelpunkt war ein Monogramm: Maria. Das Gitter ist nicht mehr dort. Die große Toreinfahrt auf der Rückseite des Gebäudes mit den zwei großen Türflügeln und dem engen Pfortchen in einem Flügel bildete den Eingang in den ehemaligen Klostergarten, heute Schulhof.

Ueber dem Gebäude waren ausgedehnte Doppelspeicher. Der über der Kirche gelegene obere Speicherboden wurde nach Uebergang des Gebäudes an die Stadt entfernt. Die unteren Speicherräume im Klostergebäude geben nach 1805 zunächst Lehrerwohnungen. Auf dem Dach der Südfront sitzt als Dachreiter ein Glockentürmchen mit Kreuz. Die Glocke wurde entfernt. Dem Kloster her führte durch den Garten ein Holzgang an eine kleine, noch vorhandene Kirchentreppe. Von der Breiten Straße gelangt man durch das Portal in die Kirche. Kloster und Kirche standen durch eine jetzt zugemauerte Türe, die von einem Zimmer zur südlichen Empore führte, in Verbindung. Der Kirchenraum geht durch zwei Stockwerke. Eine Beschreibung der Kirche findet sich in „Mannheim, Topographie und Statistik, zugleich ein Führer für Fremde, von Alfred Fecht, 1864“.

(Schluß folgt.)

Kleine Beiträge.

Zwei Handschriften aus Kloster Eimburg. Die Nationalbibliothek in Wien besitzt folgende zwei mittelalterliche Handschriften, die aus dem Kloster Eimburg bei Bad Dürkheim stammen. Sie sind verzeichnet in dem Werk: H. J. Hermann, Die Romanischen Handschriften des Abendlandes (Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Oesterreich, Band VIII, 5), Leipzig, Verlag von Karl W. Hiersemann, 1927 S. 20 und 46:

Nr. 19, Cod. 1102. S. Paulus, Epistolae cum notis. Die Handschrift ist vermutlich eine französische Arbeit aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Nach dem von einer Hand der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Innern des Vorderdeckels geschriebenen lateinischen Besitzvermerk befand sich die Handschrift damals im Kloster Eimburg. Sie ist jedoch schon 1576 als Eigentum der Wiener Hofbibliothek nachweisbar.

Nr. 54, Cod. 1107. Psalterium cum glossa, cantica biblica, oratio dominica, symbolum apostolorum, Te deum, symbolum Athanasii et sequentia cum neumis. Vermutlich südenglische Arbeit aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Handschrift war Besitz des Klosters Eimburg, ist jedoch bereits 1576 als Eigentum der Wiener Hofbibliothek nachweisbar.

Zeitschriften- und Bücherschau.

Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim. I. Teil: Die Pflege der Naturwissenschaften unter Karl Theodor von A. Kijner. Mannheim 1930, Selbstverlag des Mannheimer Altertumsvereins.

Die Feier seines 70jährigen Bestehens konnte der Mannheimer Altertumsverein nicht besser begehen als dadurch, daß er die Anregung gab zu der schon lange vermißten „Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim“. Deren erster Band, „Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors“, mit einer dem Werke vorangestellten Geschichte der kurpfälzischen Akademie, der 1765 gegründeten Theodoro-Palatina, ist nun im Selbstverlag des Vereins in geschmackvoller Ausstattung erschienen (gedruckt von der Mannheimer Vereinsdruckerei). Ihr Verfasser ist Prof. Adolf Kijner-Karlsruhe, einer der wenigen Gelehrten, der von vornherein vertiefte Sachkenntnisse sowohl für den engeren Gegenstand der Geschichte der Pfalz, als auch für die größere Frage nach der Geschichte der Naturwissenschaften überhaupt mitbrachte. Die reichen Anmerkungen, in übersichtlicher Weise am Ende des Buches zusammengefaßt, bieten wertvolle Anregungen und sind zu gleicher Zeit ein Zeugnis für die umfassenden Quellenstudien des Verfassers. Ein reiches Bildmaterial (55 Tafeln) veranschaulicht den Stoff.

Nach einer Schilderung der grundlegenden Geschichte der Akademie behandelt Kijner die einzelnen von der Akademie gepflegten Zweige der Naturwissenschaften. Er verbindet mit der Darstellung der Probleme der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Fragestellung bzw. die Lösung der modernen Wissenschaft und gelangt so von der Darstellung der Arbeit, welche die einzelnen Mitglieder der Akademie leisteten — sei es in stillem Gelehrtenfleiß, in den wöchentlichen Diskussionen der Akademie, in der Beurteilung von Arbeiten, die auf Preisfragen der Akademie eingingen, oder in der Auseinandersetzung mit anderen Gelehrten — zu geisteswissenschaftlichen Zusammenhängen.

In Mannheim selbst wurde wichtige Vorarbeit geleistet für die moderne Vermessung. Eine erste Triangulation der Pfalz wurde vorgenommen (1775 Meyers Karte der Umgebung von Schwetzingen, Bild XIV). Dewarats (eines Elsjägers, der in kurpfälzische Dienste trat) Karte leistete wichtige Dienste beim Friedenskongreß zu Basel 1793 und beim Frieden von Rastatt 1798.

Räumlich am weitesten erstreckt sich die Wirkung der Theodoro-Palatina zweifellos auf dem Gebiete der Wetterkunde. Unter Hemmers Leitung verstand es die innerhalb der Akademie gegründete „Societas Meteorologica Palatina“ ein fast die ganze Welt umspannendes Netz von Beobachtungsstationen zu schaffen, deren Feststellungen in den noch heute unentbehrlichen „Ephemerides Societatis Meteorologicae Palatinae“ niedergelegt sind. Kijner muß oft die grundsätzliche Darstellung unterbrechen, um uns mit dem Lebenslauf der wichtigsten Gelehrten ein Bild ihrer Persönlichkeit und ihrer besonderen Verdienste um Problemstellung und um wissenschaftliche Ergebnisse zu entwerfen. Der Physiker Hemmer widmet sich der damals alle Kreise stark beschäftigenden Elektrizitätslehre. Sein Name ist eng mit der Geschichte des Blitzableiters verbunden (die fünfspitzigen Blitzableiter auf den Ecktürmen des Schlosses). Derselbe Gelehrte ließ den ersten mit erwärmter Luft getriebenen Ballon in Mannheim aufsteigen. Gerade das Kapitel über Blitzableiter weitet sich zu einer interessanten kulturkundlichen Darstellung des Aberglaubens und der merkwürdigsten Erfindungen aus der Zeit des Blitzableiters.

Von kulturkundlich besonderem Reiz ist das letzte Kapitel: Medizin. Medizin galt nicht als strenge Wissenschaft, sie fand deshalb keine Stätte in der Akademie. Das Consilium Medicum der Akademie hatte die Regierung in allen medizinischen Fragen zu beraten. An seine recht kuriose Geschichte reiht sich die Beschreibung der mit einer Anatomie verbundenen Chirurgenschule; Remondes Vermale, der Leibarzt des Kurfürsten, bildet das Amputationsverfahren mit doppeltem Lappenschnitt aus. Die Geschichte des „acouchement“, der Hebammenschule, läßt uns einen Blick in die

entsprechenden hygienischen Verhältnisse werfen. Die Anfänge von elektrischen Kuren dürften gerade unsere Zeit interessieren. Ein Abschnitt „Schauspielerkrankheiten“ (medizinische Wirkung von Schillers „Räubern“ auf die Schauspieler) lieft sich besonders ergötzlich. Mais Fastenpredigten könnten in unserer Zeit der schlan- ten Linie gehalten werden.

Die Sternwarte erinnert uns heute noch eindringlich an Mannheims große Zeit, wo der Hofastronom Mayer wertvolle Feststellungen über Venusdurchgänge machte. Die höheren Schicksale der Sternwarte führen in die Wirren der Koalitionskriege.

Collinis Verdienste liegen auf verschiedenen Gebieten. Er wurde der Verwalter und Förderer des kurfürstlichen Naturalienkabinetts im Ostflügel des Schlosses. Im Streit der Vulkanisten und Neptunisten sehen wir ihn auf die Seite der Vulkanisten neigen. Er ist der beste Kenner der Mineralogie. Auf Studienreisen erforscht er die Natur des Basalts, er erkennt die wahre Bedeutung der Tierfossilien des Kabinetts. Collini, ein Florentiner, war seit 1752 Sekretär und Vorleser in Voltaires (Ehrenmitglied der Akademie!) Diensten. Durch Vermittlung Voltaires übernahm er kurfürstliche Aemter. Medicus ist der Begründer des botanischen Gartens vor dem Heidelberger Tor. Kijner stellt ihn uns vor als zielbewußten Kämpfer für ein sinnvolles Pflanzensystem und damit als erbitterten Gegner von Einne; auch als praktischen Gelehrten, der Landschaftsgärtnern wertvolle botanische Anregungen gab. So veranfert der Verfasser erfreulicherweise überall seine Darstellung in der allgemeinen Zeitgeschichte und in der Problematik der damaligen Wissenschaften.

Ein Streiflicht fällt auch auf die Bedeutung des außerhalb der Akademie stehenden Kaiserslauterer Arztes Johann Pollich, des Verfassers eines ersten umfassenden, aus eigener Anschauung herrührenden Darstellung der Flora der Pfalz. Pollichs Wissen wird von dem Botaniker Necker, Mitglied der Akademie, bei dessen floristischer Erforschung der Pfalz tüchtig ausgebeutet.

Die Geschichte der Akademie selbst fällt in ihren ersten Anfängen mit Mozarts Konzert in den Zirkelsälen von Schwetzingen im Juli 1765 zusammen. Dort führte Schöpplin wohl auf Veranlassung von Georg von Stengel das vorbereitende Gespräch mit Karl Theodor; den Entwurf für die Satzungen übertrug er seinem Schüler und Mitarbeiter an seiner „Alsatia Illustrata“, Andreas Kamey. Die Schriften der Mannheimer Akademie begannen ab 1766 als Acta Academiae Theodoro-Palatinae zu erscheinen. Auf die Einzelheiten der Geschichte der Akademie im Rahmen einer Besprechung einzugehen, ist unmöglich. Es muß erwähnt werden, daß die in Kaiserslautern 1768 gegründete Bienengesellschaft, die „Kauterer Bienengesellschaft“ (zunächst zur Hebung der Bienenzucht gegründet), ab 1770 erweitert zur „Kurfürstlichen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft“ die Mannheimer Akademie dadurch erleichterte, daß diese alle nicht rein wissenschaftlichen Angelegenheiten an die Gesellschaft weisen konnte; sie beschloß 1774 eine von Medicus angeregte Cameral-Hochschule, an deren Spitze der Leipziger Suckow berufen wurde. Die Mitglieder der 1775 gegründeten „Deutschen Gesellschaft“ (Zeßing!) gehörten der Akademie an, die im übrigen in Hemmer einen eifrigen Verfechter für die Reinigung der Pfälzer Sprache zugunsten einer gepflegten deutschen Sprache hatte. Die weitere Geschichte der Akademie ist eng verflochten mit Karl Theodors Wegzug nach München, mit den Wirren der Revolutionszeit und schließlich mit dem Uebergang der rechtsrheinischen Pfalz an Baden und der damit verbundenen Wegschaffung der wichtigsten Bestände der Akademie nach München. 1807 überwies Max Joseph der bayerischen Akademie das Vermögen der Theodoro-Palatina.

Diese Anzeige soll und kann keine Inhaltsangabe sein. Sie kann es nicht sein, weil eine solche Fülle von Stoff nur Andeutungen aus dem reichen Inhalte erlaubt, sie soll es aber auch nicht sein: Kijners Werk ist zu wertvoll, als daß der Freund der Heimatgeschichte mit einer Inhaltsangabe sich begnügen dürfte. Wenn die Besprechung das Verlangen erweckt hat, Kijners Werk zu lesen, so ist ihr Endzweck erreicht; jedes besondere Interesse wird sein Genüge finden. „Die Entdeckerfreude“, die Kijner beim Sammeln des Stoffes haben durfte, wird zweifellos auf „Feier und Beurteiler“ übergehen.

H. C.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz

Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder: jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Sercuraf: 29717 — Postcheckkonto: Karlsruhe 24 607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depozitenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

März 1930

Nr. 3

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein. — Vereinsveranstaltungen. — Jahresbericht 1929. — Kurbrandenburgisch-kurpfälzische Verhandlungen in Mannheim am 20. November 1672. Von cand. hist. Friß Dilden. — Das ehemalige Nonnenkloster in L 1. Von Rektor Heinrich Strohmaier (Schluß). — Johann Lorenz Kächler. Von Dr. Wilhelm Behaghel. — Ein Brückenprozeß Sophie Schloßers. Von Dr. Oswald Dammann. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

In der Ausschuß-Sitzung vom 14. Februar wurde vom Rechner, Herrn Dr. Friß Bassermann der Rechnungsabluß für das Jahr 1929 vorgelegt sowie eine Aufstellung über die Gesamtkosten für die „Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim. I. Teil: Die Pflege der Naturwissenschaften unter Karl Theodor von Adolf Kistner. (Näheres im Jahresbericht für 1929, der in dieser Nummer abgedruckt ist). Der Vortragende verlas einige der zahlreichen Anerkennungs schreiben, die alle übereinstimmen im Lobe der hervorragenden Leistung, durch die wertvolles Material in klarer übersichtlicher Weise der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht und gleichzeitig dem Laien ein Stück Heimatgeschichte in leicht verständlicher Form vermittelt wird. — Für die Monate Mai und Juni sind verschiedene Veranstaltungen vorgeesehen, über die im Aprilheft näheres mitgeteilt wird. — Die diesjährige Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung wird in Bonn am 25. und 26. April stattfinden, daran wird sich am 27. April ein Ausflug nach Aachen anschließen. Unsere Mitglieder sind hierzu freundlichst eingeladen. (Näheres durch die Geschäftsstelle, Tel. 29717). — Von Herrn Dr. Friß Bassermann erhielt der Verein einen interessanten Brief Ferdinand Kobells nebst einer eigenhändigen Nota über Kupferstiche Wilhelm Kobells.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Caritas-Verband E. V., B 5, 19.
Kaulen, Joseph, Kaufmann, L 7, 7.
Natterer, Frau Emilie, Privat, C 1, 7.
Staudinger, Julia, Atelier Hojtrup, D 5, 8.
Stürmer, Dr. iur. Heinrich, E 5, 16.
Eberbach: Weiß, Dr. John Gustav, Bürgermeister a. D.

Vereinsveranstaltungen.

Eine große Anziehungskraft übte der für Montag, 17. Februar angelegte Vortrag über „Die Burgen und Schlösser des unteren Neckarstales“ aus. Im dichtgefüllten Vortragsaal der Kunsthalle bot der Redner des Abends, der Direktor der Volkshochschule in Heilbronn, Christian Leichte, seine interessantesten, sachlichen Ausführungen. Er geleitete die Hörer an Hand eines ausgezeichneten Lichtbildermaterials durch dieses wunderliche Stück Heimat zwischen Heilbronn und Heidelberg, einem Kernpunkt deutscher Landschaft, mit seinen zahlreichen Burgen und Schlössern.

deren Zusammengehörigkeit in ihrer Gleichartigkeit und ihrem doch immer wieder anders gestalteten Aufbau besonders die vortrefflichen Fliegeraufnahmen erkennen ließen. Vielleicht etwas zu weit holte der Vortragende in seinen einleitenden, geologischen, kultur- und völkergeschichtlichen Darlegungen aus.

Die Natur am unteren Neckar zeigt von Heilbronn bis Mannheim mehrere Ausweitungen des Tales, die schon seit der jüngeren Steinzeit landwirtschaftlichen Nutzen gewährten. Dann aber treten immer wieder die bewaldeten Berge dicht an den Fluß und erschweren die Landwirtschaft oder machen sie ganz unmöglich, und doch waren Siedlungen schon zur Zeit der Kelten und Römer am unteren Neckar auch im Gebiet des Odenwaldes notwendig, und zwar für den Durchgangshandel, sowie für den Absatz von Brennholz, Bauholz und Stein. Die Burgen und Schlösser am unteren Neckar sind ihrer Entstehung und Erhaltung nach daher teils von Erdrümpfen des Ackerbaus, teils von Einkünften aus örtlichem Handel oder dem Durchgangshandel hin zur Ebene des Rheines nach Speyer, Straßburg, Worms und Mainz sowie hinunter nach Köln und Holland und über das Meer abhängig. Nur verhältnismäßig kleine Strecken der Wasserstraßen konnten damals von einem einzelnen Herrn bzw. Dienstleuten eines Herrn verwaltet werden. Der Wasserzoll und vor allem das Geleitzrecht gaben Einnahmen, mit denen Wohn- und Wehrbau, Burg oder Schloß sowie der Seimpfad für das Treideln der Schiffe oder die Wasserstraße aufgebaut bzw. instand gehalten werden konnten (Beseitigung von Hindernissen auf dem Fluß nach Ueberschwemmungen usw.). Von größter Wichtigkeit sind die zum Teil noch in den Archiven vorhandenen Ordnungen für die Zünfte der Schiffer und ihr Verhältnis zur feudalen Verwaltung, zum Gütertausch von Besitzung zu Besitzung, zum Absatz von Waren nach dem Rhein hin oder zum Durchgangsverkehr für den Fernhandel Europas.

Die Entstehung der Kurpfalz bzw. des Schlosses zu Heidelberg, sowie der Residenz in Mannheim mit Schwefingen in den letzten Jahrhunderten bis 1805 neben den Ansprüchen und Abfindungen von Speyer, Worms, Mainz und Würzburg, des Deutschen Ritterordens und verschiedener Klöster ist eines der interessantesten Beispiele für die Geschichte eines deutschen Territorialstaates. Auffallend ist, daß bei allen Streitigkeiten und allen Kämpfen wirtschaftlicher und politischer Art immer wieder alle Beteiligten sich zu einigen verstanden und zahllose Verordnungen, Erlasse und Geheiß von Kaiser und Reichstag im Sinne des Landfriedens unternommen wurden. Gegen jede Störung des Friedens auf Land- und Wasserstraßen waren die Reichstädte bzw. die Bischöfe mit Entschlossenheit tätig. Nur in den seltensten Fällen jedoch mußten Burgen, von denen aus räuberische Uebersälle auf Handelsgut unternommen wurden, um des Rechtes willen zerstört werden. Und so sollte jedenfalls aus dem Bewußtsein des Volkes bei Anblick von Burgen und Schlössern der Gedanke an das „Raubrittertum“ und den „Raubadel“ in seiner ungerechtfertigten Form genommen und zunächst das Positive der Einrichtung von Burgen und Schlössern, in ihrer Verwaltung des Landes und als Hüter von Recht und Ordnung, erkannt werden.

Die Verheerungen durch die Erbfolgekriege, durch den Dreißigjährigen Krieg und die Kriege Frankreichs gegen die Kurpfalz und ihre Verbündeten 1688—1701, während der französischen Revolution und im Zeitalter Napoleons wurden von besonderen Gesichtspunkten aus betrachtet. Auch die Darstellung der örtlichen Entwicklung von Burgen und Schlössern im Rahmen der allgemeinen Geschichte deut-

ischer Kultur war außerordentlich lehrreich und in Verbindung mit der Betrachtung der Lichtbilder von großem Wert. Immer wieder zeigt es sich, wie manche Grundgesetze sich von Stufe zu Stufe in allen Ländern Europas anzuweisen lassen, auch im Baustil, der inneren Einrichtung und Verwaltung der Burgen und Schlösser,



Höf von Berlichingens Burg Hornberg am Neckar.

und daß doch keine zwei Burgen genau genommen weder äußerlich noch innerlich einander gleichen, so wenig die Persönlichkeiten ihrer Besitzer bei Querschnitten durch bestimmte Zeiten einander gleich sind.

Der Redner bot in seinen weiteren Ausführungen in kurzen Ueberblicken die Geschichte der einzelnen Burgen und ihrer Geschlechter von Heilbronn bis Heidelberg, zeigte ihre enge Zusammengehörigkeit von ihrem ersten Entstehen an, namentlich auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet. Für das ganze Neckartal von Heilbronn bis Heidelberg war damals lange Zeit Heidelberg der Mittelpunkt. Das zeigt sich u. a. darin, daß die Heilbronner im 15. und 16. Jahrhundert ihre Söhne auf die Universität nach Heidelberg schickten.

Auf die Beschreibung und Geschichte der Burgen im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen.

Jahresbericht 1929.

70. Vereinsjahr.

Mit besonderer Genugtuung kann der Verein auf das verfloßene Vereinsjahr, das 70. seit seiner Begründung, zurückblicken. Aus Anlaß dieser Feier ist in Reden und Berichten gebührend hervorgehoben worden, wie der Verein aus kleinsten Anfängen emporgewachsen ist, und welche große Verdienste er sich durch seine vielumfassende Tätigkeit im Verlauf der Jahrzehnte auf dem Gebiet der Heimatgeschichte und dadurch um die Erweckung und Pflege des Heimatfinns erworben hat. Auch in schwierigen Zeiten erlahmte nicht der Opferfinn seiner Leiter und seiner Mitglieder.

Der Feier des Vereinsjubiläums verliehen die Festversammlung in der Harmonie im April und das „Abendfest im Schloß“ im September, über die in den Mannheimer Geschichtsblättern eingehend berichtet worden ist, feierliches Gepräge. Als Gabe von bleibendem wissenschaftlichem Wert erschien am Ende des Jubiläumjahres von der schon seit längerer Zeit geplanten „Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim der erste Teil: „Die Pflege der Naturwissenschaften unter Karl Theodor“ von Adolf Kistner. Den Mitgliedern wurde auf Subskription ein Vorzugspreis von 6 RM (gebunden) und 5 RM (kartonniert) eingeräumt. Zahl-

reiche Anerkennungsschreiben stimmen überein im Lobe der hervorragenden Leistung, durch die wertvolles Material in klarer, übersichtlicher Darstellung der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht und gleichzeitig dem Laien ein Stück Heimatgeschichte in leicht verständlicher Form übermittelt wird. Nur unter großen Schwierigkeiten und durch Unterstützung der Stadt Mannheim, des Badischen Unterrichtsministeriums sowie der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften war die kostspielige Herausgabe des Buches mit seinem ausgezeichneten Bildmaterial möglich. Der zweite geisteswissenschaftliche Teil, der von Privatdozent Dr. Kurt v. Raumer bearbeitet wird, soll in etwa zwei Jahren erscheinen.

Ueber die Mitgliederbewegung ist leider nichts Günstiges zu berichten. War schon in den letzten Jahren ein Stillstand zu verzeichnen, wobei Ein- und Austritte sich an Zahl ungefähr gleich blieben, so ist in diesem Vereinsjahre eine Abnahme der Mitgliederzahl um 78 zu buchen, die bedauerlich ins Gewicht fällt und zweifellos mit der Ungunst der allgemeinen Wirtschaftslage zusammenhängt. Am 1. Januar 1929 zählte der Verein 1508 Mitglieder, am 31. Dezember 1929 nur noch 1430. Es sind im Laufe des Jahres 156 Mitglieder ausgeschieden und nur 78 neu eingetreten. Diese Zahlen beweisen die Notwendigkeit, mit Hilfe unserer Freunde tatkräftig neue Mitglieder zu werben.

Aus Anlaß der 70. Wiederkehr des Gründungsjahres wurden Herr Geh. Hofrat Wilhelm Caspari, der derzeitige Vorsitzende, und Herr Geh. Regierungsrat Ludwig Mathy in Anerkennung ihrer großen Verdienste um den Verein zu Ehrenmitgliedern ernannt. Zum korrespondierenden Mitglied wurde aus Anlaß seines 60. Geburtstages Herr Prof. Dr. Rudolf Sillib, Direktor der Universitätsbibliothek in Heidelberg, ernannt. Durch Tod verlor der Verein sein Ehrenmitglied Herrn Geheimrat Prof. Dr. Jacob Wille, den früheren Direktor der Universitätsbibliothek in Heidelberg, sowie seine korrespondierenden Mitglieder Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Karl Ludwig Kochl-Worms und Herrn Prof. Dr. Rudolf Küttich-Heidelberg.

Die Zusammenlegung von Vorstand und Ausschuß erfuhr im Berichtsjahre keine Aenderung. Freundliche Mitarbeit im Verein leisteten im vergangenen Jahre Frau Lotte Goerig, Fräulein Veronika Clemm, Fräulein Maria Luise Richard, Herr Eugen Keller und Herr cand. phil. Fritz Dilday.

Zu der vom Schloßmuseum veranstalteten Theater-Ausstellung (150 Jahre Mannheimer Nationaltheater) konnte auch der Mannheimer Altertumsverein wertvolle Stücke aus seinen Beständen beisteuern.

Von den Mannheimer Geschichtsblättern, die ihren 50. Jahrgang vollendeten, sind diesmal nur zehn Hefte erschienen. Die Zusammenlegung war erforderlich teils infolge starker dienstlicher Inanspruchnahme des Schriftleiters, teils aus Ersparnisgründen.

Im Berichtsjahr haben folgende Veranstaltungen stattgefunden, die sich durchweg guten Besuches zu erfreuen hatten:

9. Januar: Prof. W. Andreas: Die Bedeutung der deutschen Reichsstadt für die Kunst im Ausgang des Mittelalters.

21. Januar: Joseph Kinkel: Alte Mannheimer Gaststätten.

21. Februar: Prof. Theodor Hänlein: Pfälzer Art in der Pfälzer Mundart.

6. März: Oberbaurat Dr. h. c. Ludwig Schmieder: Heidelberg und die Pfalz um 1580.

29. April: Jubiläums-Festversammlung: Prof. Dr. Friedrich Walter: Mannheim im Jahre 1859.

29. September: „Abendfest im Schloß“.

14. Oktober: Prof. Dr. Friedrich Behn: Das Mitbräun in Dieburg.

21. November: Prof. Dr. Rudolf Sillib: Die Mannheimer Handschrift.

Führungen und Ausflüge:

4. Juni: Prof. Dr. Gropengießer: Führung durch Ladenburg.

7. Juli: Ausflug nach Oppenheim.
15. Oktober: Ausflug nach Bürkheim-Hartenburg.

19. und 20. Oktober: Prof. Dr. Gropengießer: Führung durch die archäologische Abteilung des Schloßmuseums.

26. Oktober: Dr. Gustav Jacob: Ausstellung des Schloßmuseums: Die politische Bewegung der Jahre 1848/49.

20. November: Prof. Dr. Friedrich Walter: Ausstellung des Schloßmuseums: Deutsche Mänsgefänger. Bilder aus der Manesse-Handschrift.

Die Familiengeschichtliche Vereinigung bot ihren Mitgliedern nachstehende Veranstaltungen:

27. November 1928: Dr. B. Schub: Ueber Familienforschung.

15. Dez. 1928: Hauptlehrer Menzer: Aus der Werkstatt des Familienforschers; Quellen zur Pfälzer Familiengeschichte.

5. März 1929: Prälat D. Dr. W. Diehl: Zur Geschichte rheingräflicher Familien.

29. Mai 1929: Dr. B. Schub: Blutgruppenlehre.

Nach dem vom Rechner Dr. Fritz Baffermann vorgelegten Rechnungsabluß gingen im Jahre 1929 an Mitglie derbeiträgen insgesamt 15 625 RM ein. Die Mindereinnahme gegen das Vorjahr erklärt sich aus der Abnahme der Mitgliederzahl. Der Zuschuß der Stadtgemeinde von 2000 RM und des Staates von 200 RM wurde in der gleichen Höhe wie bisher geleistet. Die Gesamtkosten für den I. Teil der Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim: Die Pflege der Naturwissenschaften unter Karl Theodor von Adolf Kistner betragen 8481 RM. Zu diesem ersten Teil wurden folgende Zuschüsse gewährt und bereits ausbezahlt: Stadtgemeinde Mannheim 1000 RM, Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft 1000 RM, Badisches Unterrichtsministerium 500 RM. Der Erlös aus dem Verkauf des Buches ergab bis jetzt rund 600 RM. Die Gesamtkosten für den Verein belaufen sich also nach Abzug der Zuschüsse von zusammen 2500 RM und des Verkaufserlöses von vorläufig 600 RM auf insgesamt rund 5580 RM. Für Sammlungsgegenstände konnten nur rund 550 RM verausgabt werden. Die Kosten für Vorträge, Ausflüge und Führungen betragen 5520 RM. Die Herstellungs-kosten der Geschichtsblätter beliefen sich auf 8095 RM.

Kurbrandenburgisch-kurpfälzische Verhandlungen in Mannheim am 20. November 1672.

Don cand. hist. Fritz Dilden.

Zum Schutze der Machtstellung Brandenburgs am Niederrhein, der ein Ueberwuchern der französischen Militärmonarchie gefährlich werden konnte, war Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg am 6. Mai 1672 mit den Generalstaaten der Niederlande ein Bündnis eingegangen, in dem er sich im Falle eines Angriffs zum militärischen Beistand verpflichtete. Schon einen Monat später drangen die Heere Ludwigs XIV. gegen das kurbrandenburgische Kleve vor, um nach Einnahme der von holländischen Garnisonen schwach besetzten festen Plätze Rheinberg, Wesel, Rees, Emmerich u. a. den Hauptstoß vom Rhein her gegen die Niederlande zu führen. Der Unterstützung durch den Kaiser bei der Hilfsaktion für die bedrängten Niederländer hatte sich der Große Kurfürst durch den Vertrag vom 22. Juni 1672 versichert: aber es wurde Herbst, September, bis sich die beiden Heere, das brandenburgische unter Führung des Kurfürsten selbst, das kaiserliche unter Montecuccoli, im Halberstädtischen vereinigen konnten. Es galt, den Rhein, zunächst in südlicher, dann in südwestlicher Richtung zu gewinnen, diesen bei Koblenz zu überschreiten und, dem Lauf des Stromes folgend, gegen die Niederlande vorzurücken. Inzwischen aber hatte Turenne zwischen dem Rhein und der südlichen Grenze der Grafschaft Mark Stellung genommen, um den geplanten Rheinübergang des vereinigten Heeres zu verhindern. Uneinigkeite seiner beiden Führer, unablässige Regengüsse und schlechte Wege beeinträchtigten dessen Vormarsch nicht gering, je langsamer er erfolgte, desto mehr kam das Aussichtslose des ganzen Unternehmens

zur Geltung. Auf kaiserlichen Befehl mußte Montecuccoli einem entscheidenden Zusammenstoß mit den Franzosen ausweichen, ohne daß der Kurfürst darum gewußt hätte. Dann versagten, als endlich Ende Oktober der Rheinübergang hätte stattfinden können, die neutral gebliebenen rheinischen Fürsten die erhoffte Unterstützung. Vorbereitet und eingeschüchtert durch die französische Diplomatie, fürchteten sie unabsehbare Folgen für ihr Land. Der Kurfürst von Trier weigerte den Uebergang bei Koblenz, der von Mainz den in seinem Territorium. Allein das längere, untätige Verweilen kaiserlicher und brandenburgischer Truppen am Rhein wurde ihnen angesichts der französischen Uebermacht derart unbequem, daß sie Kurfürst Friedrich Wilhelm durch entschiedene Vorstellungen zum Abzug zu bewegen suchten. Diese beiden hemmenden Momente, Montecuccoli auf der einen, die rheinischen Kurfürsten auf der anderen Seite, hatten zur Folge, daß der Kurfürst vom Rhein abgedrängt wurde, den Main überschritt und bei Rüsselsheim eine so unglückliche Stellung bezog, die, Ausweg nur nach Norden bietend, von vornherein jede Aussicht auch auf das kleinste Maß von Erfolg abschneidete.

Dargestalt war die Situation, als Verhandlungen Friedrich Wilhelms mit Karl Ludwig von der Pfalz, der gerade in Mannheim residierte, begannen¹⁾. Die vorgeschrittene Jahreszeit, der November hatte schon begonnen, zwang zunächst zur Aufgabe des Vorhabens, sich mit dem Prinzen von Oranien und seinen holländischen Truppen zu vereinigen. Eine andere Sorge tauchte auf: es galt, inmitten einer feindlichen Umgebung geeignete Winterquartiere für die Truppen zu finden. Zu dem Zwecke wandte sich Friedrich Wilhelm an den Kurfürsten von der Pfalz, bat ihn um Durchmarsch und Einlagerung seiner Truppen. Der Kurfürst lehnte ab. Er war äußerst beunruhigt über ein Gerücht, wonach Friedrich Wilhelm sich Oppenheims bemächtigen wolle. Der französische Gesandte in Mannheim, Marquis de Dangeau, und der von Condé dem Kurfürsten Karl Ludwig geschickte Edelmann de Morin ersuchten ihn in ihres Königs Namen, Oppenheim durch eigene Truppen oder, sofern dies nicht möglich sei, durch Aufnahme einer französischen Besatzung gegen den Angriff des Brandenburgers zu versichern. Die Vermutung liegt nahe und andere Beispiele französischer Diplomatie im 17. Jahrhundert bestätigen es, daß die Franzosen selbst dieses Gerücht erfunden und verbreitet haben, um von vornherein in Karl Ludwig einen gewissen Argwohn gegen den Kurfürsten von Brandenburg zu wecken und um unter dem Vorwand der Bedrohung Oppenheims, unter Hinweis auf dessen schlechten Verteidigungszustand, die Truppenposition bis ins Pfälzische vorzuschieben. Zu seiner und der Gesandten Beruhigung bat der pfälzer Kurfürst den Brandenburger um sofortige Erklärungen, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe.

Das aber war nicht das einzige, das Karl Ludwig gegen Friedrich Wilhelm verstimmte. Gar zu oft drangen brandenburgische Streifpartien plündernd und raubend bis tief ins pfälzische Territorium ein, was stets Anlaß zu bewegter Klageführung des Kurfürsten und der Bitte um Auslieferung der Täter zur Abstrafung gab. Am 18. November 1672 schrieb Karl Ludwig aus der Friedrichsburg, der kaiserliche Postmeister Altdorf zu Rheinhausen sei bei ihm gewesen und habe ihm gemeldet, daß am 14. November eine Abteilung von 25 Pferden der brandenburgisch-kaiserlichen Armee den französischen Major von Philippsburg de la Neuville „vorn Thor zu Worms am Schlagbaum im Herausreiten mit dem bei sich gehaltenen Postillon und ihm, Postmeistern, gehörigen Postpferden hinweggenommen und darauf sobalden mit sich fort und nach der Armee geführt“ haben. Karl Ludwig verlangte, daß ihm die Täter „zur Abstrafung sistiret werden“, weil die Tat in seiner „unstreitigen landesfürstlichen Botmäßigkeit und auf seinen kundbaren offenen Geleitstraßen,

¹⁾ Das folgende nach den Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg Bd. XIII.

da jedoch bekanntlich die Posten im Roem. Reich hochprivilegiert sein, beschreiben und soldiergestalten die Landstraßen in seinen Landen vor die Durchreisenden gar unsicher gemacht werden dürften“.

Nun hielt es Karl Ludwig für die höchste Zeit, den lästigen Brandenburger von seinen Grenzen abzuziehen. Er wollte in unmittelbare Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm treten und bat um Sendung eines Bevollmächtigten. Es steht dahin, ob dies aus eigenem Antrieb geschah oder auf Veranlassung der französischen Gesandten. Aus dem überlieferten Briefwechsel erhellt nichts. Man möchte aber zur letzteren Ansicht neigen, bleibt es doch eine auffallende Tatsache, daß sich in der kleinen kurpfälzischen Residenz zu dieser Zeit zwei französische Gesandte aufhielten. Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm das Angebot näherer Besprechungen an und sandte zu diesem Zwecke den Oberpräsidenten des kurbrandenburgischen Geheimen Rats, Otto Freiherrn von Schwerin, der den Feldzug in der Begleitung seines Herrn mitmachte, nach Mannheim.

Am 20. Nov. 1672 traf Schwerin in Mannheim ein und begab sich um 10.30 Uhr zur Audienz zu Karl Ludwig in das Schloß in der Zitadelle Friedrichsburg. An der anschließenden Verhandlung nahmen neben dem Marquis de Dangeau und de Morin einige Herren aus Karl Ludwigs Umgebung teil. Wegen der anwesenden Franzosen fand die Verhandlung in französischer Sprache statt. Schwerin verteidigte den Marsch, den der Kurfürst an den Rhein unternehmen habe, nachdem Frankreich in seine am Niederrhein gelegenen Lande eingebrochen sei. Darauf nahm Marquis de Dangeau das Wort und erklärte, dieser scheinbar ziellose Marsch an den Rhein habe den Kurfürsten sehr beunruhigt und sei viel ärger, als wenn man direkt nach Westfalen gezogen wäre. Sein König habe Friedrich Wilhelm nicht den geringsten Grund zu einer feindlichen Haltung gegeben, nachdem er sich bereit erklärt hatte, das Herzogtum Kleve zu restituieren. Darauf machte Schwerin geltend, eine hinreichende Satisfaktion werde von Frankreich nie erfolgen, das römische Reich werde bedroht sein, solange der Krieg in Holland andauere und klevische Städte mit französischer Besatzung belegt wären. Die anschließende Tafel unterbrach die Verhandlungen.

Nach Beendigung der Mahlzeit fand in dem Gemache der Kurprinzessin²⁾, welche wegen Unwohlseins nicht bei Tisch erschienen war, eine private Unterredung zwischen Karl Ludwig und Schwerin statt. Mit großer Bewegung und Sorge habe er den Marsch verfolgt, der nicht nur die Pfalz bedrohe, sondern auch einen Einbruch französischer Truppen zur Folge haben könne, was wegen des schlechten Zustandes der kurpfälzischen Garnisonen den vollkommenen Ruin nach sich ziehen würde. Ob Schwerin denn nicht wisse, wo das stark befestigte, französische Philippsburg liege? Den Kriegsschauplatz in die Pfalz zu verlegen, bedeute den Untergang des brandenburgisch-kaiserlichen Heeres, und dieses könne Kurfürst Friedrich Wilhelm nur retten, wenn er vom Rhein aufbreche und den Marsch in entgegengesetzter Richtung nehme.

Darauf schickte Karl Ludwig seinen Sekretär Seiler³⁾ zu Schwerin und ließ durch ihn die Gründe vorlegen, die maßgebend gewesen seien, um den Abzug vom Rhein zu fordern. Für Geld würde die Armee Proviant genug und geeignete Winterquartiere an anderen Strömen, wie dem Main, dem Neckar, der Tauber oder der Donau finden. Geht dieser Vorschlag auf die französischen Gesandten zurück, läßt er die geschickten Mittel erkennen, die Ludwig XIV. gern angewandt, um einen immerhin gefürchteten Gegner aus dem Felde zu schlagen, ihn matt zu setzen. Denn bedeutete es etwas anderes, wenn sich der Brandenburger tatsächlich

an die Donau, also weit vom eigentlichen Gefahrenherd entfernt, zurückgezogen hätte? Eine schriftliche Kommunikation wurde, wohl aus Vorsicht, nicht zugestanden; Schwerin notierte sich, während Seiler las, die Vorschläge Karl Ludwigs.

Ein anderes Problem wurde ebenfalls angedeutet, das kurze Zeit später der Gegenstand schwieriger Verhandlungen werden sollte, die zwischen Strattmann, dem Gesandten Philipp Wilhelms von Pfalz-Neuburg, und den Franzosen stattfanden und schließlich zu dem brandenburgisch-französischen Frieden von Dosslem führten: die Frage eines vorzeitigen Waffenstillstandes. Karl Ludwig nämlich verlangte zu wissen, ob er, wenn die Franzosen sich in ihre Quartiere begeben würden, ihnen versichern könne, daß der Kurfürst von Brandenburg nun wirklich vom Rhein abziehe und zu einem Waffenstillstand mit Frankreich bereit sei. Schwerin entschuldigte sich, hierüber nicht instruiert zu sein, zweifelte auch, ob Holland darauf eingehen werde, da es zu einem Winterkriege wohl vorbereitet sei. Man sieht, Karl Ludwig wollte nicht nur das brandenburgisch-kaiserliche Heer zum Rückzug veranlassen und dies wohl aus eigenem Interesse, vielleicht aus Furcht vor einem Reichskrieg, sondern er versuchte auch, durch das Angebot der Vermittlung eines partikularen Waffenstillstandes — denn nur um einen solchen scheint es sich gehandelt zu haben — für die Franzosen eine diplomatische Bresche zu schlagen. Eine typische Erscheinung des 17. Jahrhunderts! Für Karl Ludwig war die augenblickliche Lage alles andere als leicht. Genau wog er ab, ob er der zu Regensburg proponierten französischen Allianz oder einem Bündnis mit Brandenburg und dem Kaiser beitreten solle. Letzteres wurde ihm von Schwerin angetragen, er möge nur seine Wünsche äußern. Weder die französische Allianz hat er trotz der versprochenen großen Vorteile angenommen, noch ist er dem anderen Bündnis beigetreten. Er zog es vor, neutral zu bleiben, eine Entscheidung eher auf diplomatischem Wege als durch die Waffen herbeizuführen.

Schwerin blieb noch bis zum Abend in Mannheim, tafelte noch gemeinsam mit dem Kurfürsten und seiner nächsten Umgebung und trat nachts die Rückreise ins brandenburgische Hauptquartier bei Rüsselsheim an. Damit war wohl die diplomatische Mission Schwerins zu Ende, die Verhandlungen der beiden Kurfürsten aber gingen weiter. Am 24. November 1672 teilte Friedrich Wilhelm dem Kurfürsten von der Pfalz seine Freude über die Unterredung mit, bedauerte aber gleichzeitig, daß er Kurpfalz zur Last fallen müsse, wenn er ausgezogen sei, um seine gewaltsam ent-rissenen Lande wieder zu gewinnen. Frankreichs Erbieten einer Restitution des Herzogtums Kleve sei bloßes Dorgeben und kein Ernst; man verspüre vielmehr je länger, desto klarer die Gelüste Frankreichs, sich des Rheinstroms und ganz Deutschlands zu bemächtigen.

Leider könne er Kurpfalz nicht den Gefallen erweisen, vom Rhein abzurücken, da die Position am Rhein nicht von seiner Willkür, sondern von der „raison de guerre“ abhängen. Wenn er seine eigenen Lande nicht verschone, so werde es ihm wohl nicht verargt werden können, daß er notgedrungen hier pfälzisches Gebiet berühren müsse; schonen und behandeln würde er diese Lande wie seine eigenen. In seinem Antwortschreiben vom 2. Dezember bat Karl Ludwig nochmals um dringende Schonung der Pfalz. Er bat, diejenigen, die sich in die vom Brandenburger geklagten Handel nicht eingemischt, nicht entgelten zu lassen, was dieser von anderen zu fordern hätte und ihn samt seinen Landen und Angehörigen nicht in die angeführte „raison de guerre“ gegen alle „raison“ miteinzuflechten. Diesen Brief, den Karl Ludwig wegen seiner schwachen Augen nicht eigenhändig schreiben konnte, überbrachte der kurpfälzische Kommissär Lind dem Kurfürsten von Brandenburg.

Endlich anfangs Dezember wurden im brandenburgischen Hauptquartier nach langwierigen Auseinandersetzungen

²⁾ Wilhelmine Ernestine, Tochter König Friedrichs III. von Dänemark, Gemahlin des Kurfürsten Karl (1686—1685).

³⁾ Der spätere Reichshofrat und österreichische Staatsmann, vgl. Gustav Curba, Reichsgraf Seilern aus Eadenburg am Neckar 1646—1715. Heidelberg 1923.

mit dem kaiserlichen General die Entscheidungen für den Winter getroffen. Nach diesen gab es der Kurfürst auf, in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die ihm die rheinischen Fürsten bereiteten, den Rhein zu überschreiten und wollte nun direkt nach Westfalen marschieren, um dort einen festen Stützpunkt als Operationsbasis zu gewinnen. Auch die Winterquartiere wurden aufgegeben, der Kurfürst erklärte, nach dem taten- und erfolglosen Umherliegen werde er jetzt den ganzen Winter hindurch agieren.

Am 6. Dezember teilte Friedrich Wilhelm dem pfälzer Kurfürsten diesen Entschluß mit. Der Marsch über den Rhein werde eingestellt. Er hege die Zuversicht, daß Karl Ludwig als ein vornehmer Kurfürst des Reiches ihm keinen anderen Rat erteilt habe als einen solchen, der dem Reich ersprießlich und dem ganzen gemeinen Wesen zuträglich sei. Nun möge aber auch der Kurfürst darauf bedacht sein, daß die französische Armee abziehe und sich in ihr Gebiet begeben. In dem letzten Schreiben aus der Friedrichsburg vom 11. Dez. dankte Karl Ludwig für den Entschluß des Kurfürsten und bedauerte, daß er es sich nicht zur Ehre anrechnen könne, Friedrich Wilhelm vor dem Abmarsch persönlich aufzuwarten und ihm seinen dienstfertigen Dank bezeugen zu können. „Weil ich aber aus denen Ursachen, so Ew. Ld. Bringer dieses mein Rath und Oberstwachmeister von Ploetz auf gnädigst gestattete Audienz mit mehreren anzeigen wird, für diesmal daran verhindert worden, als habe nicht unterlassen wollen, hiermit bei Ew. Ld. freundväter- und brüderlich Abschied zu nehmen . . .“

Als von Ploetz im Hauptquartier des Großen Kurfürsten ankam, war die vereinigte brandenburgisch-kaiserliche Armee schon zum Abmarsch nach Westfalen aufgebrochen. Der weitere Verlauf dieses Feldzuges, der mehr ein diplomatisches Manöver, begleitet von einigen unbedeutenden Scharmücheln darstellt, bis zum Abschluß des Friedens von Passau (6. Juni 1673) ist bekannt genug, um ihn mitzuteilen. Die hier geschilderten Verhandlungen zwischen Kurbrandenburg und Kurpfalz sollen vielmehr einen Beitrag mehr liefern zu der Problematik der großen deutsch-französischen Auseinandersetzung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Das ehemalige Nonnenkloster in L. I.

Don Rektor **Heinrich Strohmaier.**

(Schluß.)

Weitere Geldopfer. Nach Erstellung des Erweiterungsbaues und regelmäßiger Anweisung der Geldbeträge und Naturalien wurden die Verhältnisse der Nonnen vorübergehend geordnete und befriedigende. Aber bald kam das Kloster wieder in Schulden. Der Kurfürst ordnete darum im September 1784 an, daß jede ins Kloster eintretende Jungfrau 3—4000 fl. mitbringen müsse. Er selbst ermöglichte durch Zuwendung größerer Beträge an das Kloster mehreren armen Mädchen den Eintritt in dasselbe. Aber darüber hinaus mußte er noch erhebliche Geldopfer für das Kloster bringen, so daß schon Karl Theodor den Gedanken erwogen haben mag, das Kloster aufzuheben. Am 8. Oktober 1785 bestimmte er:

1. Die Mannheimer und Heidelberger Klosterfrauen werden noch an ihrem damaligen Wohnort belassen.
2. Für die Mannheimer Schulden werden durch die Generallandeskasse in 2 Raten 1090 fl. angewiesen.
3. Zur Anschaffung von Gerätschaften für die äußere Schule und die Pensionaires in Mannheim sind von der Generallandeskasse 3000 fl. in Quartalsraten à 250 fl. anzuzweisen.
4. Die Kongregation erhält von der geistlichen Administration 6 Jahre lang vierteljährlich 100 fl. als milden Beitrag.

5. Mannheim und Heidelberg ist „die Annahme von einigen Novizen ohne vorherige angezeigte Geschicklichkeit und Vermögen und ohne Erlaubnis des Kurfürsten“ untersagt.
6. Der Verkauf des Oggersheimer Gutes wird genehmigt.
7. Die Kongregation Heidelberg hat sich mit dem gegenwärtigen Einkommen zu begnügen.
8. Beide Häuser sollen sich behelfen und mittels schicklicher Arbeiten einigen Nebenverdienst suchen.
9. Der Kurfürst will nicht mehr behelligt werden, oder sie haben die Aufhebung des Klosters zu gewärtigen.

Das Oggersheimer Gut wurde am 1. Februar 1786 um 8000 fl. an den kurfürstlichen Geheimschreiber Schmitz verkauft und das Geld verzinslich bei der Administration zu Heidelberg angelegt. Das Kapital brachte 5% Zinsen, während das Gut nur eine geringe Pacht gebracht hatte. Laut Quittung vom 5. Januar 1787 konnten weitere 2000 fl. Ersparnisse zu 5% angelegt werden, ein Beweis, daß es den Nonnen damals verhältnismäßig gut ging.

Auch für den Ausbau des Klosters mußte der Kurfürst noch weitere Summen bewilligen; denn das Haus war in Bau und Einrichtung unvollständig geblieben. Im dritten Stock waren wohl Verschlüsse zu Zimmern eingerichtet worden, aber die Räume waren nicht „berohrt und nicht behorbt“. Auf einem guten Teil des Baues waren nicht einmal die Hohlungen zwischen den Balken mit Grund ausgefüllt und zum Boden egalisiert, so daß nichts dort aufbewahrt werden konnte. So bestand die Gefahr, daß bei Regen oder Schnee das Wasser durch die Dachöffnungen auf den Speicher und von da in die Wohnzimmer kam. Da die Zahl der Zöglinge sich vermehrte, waren Zimmer im dritten Stock nötig. Kommissär Zentner, der einen Teil der eingegangenen Kostgelder bereits für Reparaturen und Anschaffungen verwendet hatte, bat um kurfürstliche Hilfe, da die Nonnen die Kosten nicht aufbringen konnten. Der Kurfürst bewilligte die nötigen 1268 fl. 46 Kreuzer, desgleichen auch „sechs Reiß“ Schiefer zur Dachreparatur.

Kriegsjahre. Die der französischen Revolution folgenden Kriegsjahre brachten auch dem Kloster böse Zeiten. Die Festung Mannheim traf Vorkehrungen gegen feindliche Angriffe. Im Februar 1793 wurde das für die Besatzung gekaufte Getreide auf dem Klosterspeicher untergebracht. Ende Dezember 1793 rückten Oesterreicher zur Verteidigung in die Stadt ein. Auch das Kloster bekam, wenn nicht sofort, so doch später, Einquartierung.

Im November 1795 wurde die Stadt bombardiert. Damals sollen nur 14 Häuser unbeschädigt geblieben sein. Auch das Kloster erlitt Schaden. Dach, Speicher und Mauern waren durchlöchert. Hofkammer und Administration lehnten die Uebernahme der Reparaturen ab. Da kranke Mannschaft ins Kloster gelegt werden sollte — schon vorher war im Kloster große Einquartierung —, drängte der Bauinspektor im Juni 1796 auf Wiederherstellung, die schließlich auf Kosten des Kurfürsten erfolgte.

Krieg und Einquartierung störten auch den Schulbetrieb. Die auswärtigen Pensionärinnen mögen wohl rechtzeitig Mannheim verlassen haben. Ein Bericht vom 14. Dezember 1795 sagt, daß infolge der Einquartierung „die äußere Schulen“ noch gesperrt sind und es wohl auch noch lange bleiben. Auch die Zimmer der Pensionärinnen wurden mit Militär belegt. Es waren nur wenige Pensionärinnen da, so daß für diese eine Lehrerin genügte. Die Klosterfrauen müssen bis zur Wiedereröffnung der Schulen „einstweilen allerley andere Hausgeschäfte mit ihren Chorschwestern theilen“.

Trotz der Ungunst der Zeit, da alle Zahlungen stockten, suchte der Kurfürst die Nonnen vor Not zu schützen. Er befahl im November 1797 von München aus, den Klosterfrauen die zum Leben nötigen Sustentationsgelder in kleineren Raten, wenn es anders nicht gehe, auszubezahlen. Als die Administration antwortete, sie sei zur Zahlung nicht in der Lage,

verfügte er am 13. Januar 1798, „daß in so lang die Kloster Frauen mit ihren rückständigen Sustentationsgeldern nicht befriedigt, mit auszahlung der Besoldungen an sich gehalten und darin wenigstens eine Gleichheit eingeführt werden soll“.

Die Nonnen fanden teilweise Hilfe durch Bürgerleute. So ließ der Kommissar Leonard 1798/99 die Klosterkirche, die eine Zeitlang als Militärmagazin gedient hatte, wieder zum Gottesdienst herrichten; die Schule wurde wieder für den Unterricht instand gesetzt. Leonard hatte von Freunden milde Gaben erhalten, die allerdings nicht ausreichten, so daß er selbst noch 300 fl. vorstrecken mußte, die ihm aber durch die Hofkammer wieder ersetzt wurden.

Im April 1800 waren die Nonnen, die seit zwei Jahren von der Administration weder Besoldung noch Zinsen erhalten hatten, genötigt, 1000 fl. aufzunehmen, „um nun nicht ganz zu verhungern“. 1801 durfte Kommissar von Maubuisson die Kapitalbriefe des Klosters an sich nehmen, damit er die mißliche Lage der Nonnen erleichtern und sie schneller unterstützen konnte. Wie groß die Not war, zeigt ihr Schreiben vom 26. Juni 1801 an den Kurfürsten. Seit vier Jahren haben sie keine Zinsen für ihre Kapitalien erhalten. „Niemand will uns in Zukunft mehr borgen, Niemand geld darleihen, und das geliehene können wir nicht wieder rückerstatten.“ Der Unterricht fällt ihnen bei dem Mangel schwer. Es bleibt ihnen nichts übrig, „als den langsame Hunger Tod zu sterben“. Auf ihre Bitte erhielten sie durch Vermittlung des Kurfürsten am 24. August 1801 von der Administration 1521 fl. 15 Kreuzer.

Die traurige Lage der Nonnen veranlaßte Maubuisson, im September die „hohe Commission“ zu verständigen, „daß die Zustände bei den Nonnen kläglich seien. 20 Personen hätten zusammen jährlich 300 fl. Zahlungen seien rückständig, die dem Kloster zugeteilten linksrheinischen Obligationen und Foundationen verloren; die rechtsrheinischen reichen kaum hin, ihre Brotschulden und kleinere Schulden zu tilgen. Die Klosterfrauen, die sich während des Krieges der Kinder annahmen, verdienen Rücksicht. Man möge darum auch für ihren Unterhalt sorgen. Maubuisson erklärte, daß die Nonnen auch Rechte hätten, ihr Vermögen zurückverlangen und die Rückstände einfordern könnten. Noch bestehe Karl Theodors Stiftung zu Recht. Infolge ihrer Not mußten die Klosterfrauen die für die Administration bestimmten Quartalsquittungen an Zahlungsstatt Geschäftsleuten geben. Jetzt kommen diese Geschäftsleute infolge Nichteinlösung der Quittungen durch die Administration in Schwierigkeiten und die Nonnen in Mißkredit. Maubuisson weist darauf hin, daß, gingen die Nonnen infolge der traurigen Verhältnisse auseinander, die Erziehung der Jugend geschädigt und eine andere, teurere Schule nötig würde. Sein Vorschlag, den Nonnen aus dem „Buschischen Vermögen“) und der Stiftung der Kapelle zu Oggersheim“) je 300 fl. zuzuweisen, wurde vom Kurfürsten genehmigt.

Am 23. November 1802 wurde die Pfalz badiß. Damals zählte die Schule 202 Mädchen ohne Unterschied der Konfession; Pensionärinnen waren es 39, Klosterfrauen 14. Schon Max Joseph hatte Klöster aufgehoben; Karl Friedrich setzte die Säkularisation fort. Mit Rücksicht auf die Erziehungstätigkeit der Nonnen wurde jedoch das Kloster in L 1 als weibliches Lehrinstitut bestätigt; bei seiner Anwesenheit in Mannheim im Juni 1803 verfügte Karl Friedrich, daß die dem Kloster neuerdings durch Einquartierung entstandenen

*) Der 1798 verstorbene pfälzische Oberamtmann von Busch hatte durch Testament bestimmt, daß ein Teil seines Vermögens, 143069 fl. 15, als Armenfond für kath. notleidende Hausarme, „welche entweder wegen hohen Alters oder kranklichen Umständen nichts mehr verdienen können, oder als wahre Notleidende sich des Bettelns schämen würden“, verwendet werden soll.

*) Karl Theodors Gemahlin vermachte der von ihr erbauten Schloß- und Wallfahrtskirche zu Oggersheim 30000 fl., welche sicher angelegt werden mußten. Gegen Verpfändung ihrer sämtlichen Almendächer erhielt die Stadt Mannheim das Kapital als Darlehen. Durch rechtzeitig getroffene Anordnung rettete der Kurfürst von Bayern diese und andere Stiftungen vor dem Zugriff der Franzosen.

Schäden auf Staatskosten zu beseitigen seien. Im Hinblick auf die Verdienste des Klosters durch unentgeltlichen Unterricht ließ der Kurfürst auch die 500 fl. als Ersatz für Hausmiete in den nächsten Jahren weiterzahlen.

Im September 1804 baten die Nonnen Karl Friedrich um Regelung der Sustentationsgelder. Sie schrieben: Als Karl Friedrich das Kloster bestätigte, setzte er wohl voraus, daß das Kloster selbst hinreichend Mittel habe, oder vom Staat, zu dessen Vorteil es arbeitet, unterhalten werde, oder aber Karl Friedrich wollte selbst die Sustentation bestimmen. Es ist aber schlecht gesorgt. Die Nonnen weisen auf Karl Theodors Stiftung und ihre sonstigen früheren Einnahmen hin. Nun soll ab 1. August 1802 jedes „Kloster Individuum eine jährliche Sustentation von 125 fl.“ erhalten; das Schulgeld soll den Klosterfrauen gehören. Da die Augustinerinnen aber nach Gesetz und Gelübde kein Schulgeld einziehen dürfen, ist der vorgesehene Betrag ungenügend. Trotz des drückenden Mangels haben die Nonnen ihre Arbeit verrichtet. Mit Entziehung der ohnehin geringen Unterhaltsmittel muß sich ihre Verfassung von selbst auflösen. Sie sind ärmer als die ärmste Familie, da sie nach ihren Gesetzen durch ihre Arbeit „nicht einmal etwas erwerben können und dürfen“. Nach Abzug der allgemeinen Bedürfnisse bleiben „für die körperliche Bedürfnisse jedes Mitgliebes keine 60 bis 70 fl.“ im Jahr; es sind 13 Mitglieder, die meisten schon bei Jahren. Die Kongregation kann so nicht weiterbestehen; „unsere Auflösung kann auf den Fall nicht ferne sein, indem wir in unserer jetzigen Verzweiflungsvollen Lage länger zu harren, für eine Unmöglichkeit erklären müssen und der Gedanke an eine Veränderung derselben auf die bestmögliche Art sich uns unwillkürlich aufdrängt“. Sie flehen den Kurfürsten an, er möge ihnen zu ihrem Recht verhelfen: Erfüllung der Stiftungsverpflichtungen, Zinszahlung aus 10 000 fl. für zwei Jahre, Nachzahlung der 500 fl. für Hausmiete.

Einstellung des Unterrichts. Aufhebung des Klosters. Die Bittschrift der Nonnen an Karl Friedrich hatte nach Monaten noch keine Erledigung gefunden. Die Verhältnisse im Kloster wurden immer mißlicher; die Nonnen waren verbittert und verzweifelt. Da zeigten sie am 12. Juli 1805 dem Kirchenrat an, daß sie infolge Kränklichkeit genötigt seien, „die Schulanstalt für unentgeltlichen Unterricht der weiblichen Jugend“ aufzugeben. Sie waren auch, wie die Kirchenvogtei Mannheim und Heidelberg am 30. Juli bzw. 2. August 1805 der katholischen Kirchenkommission Bruchsal berichtete, weder durch Vorstellungen noch durch Drohungen zur Fortsetzung der Schularbeit zu bewegen. Die 300 „lehrlos“ gewordenen Kinder konnten durch sofortige Verhandlungen und Abmachungen auf die übrigen Schulen der Stadt verteilt werden. Die dadurch entstandenen Kosten wurden den Nonnen in Abzug gebracht.

Am 11. August baten die Klosterfrauen um Bestimmung ihres Schicksals. Sie waren in äußerster Not, ohne Geld, ohne Kredit, der ihnen „auf die schimpflichste Art von Seiten der Kirchen Commission öffentlich benommen worden“. (Infolge öffentlicher Bekanntmachung der katholischen Kirchenkommission, daß Lieferanten des Klosters sich wegen Zahlungen an die Nonnen selbst halten müßten, lieferten Bäcker und Metzger einige Zeit nichts mehr. Erst auf Anordnung des Hofratskollegiums wurde von Anfang September 1805 ab die Versorgung mit Brot und Fleisch wieder aufgenommen.) Die Nonnen beschwerten sich, sie könnten sich nichts beschaffen. Da damals auch drei Mitschwester krank waren, sehen sie sich genötigt, „die öffentliche Erbarmnuß mitleidiger Menschen anzurufen, somit zu dem schmachlichen Ausweg des Bettels ihre Zuflucht nehmen zu müssen“. Sie baten dringend um Hilfe.

Bis aber diese durch die Kirchenkommission kommen kann, soll nach Entschließung des Hofratskollegiums vom 11. Oktober 1805 Kirchenvogt Bess provisorisch die Ver-

Jorgung der Nonnen übernehmen. Dieser erklärte am 14. Oktober, daß schleunige Vorsorge durch die Polizei zu treffen sei; eine Randbemerkung am Protokoll sagt: Nach Befund der Umstände in Holz, Brot, Fleisch und etwas Geld. Das erhielten sie am 16. Oktober. Im gleichen Monat ordnete die Kirchenkommission Bruchsal die pünktliche Zahlung der Substantiation an. Die Kirchenkommission konnte das Jammern der Nonnen nicht verstehen, die doch je 125 fl. und Anteil an den 500 fl. erhalten. Von Bruchsal aus wurden aber auch scharfe Vorwürfe erhoben: Man hätte die Kirchenkommission zu spät von der Auflösung der Schule verständigt; gegen die widerspenstigen Nonnen sei man zu gelinde verfahren. Nun sei ein kostspieliges Institut nötig und den Klosterfrauen müsse man obendrein noch Pension zahlen. Bezahlung der durch die Polizei veranlaßten Maßnahmen lehnte die Kirchenkommission ab.

Inzwischen war am 19. August 1805 eine höchste Entscheidung erschienen, „nach welcher die Klosterfrauen in Mannheim aufgelöst⁹⁾, einer jeden, wenn sie nicht in das Kloster nach Baden oder Rastatt versetzt sein will, eine jährliche Pension von 125 fl.¹⁰⁾ von dem Klosterfond angewiesen“ werden. In Mannheim ist ein weibliches Lehrinstitut im seitherigen Klostergebäude zu errichten. Die Effekten des Klosters in L 1 und was für die neue Schule nicht nötig war, wurde zum besten des Klosterfonds versteigert. Die Versteigerung am 30. Januar 1806 ergab 2125 fl. 24 Kr. Der jährliche Beitrag von 500 fl. wurde auch dem Klosterfonds überwiesen.

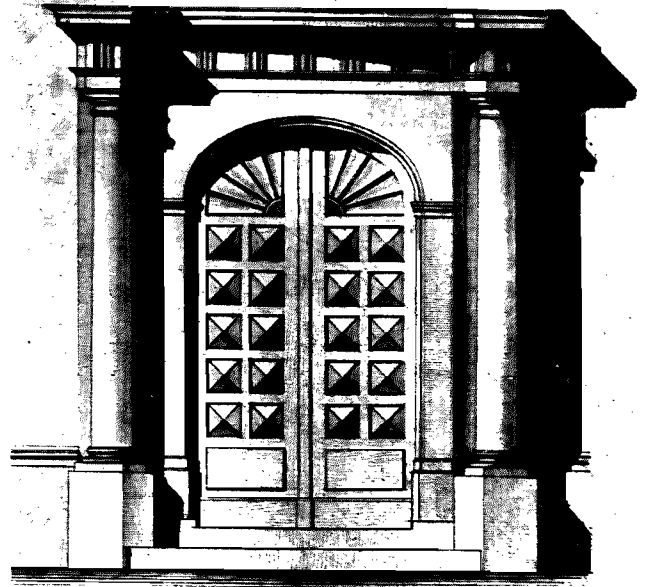
Am 23. November 1805 verließen die Nonnen das Kloster. Vier von ihnen blieben in Mannheim. Die Klosterfrau Poez erstattete der Polizei Anzeige. Der Polizeikommissar ließ mitteilen, er „habe der ehemaligen Klosterfrau Marie Ignace Poez zu bedeuten: in der Zuversicht, daß sie mit ihren Mitschwester sich Ordnungsmäßig verhalten, und dem gemeinen wesen nicht zur Last fallen werde, genehmige man ihren und derselben Aufenthalt dahier“. — Ueber das weitere Schicksal der Klosterfrauen war nicht viel zu ermitteln. Sie lebten zurückgezogen und kümmerlich. Nur wenn die Not sie zwang, wandten sie sich an die Behörden. — Die Bäcker und Meßger, die auf Anordnung des Hofratskollegiums den Nonnen wieder Brot und Fleisch geliefert hatten, mußten auf Zahlung warten. Endlich beschwerten sie sich. Erst das nachdrücklichste Eintreten des Hofratskollegiums und Anrufung des katholischen Geheimen Ratskollegiums, dem mitgeteilt wurde, daß „die allgemeine Sensation, die das Elend dieser Personen, die auf Verhungern und Erfrieren gestanden, bei allen Religionsverwandten verursacht“, zum Eingreifen nötigte, bewog endlich am 6. Februar 1807 die Kirchenkommission zur Anweisung der 122 fl. 45 Kr. an Bäcker und Meßger.

Das Lehrinstitut. Mit den Vorbereitungen für das katholische deutsche Lehrinstitut wurde sofort begonnen. Die Eröffnung verzögerte sich durch Schuld der Regierung, welche eine Zeitlang an die Verlegung staatlicher Ämter aus dem Schloß nach L 1 dachte. Erst gegen Ende 1806 wurde das Institut, um dessen Errichtung sich der Geistliche Rat und Professor Schmidt von Heidelberg sehr bemüht hatte, eröffnet. Es war ein Knaben- und ein Mädcheninstitut. Lehrgegenstände waren: Deutscher Lese- und Sprachunterricht, Schreiben, Rechnen, Religion, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung und Geschichte, französische Sprache, Zeichnen. Dazu kam noch für Knaben: Baumzucht, Technologie, Gesundheitslehre, körperliche Übungen; für Mädchen: Haushaltung, Gesundheits- und Krankenwärterlehre, weibliche Handarbeiten. Dieser Spezialunterricht war aber 1810 noch

⁹⁾ Am 19. August 1805 wurden alle Klöster in der badischen Pfalz aufgehoben. Aus dem Vermögen der Klöster wurde der Klosterfond zu Heidelberg gebildet, aus dem die stiftungsgemäßen Auflagen fortzuleisten und der Unterhalt der Klosterpersonen bis zu ihrem Ableben zu bestreiten waren.

¹⁰⁾ Am 21. November 1805 auf 175 fl., im Juni 1810 auf 200 fl. erhöht.

nicht vollständig durchgeführt. Schulvisitator und pädagogischer Leiter war der katholische Stadtbekam. Die ökonomische Verwaltung hatte der katholische Kirchenvorstand, von 1814



Nonnenkloster L 1: Portal am Schloßplatz
(vor Zurückversetzung der Tür).

Zeichnerische Aufnahme von Architekt Paul Singer.

ab die „Schulkonferenz“ des Instituts. Vorsitzender war Oberhofgerichtsrat von Weiler. Die Kirchengemeinde beteiligte sich an der Gründung und Verwaltung; sie steuerte



Nonnenkloster L 1: Portal vom Pflanzlichen Erweiterungsbau
gegen L 2 (mit dem jetzt nicht mehr vorhandenen Oberlichtgitter).

Zeichnerische Aufnahme von Architekt Paul Singer.

auch gewisse Summen bei; der Staat aber übte eine bis ins einzelne gehende Oberaufsicht über Unterricht und Verwaltung durch das Ministerium des Innern (katholische Kirchensektion) und die Kreisregierung aus.

1809 wurde an Stelle der verschiedenen meist ein- oder zweiklassigen katholischen Pfarrschulen eine einheitliche Anstalt mit ganztägigem Unterricht geschaffen und nach L 1 gelegt, so daß nun Lehrinstitut und Volksschule in einem Gebäude vereinigt waren. Wegen der weiten Entfernung für manche Schüler blieb die Unterstadtschule in Q 3, 19 weiter bestehen. Dort erteilte ein Lehrer Elementarunterricht. (Die evangelische Volksschule kam nach der 1821 erfolgten Vereinigung der Reformierten und Lutheraner in das 1825 in R 2 erbaute evangelische Schulhaus.) 1809/10 besuchten 299 Knaben und 246 Mädchen das Lehrinstitut, 46 Knaben und 24 Mädchen die Stadtschule. Später stieg die Schülerzahl des Lehrinstituts. Damals unterrichteten vier Lehrer und sechs Lehrerinnen in L 1. Durch die Reorganisations-Dorschriften vom 25. August 1810 wurde die innere Einrichtung des Instituts den landesherrlichen Aufsichtsbehörden vorbehalten. Ab 1810 wurde das katholische deutsche Lehrinstitut auch angemessen dotiert. Am 1. November 1810 wurde für das Institut eine besondere Kasse gebildet, so daß von jetzt ab bessere und klare Verhältnisse bestanden. Das Schulgeld betrug je nach Vermögen der Eltern 2—12 fl. jährlich; es wurde monatlich nach sechs Klassen erhoben: 1 fl., 40, 30, 20, 15, 10 Kreuzer. Arme Kinder wurden ganz oder teilweise vom Schulgeld befreit. Der dem Ministerium des Innern vorgelegte Voranschlag für 1811 wies an Einnahmen auf:

1. In der Annahme, daß 500 Kinder Schulgeld bezahlen	2640 fl.
2. die alte Lehrerbefoldung, zahlbar durch Schaffnei Heidelberg	1220 fl.
+ 52 Malter Korn in vierteljährlichen Raten	
3. ¹⁾ Zuschuß des katholischen Schulfonds Heidelberg	800 fl.
+ 56 Malter Spelz	
	4660 fl.

Dazu kam noch ein Beitrag des Almosenfonds der katholischen Kirchengemeinde Mannheim, zu leisten, wenn die Einnahmen der Schulkasse für die Ausgaben nicht ausreichten.

Ausgaben: Lehrerbefoldungen	3989 fl.
sonstige	671 fl.
	4660 fl.

Das Klostergebäude wurde nun Eigentum der katholischen Kirchengemeinde Mannheim. Am 5. August 1811 erfolgte der Grundbucheintrag auf den katholischen deutschen Schulfonds. Die früheren katholischen Schulhäuser fielen mit Ausnahme von Q 3, 19 dem Kloster- und Schulfonds zu.

Dem ganzen Klostervermögen war damals nur noch eine Stiftung von 800 fl. vorhanden, deren Zinsen für die Verpflichtungen nicht ausreichten. Das Ministerium des Innern verfügte am 26. April 1811, daß der Klosterfonds Heidelberg jährlich 100 fl. an den Institutsfonds zu zahlen habe, wogegen alle Sonn- und Feiertage morgens ein Schülergottesdienst abzuhalten sei. Er war anfänglich für die Schüler des Lehrinstituts; später hatten ihn auch die katholischen Schüler der übrigen Schulen zu besuchen. Dafür mußte die Enzeumskasse anfänglich 22, von 1847 ab 33 fl. an die Institutskasse zahlen.

Die katholische Freischule. Als weiterer Ersatz für die eingegangene Klosterschule wurde im Mai 1822 die katholische Freischule in A 4, 4 eröffnet. Sie sollte das Lehrinstitut von Schülern, die des erweiterten Unterrichts nicht bedürfen, befreien; dann aber sollte auch armen Kindern, die sich zur Aufnahme in die Armenschule nicht eigneten, ein Schulbesuch ermöglicht werden. Das Lehrinstitut hoffte durch Entfernung dieser ungeeigneten Kinder auf Zugang von Kindern aus besseren Ständen, die bisher Hausunterricht erhalten oder Neben Schulen besucht hatten. In der Freischule erhielten die Knaben vormittags, die Mädchen nachmittags

¹⁾ Ab 1812 kändig zu leisten solange, als die Schulen in Mannheim in dermaliger Ausdehnung und Einrichtung bestehen bleiben.

Elementarunterricht. Die „Marianische Sodalität“ leistete einen jährlichen Beitrag von 250 fl. 1820 löste sie die Beitragszahlung durch ein Kapital von 5000 fl. ab. Als Vertreterin des Freischulfonds erhielt 1828 die katholische Schulkonferenz des Lehrinstituts die Verwaltung über das Kapital. Es war bestimmt worden, daß dieses Kapital bei Auflösung der Freischule der katholischen Volksschule zufallen sollte. Bei Gründung der Schule kamen 76 Kinder aus dem Lehrinstitut, 30 aus der Armenschule dahin. Die Freischule unterstand der Schulkonferenz des Lehrinstituts; der Staat übte auch hier in weitgehendem Maße Aufsicht. Die Schule bestand bis zur Einführung der gemischten Volksschule. Der Fonds wurde mit dem gesamten katholischen Schulstiftungsvermögen der gemischten Volksschule zugewiesen. 1872 wurden die Zahlungen des Klosterfonds und der Schaffnei abgelöst. Der Klosterfonds zahlte für das Lehrinstitut 13 210 Gulden, die Schaffnei für die Mannheimer Schulstellen 41 500 Gulden. Das Vermögen des katholischen Schulfonds betrug 1873 58 584 fl. 03 Kreuzer.

Von 1809 bis heute. Nachdem das ehemalige Nonnenkloster 1809 seine Türen der Volksschule geöffnet hatte, machte die L-Schule nun alle Aenderungen und Fortschritte mit, welche die späteren Schulgesetze der Volksschule brachten, und durch die Staat und Stadt mehr und mehr Einfluß auf die Volksschule erlangten. In dem Jahrzehnt 1826/36 bringen die Akten fortgesetzt Klagen der Lehrer und Lehrerinnen der L-Schule über unregelmäßige und verspätete Gehaltszahlungen. Schaffnei und Klosterfonds entschuldigen sich dem Ministerium gegenüber jeweils mit Geldmangel. 1833 wurden große und bringende Reparaturen nötig. Da es der Schulkasse am nötigen Geld fehlte, erhielt das Institut die Erlaubnis zu einer Hausammlung, welche 745 fl., ein Drittel der nötigen Baugelder, brachte. Die Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1834 und die Errichtung einer höheren Volksschule 1838, ebenso die Einführung der Simultanschule 1870 machten weitere Schulzimmer in L nötig, die aus Lehrerwohnungen im dritten Stock gewonnen wurden. Als in den 80er Jahren wieder Zimmermangel entstand, wurde der noch übrige Raum im Oberstock zu Klassenzimmern ausgebaut mit Gaupen, Legefenstern, und schiefer Wand nach der Straße, mit hoher Fensterfront nach dem Schulhof. Die Fußböden sind teilweise Hängeböden, die durch kräftige Eisenstangen mit Holzverkleidung vom Speicher her gehalten werden.

Ueber die Eigentumsverhältnisse der seit 1810 als Schulhaus und Schulkirche dienenden Bauten war Ungewißheit entstanden. Sie wurde durch eine Vereinbarung zwischen Stadt und katholischer Kirchengemeinde beseitigt. Die Stadt verkaufte der katholischen Kirchengemeinde 1899 einen Bauplatz an der Schwefingerstraße zur Erbauung einer Kirche und eines Pfarrhauses, ein Quadratmeter zu 1 Mk. Dafür erhielt die Stadt die sog. Schulkirche als Eigentum um 80 000 Mark. Von kirchlicher Seite wurden auf alle Rechte an der Kirche verzichtet. Der letzte Gottesdienst fand am ersten Advent 1899 statt. Die Ueberreste der in der Kirche Ruhenden wurden auf den Friedhof überführt. Die Grabdenkmäler des Grafen und der Gräfin von Saint Martin fanden in der heiliggeistlichen Kirche Aufstellung; die übrigen kamen in den Pfarrgarten der Jesuitenkirche. Professor Hugo Drös hat im Jahrgang 1923 der „Mannheimer Gesellschaftsblätter“, „Sechs Grabdenkmäler aus der ehemaligen Nonnenkirche in Mannheim“ beschrieben und auch die Familiengeschichte der Toten berührt. Altar, Kanzel und Kommunionbank stehen in der St. Antoniuskirche zu Rheinau. Damals bestand der Plan, das Gebäude der Schule dienstbar zu machen. Doch kam das Turnhallenprojekt nicht zur Ausführung, so daß die L-Schule heute noch ohne eigene Turnhalle ist. Von 1905 bis zur Einrichtung des Schloßmuseums 1924 diente der Kirchenraum als „Stadtgeschichtliches Museum“. Er ist jetzt dem Kunstverein für seine Ausstellungen überlassen.

Die Frage des Eigentumsrechtes am Schulhaus sollte besonderer Vereinbarung vorbehalten bleiben. Das Schulgebäude ist im Grundbuch auf den katholischen deutschen Schulfonds eingetragen, der Stadt steht jedoch die Nutzung zu.

Während des Krieges und nachher diente das Gebäude als Kaserne, zunächst dem Militär, dann der Volkswehr. Die Klassen der L-Schule waren auf andere Schulhäuser bis hinaus zur Diesterweg- und Pestalozzischule verteilt. Am 3. Dezember 1920 zogen die Schulklassen wieder in L 1 ein. Zurzeit sind die 24 Klassenzimmer mit 8 Knaben- und 8 Mädchenhauptklassen, 7 Schwerhörigenklassen (8 Schuljahre) und 1 Sprachheilklasse (2. und 3. Schuljahr) belegt.

Seit 200 Jahren dient das Gebäude der Jugendziehung; seit 120 Jahren gehen Volksschüler ein und aus. Die L-Schule ist das älteste Schulhaus der Stadt, das einzige Volksschulgebäude der ganzen Oberstadt. Die 1823 erbaute R 2-Schule mußte 90jährig einem schönen, praktischen Neubau weichen. Wie die Verhältnisse liegen, wird die alte L-Schule noch lange in der heutigen Gestalt als Erziehungs- und Bildungsanstalt dienen und genügen müssen. Möchte im alten Bau weiterhin im rechten Geist eine treue und erfolgreiche Arbeit an der Jugend geleistet werden!

Benutzt wurden: Prof. Dr. Fr. Walter: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart; E. Mathy: Studien zur Geschichte der bildenden Künste in Mannheim im 18. Jahrhundert; Akten aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe; Schulakten im Archiv der Hauptstadt Mannheim.

Johann Lorenz Küchler.

Von Dr. Wilhelm Behagel in Darmstadt.

Der Karlsruher Dichter Heinrich Dierordt hat Ende November 1929 in einem Aufsatz über „Mannheimer Originale“ (Neue Bad. Landeszeitung Nr. 598) den Heidelberger Anwalt Johann Lorenz Küchler, den Verteidiger Trißschlers und Streubers vor dem Standgericht im Sommer 1849, in einer Weise besprochen, die weder der menschlichen noch der politischen Bedeutung Küchlers gerecht wird.

Auf Grund eines Lebensbildes, das Jakob Venedey im Jahre 1860 seinem Freunde gewidmet hat (Hans Lorenz Küchler, Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), sollen seine Schicksale hier kurz geschildert werden.

J. L. Küchler wurde am 11. August 1808 als Sohn eines Schreinermeisters in Mannheim geboren. Er besuchte die katholische Volksschule und ging nach der ersten Kommunion auf Wunsch seiner Mutter in das Lyzeum über mit dem Ziele, Geistlicher zu werden. Auf dem Lyzeum kam er in den Kreis von Friedrich Bassermann, Mathy, Soiron, Hecker u. a. Es bestand ein literarisches Kränzchen, in welchem die Dichter, die der Jugend damals nahe standen, vor allem Schiller und Körner, gelesen und aufgeführt wurden. Auch eigene Versuche wurden vorgetragen. Der Aufstand der Griechen erweckte ihre jugendliche Begeisterung, und Küchler selbst behandelte als Achtzehnjähriger den Fall von Missolonghi in einem Drama, das im Februar 1828 auf dem Mannheimer Theater aufgeführt wurde. Mit den Jahren waren ihm Zweifel an seiner Berufung zum Geistlichen gekommen. Ein anderes Studium schien für ihn unerschwinglich zu sein, und so nahm er nach dem Abschluß seiner Gymnasialstudien den Antrag eines wohlhabenden Mannheimer Tabakfabrikanten, Vogt, an, in sein Geschäft einzutreten. Dieser Plan scheiterte aber an dem Widerspruch der jüngsten Tochter, Luise Vogt, die ihrem Vater entschieden erklärte, daß Küchler unbedingt studieren müsse. Luise Vogt hatte bei den Aufführungen des Kränzchens mitgewirkt, und ihre gemeinsamen literarischen Interessen hatten eine Freundschaft begründet, die nun zur Verlobung führte. Der Vater Vogt war übrigens ein Mann mit lebhaften naturwissenschaftlichen Interessen, dessen reichhaltige Sammlung von

Schmetterlingen, Dögeln und Käfern später in das Naturalienkabinett übergang.

Im Herbst 1829 ging Küchler nach Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren. Schon auf dem Lyzeum war er ein eifriger Turner gewesen, und so war es für ihn selbstverständlich, daß er als Student der Burschenschaft beitrat,



an deren Bestrebungen er lebhaften Anteil nahm. Im Frühjahr 1833 schloß er seine Studien ab und meldete sich zum Staatsexamen. Seine Studienzeit fällt also gerade in die Zeit des Hambacher Festes und des Frankfurter Attentats. Die Stimmung der studierenden Jugend schildert Venedey ungefähr mit folgenden Worten:

In den Herzen und Köpfen der Jugend keimte damals, von Welker und Rotteck, Wirth und Siebenpfeifer angeregt, die Hoffnung auf eine deutsche Revolution zur Herstellung der deutschen Einheit. Die Ideen waren sehr wenig geklärt, nur die Notwendigkeit der Revolution gegen die nach dem Hambacher Fest hereinbrechende Reaktion schien festzustehen. So entstand der Gedanke, den Bundestag zu sprengen. Die Gesandten sollten aus den Fenstern des Palastes in der Eschenheimer Gasse hinausgeworfen werden, dann müßte die deutsche Revolution, wie einst die böhmische, beginnen. Die leitenden Köpfe suchten und fanden ihre Mitwirkenden um so leichter unter den Studenten, als viele von diesen als Burschenschafter der Verfolgung bereits verfallen waren. Die jungen Leute hatten jahrelang die stolzen Redensarten dieser Führer als volles und echtes Gold hingegenommen. Je weiter die Verwirklichung ihrer Hoffnungen zurücktrat, desto lauter forderten sie die Tat. Der Redensarten satt, wollten sie handeln, wollten sich opfern, wollten ein Beispiel geben, und dann das Geschick walten lassen.

In diesen Gedanken lebten auch Küchler und seine Braut. Küchler kannte die Führer des Planes von der Universität her. Es fehlte ihm das Vertrauen zu ihrer unbedingten Hingebung und Zuverlässigkeit. Der Tag, an dem der Bundestag gesprengt werden sollte, fiel in dessen Ferien. Er sah das Mißlingen voraus und warnte vergebens. Er hat sich also nicht selbst an dem Attentat beteiligt, aber seine Folgen mußte er mittragen. Ein preußischer Student, einer von denen, die am weitesten gehen wollten, am lautesten sprachen, hatte der preußischen Regierung die Geheimnisse der Heidelberger Burschenschaft in allen Einzelheiten verraten. Küchler ging zunächst in die Rheinpfalz. Seine

Wohnung wurde durchsucht, seine Papiere beschlagnahmt, und vor dem Verhaftsbefehl floh er nach Weissenburg i. E. Ende 1833 kam er nach Paris und wurde mit vielen anderen politischen Flüchtlingen, wie Denedey, Desor, Börne und andern bekannt und befreundet. Als Hauslehrer der englischen Familie Wood lebte er zwei Jahre in Genf. Um heiraten zu können, versuchte er 1836 in Liestal, Metz und Nancy als Lehrer der alten Sprachen unterzukommen. Als alle diese Pläne fehlschlügen, wollte er 1837 in Nancy ein eigenes Institut gründen, wozu er das französische Bürgerrecht erwerben sollte. Nun glaubte das Brautpaar endlich heiraten zu können, aber die badische Regierung verweigerte der Braut die Entlassung aus dem Staatsverband. Der Mannheimer Regierungsdirektor von Dahmen eröffnete ihr, daß Küchler heimkehren könne, wenn er um Gnade bitten wolle. Solange seine Freunde, die ebensoviel und ebensowenig wie er getan hatten, noch im Zuchthaus schmachteten, konnte und wollte er das nicht tun. Luise Vogt erwirkte in einer Audienz die Zusicherung des Großherzogs Leopold, daß Küchler sich dem Gericht stellen könne, ohne in Untersuchungshaft zu kommen. Er kehrte zurück und wurde im Juli 1839 nach einem langen Hochverratsprozeß zu sechs Monaten Festung verurteilt. Inzwischen hatte er seine Studien wieder aufgenommen und sein Staatsexamen gemacht. Er trat seine Haft in Kislau an und wurde nach drei Monaten begnadigt. Jetzt endlich, am 17. Juli 1839, fand die Hochzeit statt, und im August wurde er als besoldeter Rechtspraktikant in Weinheim angestellt.

Die nach so langen und schweren Prüfungen geschlossene Ehe sollte nicht von langer Dauer sein, obgleich das herzliche Verständnis der Ehegatten sich immer mehr vertiefte. Die junge Frau war schwer leidend von der Hochzeitsreise heimgekehrt — heutzutage würde man von Komplexen sprechen — und ihr Zustand verschlimmerte sich im Lauf der nächsten zwei Jahre zu einer richtigen Melancholie. Da auch die Aussicht auf Nachkommenschaft fehlte, schlug sie eines Tages ihrem äußerst bestürzten Gatten eine freiwillige Scheidung vor, um ihm die Bahn zu einer besseren Ehe freizumachen. Er willigte in den Plan erst ein, als er sah, daß sie sich mit Selbstmordgedanken trug. Drei Probejahre schrieb ihnen das Gesetz vor; alle Vierteljahre mußten sie den Scheidungsantrag bei Gericht erneuern, und es mag ein seltsames Schauspiel gewesen sein, die beiden Ehegatten hand in Hand vor den Richter treten zu sehen, um voneinander frei zu werden. Im Jahre 1844 wurde die Ehe endlich geschieden. Drei Jahre später lernte Luise in einem Bade Fräulein Luise Schöler kennen, mit der sie sich innig anfreundete, und der sie ihr ganzes Vertrauen schenkte. Sie brachte sie mit Küchler zusammen und konnte bald mit tiefer Freude sehen, daß ihm hier ein Glück erblühte, das sie ihm nicht hatte schenken können. Nach der Verheiratung der beiden, Ende 1847, blieb sie die geliebte und verehrte „Tante“ des Küchlerschen Haushalts, der sich bald um einen Sohn und zwei Töchter vermehrte. Den Sohn hob sie aus der Taufe.

Daß ein solches Verhältnis nicht verschont blieb von dem Spott und der Klatschsucht der lieben Mitmenschen, ist selbstverständlich; doch sollte eine spätere Generation mehr Verständnis haben für die Großzügigkeit aller Beteiligten.

Schon vor der Scheidung, im Jahre 1842, erlangte Küchler eine Advokatur in Heidelberg und fand als guter Redner rasch eine befriedigende Tätigkeit. Der Politik hielt er sich fern, und erst Johannes Ronge und die deutsch-katholische Bewegung riefen ihn 1844 wieder in die Öffentlichkeit. Bald stand er an der Spitze der Heidelberger Gemeinde, und auch die Gemeinde in Mannheim wurde unter seiner Mitwirkung gegründet. Enge Freundschaft verband ihn mit Paulus, Gerwinus und anderen gleichdenkenden Männern. Die Kämpfe mit der Regierung Nebenius fanden ihren Ausdruck in einer kleinen Schrift „Die Badische Gesetzgebung und die Deutschkatholiken“. Schon damals trat Küchler für die simultane Gemeindefschule ein. In Mannheim und ander-

wärts entstand unter dem Einfluß von Scholl und Struve in der jungen Bewegung die radikale Richtung der Lichtfreunde, die sich später als Freireligiöse absonderten. Die Gemeinde in Heidelberg entwickelte sich unter Führung Küchlers und ihres Predigers Brugger ruhig weiter und überstand ungeschwächt die stürmischen Jahre.

Wenige Wochen nach seiner zweiten Heirat brach die Februar-Revolution aus. Der Sturm des Jahres 1848 brachte Freiheits- und Vaterlandsliebe in heftigen Widerspruch mit seinem Pflichtgefühl. Die ihm angebotene Wahl in die badische Kammer und das Frankfurter Parlament lehnte er ab. Durch die Täuschungen und Enttäuschungen der 30er Jahre hatte er die Welt, die Menschen und die Parteien von vielen Seiten kennen gelernt. Ruhiger, oft zweifelnd, stand er der neuen Begeisterung gegenüber. Seine persönlichen Erfahrungen mit Struve haben wohl viel dazu beigetragen.

Erst nach dem Scheitern des badischen Aufstandes trat Küchler noch einmal in den Vordergrund; er wurde der Verteidiger der Männer, die in Mannheim vor das Standgericht gestellt wurden. Elf Angeklagte hat er verteidigt. Seinem mannhaften und selbstlosen Auftreten sowie seiner hinreißenden Beredsamkeit ist es zu verdanken, daß von führenden Persönlichkeiten nur die Namen A. v. Trübschler und Valentin Streuber auf dem Obelisk im Mannheimer Friedhof stehen.

Bis zu zwölf Stunden dauerten die Verhandlungen, die Beratung der Richter war meist in einigen Minuten zu Ende. Anerkennung verdient trotzdem die Art, wie die Vorsitzenden, die Majore von Wunderlich, von Blehwe und von Basckow sich bemühten, den Angeklagten gerecht zu werden. Nach dem ersten milderen Urteil wurde das Regiment, das die Richter (Hauptleute, Leutnante, Unteroffiziere und Gemeine) gestellt hatte, durch ein anderes abgelöst. „Ein feindseliges Verhältnis,“ schreibt die Allgemeine Zeitung, „von dem man nicht gerade sagen möchte, daß es jenseits allen menschlichen Einflusses lag“. Weber der günstige Gang der Verhandlung, noch die Beredsamkeit Küchlers und die ergreifende Selbstverteidigung Trübschlers vermochten dagegen anzukämpfen.

Trübschler, Assessor beim Appellationsgericht in Dresden und hervorragendes Mitglied des Frankfurter Parlaments, war nach Baden gekommen, um sich über die politische Lage zu unterrichten und hatte in den Junitagen 1849 auf Drängen Brentanos das Amt des revolutionären Zivilkommisars in Mannheim übernommen.

Valentin Streuber, Mehlgewermeister, war der Führer der Partei des gewerblichen Mittelstandes, die meist mit der liberalen Opposition zusammenging.

In beiden Fällen gelang es Küchler nicht, in Karlsruhe die Begnadigung zu erreichen, wohl aber in dem letzten Fall, der den Höhepunkt seiner Verteidigung bedeutet: Theodor Mägling. Er war, bei Waghäusel schwer verwundet, in Gefangenschaft geraten und stand als Krüppel vor dem Standgericht. Von Geburt Württemberger, bekannter Seidenraupenzüchter, hatte er sich beim Frankfurter Vorparlament an Hecker angeschlossen. In der bawischen Revolution erhielt er als Hauptmann des Generalstabs verschiedene Verwendung.

In späteren Jahren widmete sich Küchler der Deutsch-katholischen Gemeinde und war Mitbegründer des Heidelberger Gewerbe- und Kreditvereins.

In den 50er Jahren pflegte er im Sommer einige Wochen bei seinem Freunde Desor, nunmehr Professor in Neuchâtel, zuzubringen. In dessen schön gelegenen Landhaus Combe Darin auf der Höhe des Jura sammelte sich ein anregender Freundeskreis, dem Moleschott, Karl Vogt, Theodor Parker und andere bekannte Männer jener Zeit angehörten. Auf der Heimreise von seinem letzten Besuch erlag er am 1. August 1859 in Aidau bei Biel einem Schlag-

anfall. Dort wurde er fern von den Seinen bestattet (vgl. die Nachrufe im Mannheimer Journal 1859 Nr. 184 und 185).

Wenige Jahre später folgte ihm seine zweite Frau nach. Die drei Doppelwaisen nahm seine erste Frau an Kindesstatt an.

Frau Luise Kuchler-Dogt war Dizepräsidentin des Mannheimer Frauenvereins; von seiner Gründung im Jahre 1849 bis zum Jahre 1883 hat sie die Hauptlast seiner Geschäfte getragen und eine reiche soziale Tätigkeit entfaltet, vor allem in den Cholera- und Kriegsjahren. Ihre dichterischen Neigungen fanden im Jahre 1855 ihren Ausdruck in dem Roman „Die Grafen von Harten“, der im übrigen nichts Autobiographisches enthält. Ihre literarischen und künstlerischen Interessen umspannten einen weiten Kreis. Ihr willensstarker Charakter, der unbekümmert um das Herkommen und die Meinung anderer seinen eigenen Weg ging, kam bis zu ihrem Tod am 22. Juni 1892 auch äußerlich zum Ausdruck durch ihre Kleidung, die immer noch der Mode von 1840 entsprach.

Das Leben dieser beiden Menschen hebt sich allerdings von dem Herkömmlichen ab; sie sind aber weit entfernt davon das zu sein, was man gewöhnlich unter einem „Original“ versteht.

Ein Brückenprozeß Sophie Schloßers.

Von Universitätsbibliothekar Dr. Oswald Dammann
in Heidelberg.

Bekanntlich ruhte noch bis zum Jahre 1877, in dem die Friedrichsbrücke in Heidelberg dem Verkehr übergeben wurde, auf der dortigen „Alten Brücke“ der über ein Halbjahrtausend entrichtete Brücken Zoll. Albert Mays hat in seinem Büchlein „Die Brücken und Fähren über den Neckar bei Heidelberg (2. Auflage, Heidelberg 1877) der häufigen Streitigkeiten und Prozesse gedacht, die sich an die Erhebung dieser Abgaben und die Auslegung der zu verschiedenen Zeiten erlassenen Brückenordnungen bis in die letzte Zeit hinein knüpften, und dabei auch, als charakteristisches Beispiel, kurz den Prozeß erwähnt, den in den Jahren 1857 bis 1859 die damalige Besitzerin des Stifts Neuburg, Sophie Schloßer, mit der Stadt Heidelberg in dieser Angelegenheit zu führen hatte. Ueber die näheren Begleitumstände, die dem Fall einen gewissen politischen Beigeschmack verleihen, sei im Folgenden Genaueres mitgeteilt.

Für das Stift hatten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Jesuiten, als derzeitige Besitzer, gegen Entrichtung von 1 Pfund Heller = 91 Pfennigen in alle Zukunft die Befreiung vom Brückengeld erwirkt, und zwar, nach dem Wortlaut der Brückenordnung, „für sich und ihre Fuhren“, wobei bei dem letzteren Ausdruck von jeher nur an die Sachen, welche von und nach dem Stift befördert wurden, gedacht werden konnte. Als Stift Neuburg dann im Dezember 1825 in das Eigentum des Frankfurter Rats Johann Friedrich Heinrich Schloßer und nach dessen Tode 1851 in den Alleinbesitz seiner Witwe Sophie geb. du Fay übergegangen war, erwog die Stadt wohl verschiedentlich den Widerruf der Brückengeldfreiheit, vermied es jedoch, ihn bei der Unsicherheit der Rechtslage zu vollziehen. Erst als Sophie Schloßer im Jahre 1857 auf erneute Einsprache die Brückengeldfreiheit auch, wie herkömmlich, für die zahlreichen Gäste, die sie mit ihrem Gespann aus der Stadt und vom Bahnhof abzuholen pflegte, also für Personen, in Anspruch nahm, machte der Gemeinderat Ernst. Ueber Einzelheiten und namentlich über die Motive, die sie der Stadt bei ihrem Vorgehen unterlegte, unterrichtet uns Sophie Schloßer selbst in einem Briefe, den sie von Frankfurt aus an den Archäologen Karl Zell in Freiburg richtete. Zell, der Nachfolger Kreuzers, gehörte während seiner Heidelberger Jahre (1847—1855) zum engeren Schloßerschen Kreise auf Stift Neuburg, dessen katholisch-

konservative und großdeutsche Ueberzeugungen er teilte. Als Dorkämpfer der Katholiken im badischen Kirchenstreit erstreute er sich auch nach seiner Ueberiedlung nach Freiburg der besonderen Wertschätzung Sophie Schloßers, wovon ein reger Briefwechsel Zeugnis ablegt.

An ihn schreibt sie am 27. Februar 1858: „Der Heidelberger Stadtrath führt einen so acharnierten, von großem Mißwollen zeugenden Proceß mit mir, daß ich Kutscher und Bedienten, die dorthin vorgeladen wurden, hinreisen lassen mußte, um einen Eid darüber zu leisten, daß mein Wagen nie an der Brücke ist angehalten worden, um Brückengeld zu erlegen. Dies können wir nun 31 Jahre lang, so lange wir das Stift besitzen, beweisen. Nämlich die eigentliche Brückengeldfreiheit können Sie mir nicht nehmen, das wissen sie, aber nun verlangen sie, daß für Fremde, die ich in meinem Wagen abholen lasse, der Brückenkreuzer gezahlt werde. Wenn ich hierin nachgäbe, würde ich ja meinen Wagen einer völligen Inquisition aussetzen, und mit einem solchen Onus schiene die ganze Freiheit mir ein Ünding. Ueber diesen Gegenstand nun, der im ganzen Jahre keine fl. 4 eintragen würde, hat der Stadtrath einen wahrhaft chicanösen Proceß mit mir angefangen, und noch weiß ich nicht, was der Erfolg seyn wird. Auf ein Recht verzichten durfte ich auf keinen Fall; ich weiß, wie mein Mann in gleichem Falle gehandelt haben würde und im Jahre 1849 wirklich gehandelt hat. So sehr es nun auch mein Grundsatz ist, über Gemeinheiten mich nicht zu ärgern, so gestehe ich doch, daß ich mich hier ein wenig geärgert habe, da ich durchaus nicht weiß, wie ich von Heidelberg ein solches Mißwollen verdient habe. Es ist eben ohne Zweifel auch hier wieder dieselbe Partei im Spiele, die alles, was nicht in ihren Kram paßt, vernichten möchte und kein hergebrachtes Recht mehr gelten lassen will.“

Für die in jenen Jahren sich immer fester formierende Partei der Heidelberger Liberalen, an deren Wiege Doh und Paulus gestanden hatten, die „Gothaer“ unter Führung Ludwig Häußers, denn gegen sie richtet sich der Unmut Sophie Schloßers, galt Stift Neuburg von altersher als Hort der Reaktion. Freilich die Legende von der „ultramontanen Gespensterburg“, mit der Guckow und das junge Deutschland das anmutige Tuskulum am Neckar in Derruf hatten bringen wollen, konnte Fritz Schloßer, solange er lebte, durch das Ansehen seiner Persönlichkeit unschwer zum Schweigen bringen. Er, der Ireniker und Aristokrat, verfolgte nur mit Widerstreben die Entwicklung des romantischen Katholizismus, in dem er gläubig ruhte, zur modernen politischen Partei. Die Revolution von 1848 traf ihn schwer und erschütterte seine zarte Gesundheit, so daß er sich nicht mehr erholte. Seine Witwe, Sophie Schloßer, war aus härterem Holz geschnitten. Sie war unstreitig eine bedeutende Frau. Ausgestattet mit einem nicht gewöhnlichen Verstand und fast männlicher Energie, fand die Kinderlose mehr als je das Feld ihrer Betätigung in einer schrankenlos geübten Wohlthätigkeit und im vollen Einsatz für die umstrittenen Rechte der katholischen Kirche. Ohne in plumphen Fanatismus zu verfallen, steuerte sie doch unbedenklich ihre reichen Mittel und einflußreichen Verbindungen in den Dienst der großen Sache. Wenn sie, so wurde jetzt Stift Neuburg ein ideeller Mittelpunkt für den sich zusammenschließenden politischen Katholizismus. Namentlich im badischen Kirchenstreit der 50er Jahre, in den Sophie Schloßer gelegentlich selber aktiv eingriff, wurde das Stift die Stelle, wo die Fäden der katholischen Aktion zusammenliefen. Der einst so weitherzig geöffnete Kreis der Stiftsbesucher wurde enger und ausschließlicher. Unter ihnen überwog nun die geistlichen Würdenträger des deutschen Südwestens und die Wortführer des internationalen politischen Katholizismus.

Die Heidelberger Liberalen sahen mit steigendem Mißtrauen auf dieses Treiben. Stift Neuburg machte von sich reden, und die Zeitungen griffen es auf. Seitdem das libe-

rale „Heidelberger Journal“ im sog. Trauerkonflikt nach dem Hinscheiden Großherzog Leopolds, dem ersten Sturmzeichen des nahenden Kirchenstreits, den Klerikalen eine offene Absage erteilt hatte, stand auch die Rolle des Stifts Neuburg in den Augen der liberalen öffentlichen Meinung fest. Die einst so idyllische „Romantikerklause“ fand sich plötzlich im Kreuzfeuer des politischen Kampfes, sehr zum Unbehagen Sophie Schloßers, die noch am 24. August 1860 an Zell berichtete: „Daß ich unterdessen sehr verehrte Gäste bei mir beherbergt habe, wissen Sie durch die Zeitungen, denen das Stift Neuburg nach längerer Unterbrechung wieder einmal Stoff zu Artikeln liefern muß. Mir persönlich machen solche Äußerungen gar keinen Eindruck, obgleich diese Controlle dessen, was etwa bei uns vorgeht, komisch und indelicat genug ist. Aber als ein sehr ungestimmtes Land erscheint doch Baden, das, wenn so edle und treffliche Männer, wie die Bischöfe von Straßburg [Andreas Räß] und Speyer [Nicolaus Weis], Erholung darin suchen, so harmlose Reisen nur zu begehren versteht.“ Ganz so harmlos, wie sie es hier darstellt, waren diese Besuche nun doch nicht. Jedenfalls scheint der Heidelberger Stadtrat, der gewiß auch manchen Liberalen unter sich zählte, anderer Ansicht gewesen zu sein, und es ist denkbar, daß er in diesen unsicheren Zeiten die nach dem Stift passierenden „Fuhren“ mit schwarz uniformierten Herren als Konterbande ansah und behandelt wissen wollte. Daß die Stadt in der Sache selbst im Rechte war, beweist der Ausgang des Prozesses. Er lief, nachdem ihn Sophie Schloßer in erster Instanz gewonnen hatte, noch zweimal durch alle drei Instanzen und wurde schließlich zugunsten der Stadt entschieden (2. September 1859). Es verflücht nicht, daß der Vertreter des Stifts den Gerichten vorgestellt hatte, daß, wenn Schweine vom Brückengeld frei seien, doch auch die Menschen das gleiche Vorrecht genießen müßten.

Kleine Beiträge.

Säulen vom Wormser Baptisterium. Der Mannheimer Altertumsverein besitzt in seinen älteren Sammlungsbeständen drei romanische Säulen vom ehemaligen Baptisterium neben dem Wormser Dom, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgebrochen wurde. Ueber die Herkunft der Säulen unterrichten folgende Zeitungsnotizen:

Mannheimer Anzeiger, 12. März 1859 Nr. 61:

Mannheim, 11. März. Mannheim, welches der Natur der Sache nach keine Reize aus alten Zeiten aufzuweisen hat, als solche, welche von anders woher gebracht worden sind, besitzt unter diesen eine kleine Collection alter thümlicher Säulen, an welchen wohl schon Tausende vorübergegangen sind, ohne sie zu beachten; es stehen dieselben in dem Gartenzaun des ehemals (Oberbürgermeister) Möblichen Gartens über dem Neckar am Danum gegen den Neckar. Diese Säulen, welche vermuthlich den äußeren Umgang eines Chors bildeten, gehören ihrer Architektur nach der romanischen (byzantinischen) Bauperiode an, und scheinen die, an jeder Säule verschiedenen, Verzierungen des Capitäls, ein Alter von mindestens 6—700 Jahre zu haben. Besonders charakteristisch ist die auf den vier Seiten des Säulenfußes erkenntliche sogenannte Vogelsklaue, eine Verzierung, welche der gothischen Bauperiode durchaus fremd ist. Es wäre interessant zu erfahren, woher diese Säulen stammen.

Mannheimer Anzeiger, 13. März 1859 Nr. 62:

Im Eingang Ihres heutigen Anzeigers wünschen Sie etwas Näheres über die Säulen in dem ehemaligen Bürgermeister Möblichen Garten über dem Neckar zu erfahren, welche seit etlichen und 60 Jahren dort aufgestellt sind. Diese Säulen stützten ein Kreuzgewölbe in der ehemaligen St. Johanniskirche in Worms, welche ca. 30 Fuß auf der südlichen Seite, ohngefähr eben so viele Schritte

von dem Haupteingange des Doms gestanden hat. Die Kirche war klein und, wenn ich nicht irre, sechs, mit westergeschwärtzen Quadern gebaut, wenigstens so alt wie der Dom selbst, nach meinem damaligen Kindermahitabe. Die Kirche selbst ist vor etwa 60 Jahren auf den Abbruch begeben worden. Wer der Steigerer war, hat mich damals wenig interessiert. Es scheint mir aber, daß nach dem Stadtbrande 1689 und bei dem Aufbau der Häuser in der Nähe des Doms, ein Theil von dem Kirchhof dazu verwendet wurde, denn das Gewölbe der St. Johanniskirche, wo sich die fraglichen Säulen befanden, hatte man damals das Beinhaus genannt, und es lagen an 5—4 Fuß hoch Knochen und Todtenköpfe herum, allwo sich die löbliche Schuljugend wobei ich mich auch befand, vor ca. 70 Jahren darauf herumtummelte. Hr. Bandel, Besitzer der Eulenburg in Worms, in der Mainzer Vorstadt, hat auch von denselben Säulen und mehreren von Steinhauerarbeit aus derselben Kirche; vielleicht weiß derselbe mehr davon, da er ein Verehrer von Alterthümern ist. Bei einer allenfallsigen Anfrage kann man sich auf mich berufen. Die Säulen habe ich bei dem ersten Anblick hier wieder erkannt, und beim Nachfragen gehört, daß sie von Worms seien.

Mannheim, 12. März 1859.

Mit aller Verehrung Ihr
E. Haffinger.

Zeitschriften- und Bücherschau.

Quellenbüchlein zur Kirchen- und Familiengeschichte des Dorfes und Marktlebens Wentheim. Von Johann Steger-Dossenheim. Selbstverlag des Verfassers. (Druck: E. Beckstein, Wertheim a. M.). 1929. III und 218 S. 3 RM. — Um das fränkische, zwischen Wertheim und Würzburg an der badisch-bayerischen Grenze gelegene Dorf Wentheim haben sich zwei evangelische Geistliche verdient gemacht: Pfarrer Heinrich Neu in Wieblingen in drei schon früher erschienenen Schriften über die Geschichte Wentheims und Pfarrer Johann Steger in dem oben bezeichneten Quellenbüchlein. Dieses bietet vier sorgfältig wiedergegebene Urkunden zur Kirchen- und Familiengeschichte Wentheims aus verschiedenen Archiven. Von besonderem familiengeschichtlichem Interesse ist das urkundliche Familienregister von 1666 bis 1871, das für die Wentheimer durch ein alphabetisches Register und lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis leicht benützlich gemacht ist. Für die Kirchengeschichte wichtig sind die Auszüge aus dem Buche Neus: Regesta ecclesiastica Wertheimensia, soweit sie sich auf Wentheim beziehen, und das Verzeichnis der Wentheimer Priester und Pfarrer von 1575 bis jetzt. In der Einleitung berichtet der Verfasser über die Art und Erfolge seiner Archivforschung, die vom Glück besonders begünstigt war, bietet aber auch viel Neues über die Geschichte Wentheims, dessen lutherische Bewohner bis 1808 von dem dortigen katholischen Priester getauft, getraut und beerdigt wurden, obwohl seit der Reformation eine lutherische Gemeinde in Wentheim bestand. In dem Nachwort gibt der Verfasser in der Schilderung zu eier für ihn wichtigen Lebensentscheidungen einen Einblick in die Tiefe seiner Heimatliebe und seines eigenen Glaubenslebens, sowie eine Rechtfertigung seiner Schreibweise, Abschnitte, die nicht nur für seine Heimatgenossen, sondern auch für die Mannheimer interessant sind, die den Verfasser aus seiner 4½-jährigen pfarramtlichen Tätigkeit als Diak an der Friedenskirche in Mannheim kennen. Familienforscher und Heimatforscher sei das Buch angelegentlich empfohlen.
W. F.

Im soeben erschienenen Januarheft der Zeitschrift „Gartenkunst“, deren Schriftleitung jetzt an Dr. Franz Hallbaum in Hannover übergegangen ist, berichtet Dr. Hallbaum über einen von ihm in der Planammlung des Gärtenamts der Bayerischen Kronungsverwaltung in München aufgefundenen Entwurf des Mannheimer Oberbaudirektors Pigage für die Anlage des Hofgartens in Stuttgart. Der um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene Plan trägt die Bezeichnung: „Projet du Jardin pour le Duc de Wurtemberg, Stuggard, par Mr. Pigage.“ Es ist von großem Interesse, daß Pigage, der Schöpfer der Schwetinger Gartenanlagen, vom Herzog Karl Eugen von Württemberg im Zusammenhang mit dem Neubau des Stuttgarter Schlosses die Aufforderung erhielt, einen Entwurf für den Hofgarten einzureichen. Es müßte in Stuttgarter Schloßbauakten noch festgesetzt werden, welche Rolle dieser Entwurf gespielt hat und weshalb er nicht zur Ausführung gelangte. Der von Pigage geplante Garten baut sich auf einem der Seitenflügel des Schlosses auf und zieht als lang gestrecktes Rechteck in gerader Linie unter geschützter Bemüßung der Höhenzüge (also nicht mit der Knickung der heutigen Anlage) gegen Cannstatt zu.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Fernruf: 29717 — Postcheckkonto: Karlsruhe 24 607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depozitenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

April 1930

Nr. 4

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein. — Vereinsveranstaltungen.
— Ein Nekrolog auf den Mannheimer Schauspieler W. Chr. D. Meyer (1748—1783). Von Dr. H. Stubenrauch. — Die Duras in Wexher (Rheinpfalz). Von Carl v. Traitteur. — Mannheim und Schwellingen vor 100 Jahren. Von Dr. Wilhelm Bauer. — Pfälzische Studenten im 17. Jahrhundert auf niederländischen Universitäten. Von Dr. Karl Wolf. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Büchenschau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

In der **Ausführung** vom 8. April wurden folgende **Veranstaltungen** beschlossen:

Mittwoch, den 14. Mai, abends 8 Uhr, im **Rittersaal** des **Schlusses** **Konzert** zur Erinnerung an **Mozarts** Aufenthalt in Mannheim 1777/78. **Kerpl-Quartett** — **Frau Stoll-Degen** (Gesang).

Samstag, 31. Mai, nachm.: **Führung** durch die **Altstadt** **Heidelberg**. **Leitung**: **Prof. Emil Hirsch**. Näheres durch besondere **Einladungen**. — Ein weiterer **Ausflug** ist für **Herbst** nach **Kirchheimbolanden** vorgesehen. — Auf **Einladung** von **Prof. Dr. Gropengießer** be-**suchigten** mehrere **Mitglieder** die **Ausgrabungsstellen** der **Kiesgruben** von **Ladenburg** und auf dem sog. **Ahlberg**, wo **verschiedene** **steinzeitliche** **Hofergräber** und **bronzezeitliche** **Bestattungen** aufgefunden worden waren. In einem der nächsten **Hefte** wird ein **kurzer** **Bericht** hierüber erfolgen. Auch am **Straßenheimer Hof** kamen **Funde** zutage, diese aus **merovingischer** **Zeit**. Hoffentlich tragen die **schönen** **Ergebnisse** der **letzten** **Ausgrabungen** dazu bei, daß diese **ausschluß-** und **ergebnis-**reichen **Arbeiten** von **Prof. Dr. Gropengießer** die in **höchstem** **Maße** **wünschenswerte** **Unterstützung** finden. — Auf **nach-**stehende **Vorlesungen** der **Handelshochschule** machen wir unsere **Mitglieder** besonders **aufmerksam**: **Prof. Dr. Gropengießer**: **Die** **Kultur** **der** **vor-****römischen** **Metallzeit** (mit **Museumsführungen** und **Ausflügen**). **Jeweils** **Mittwochs** **18—20** **Uhr** in **A 1, 2**, **Hör-****saal** **16**. **Beginn** **7. Mai** **1930**. — **Museumsdirektor** **Dr. Fr. Sprater, Speyer**: **Pfälzische** **Keramik** **vom** **Altertum** **bis** **zur** **Neuzeit**. **Jeweils** **Donnerstags** **20—21** **Uhr** in **A 1, 2**.

Der Verein beklagt den Verlust seines ehemaligen **Aus-****schußmitgliedes**, des am 11. März 1930 in **Lahr** **verstorbenen** **Geh. Oberregierungsrates** **Dr. Conrad Clemm**. **Der** **von** **allen** **Seiten** **überaus** **geschätzte** **Verwaltungsbeamte**, dessen **hohe** **Fähigkeiten** und **außerordentliche** **Kenntnisse** **allgemeine** **Anerkennung** fanden, hat während seiner **Amts-****tätigkeit** als **Landeskommissär** in **Mannheim** dem **Alter-****tumsverein** als **Aus-****schußmitglied** angehört. **Er** **hat** **beson-****ders** in der **schwierigen** und **kritischen** **Nachkriegszeit** dem **Altertumsverein** **treulich** **beigestanden**. Auch auf **anderen** **Gebieten** hat **Geheimrat** **Clemm** weit über seine **amtliche** **Stellung** hinaus eine **gemeinnützige** **Tätigkeit** entfaltet.

Außer in seiner unermüdlichen Fürsorge für das Blindenwesen in Baden, das er in grundlegender Weise gefördert hat, und dem bis in die Tage seiner Krankheit seine stete Sorge galt, betätigte er sich als Vorsitzender des Musikvereins, des Männerhilfsvereins und mehrerer anderer Korporationen. Seine Vaterstadt Mannheim, der er seine besten Jahre gewidmet hat, wird ihm ein dankbares Gedenken bewahren.

Vereinsveranstaltungen.

Im großen Saale der Harmonie hielt Montag, den 17. März Privatdozent Dr. Kurt v. Raumer-Heidelberg einen feisellenen Vortrag über „Die französische Rheinpolitik im 17. Jahrhundert“. Der Rheinkampf des 17. Jahrhunderts war ein Abwehrkampf Frankreichs gegen Habsburg. Der Redner schilderte die Entwicklung der französischen Expansion nach Westen; sie beginnt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter Philipp III. und IV. und unternahm im 15. Jahrhundert einen zweiten erheblichen Vorstoß. Aber der Verdoppelung der Ziele, der gleichzeitigen Kampfanlage gegen Italien, war die Widerstandskraft Frankreichs nicht gewachsen.

Der Verlauf der französischen Rheinpolitik im 17. Jahrhundert läßt sich an den beiden großen Persönlichkeiten Richelieu und Ludwig XIV. verfolgen. Jener der Typ des gemäßigten klugen Kardinals, der seine Erwerbungen tunlichst im Frieden macht, aber trotzdem die Eroberung des Elsaß auf das schärfste betreibt, dieser der Typ eines Herrschers, der rücksichtslos Macht über Diplomatie stellt, den mehr kleine List als große Verschlagenheit kennzeichnet. In den Tagen Richelieus hat Frankreich noch keinerlei nationale Grenzen erreicht. Die Macht Habsburgs steht hindernd im Wege. Es gilt, die habsburgische Grenzposition zu schwächen. Richelieus Politik ist klar unrißig. Es ist ihm nicht darum zu tun, die Grenzen des Volkes, sondern die des Staates vorzutreiben. Das zeigt auch die Besetzung von Breisach und Philippsburg im Jahre 1635. Vielleicht haben gerade die heutigen wirtschafts-, finanz- und bevölkerungspolitischen Nöte Frankreichs ihre Wurzeln in der über-**heigerten** **Ausdehnungspolitik** des 17. Jahrhunderts.

Demgegenüber ergab sich für Deutschland durch die zunehmende **Uebersättigung** die **wirtschaftspolitische** **Notwendigkeit** der **Kolonisation** im **Osten**. **Indem** **es** **das** **Schicksal** **erlebt**, die **Kohlen** **des** **französisch-habsburgischen** **Konflikts** **zu** **tragen**, gibt es **keine** **Position** **an** **der** **Westgrenze** **vielleicht** **allzu** **leicht** **im** **Herzens** **auf**. **Hieraus** **ist** **die** **Abtretung** **der** **Bistümer** **Metz**, **Toul** **und** **Verdun** **im** **Jahre** **1552** **erklärlich**, **hieraus** **ergibt** **sich** **die** **Preisgabe** **Straßburgs** **und** **des** **deutschen** **Elsaßes**. **Freilich** **sind** **diese** **Gebiete** **wenig** **umkämpft** **und** **schlecht** **verteidigt**. **Unter** **Ludwig** **XIV.** **wird** **die** **Eroberung** **des** **Elsaß** **Schritt** **um** **Schritt** **fortgeführt**. **Das** **Hinüberleiten** **der** **französischen** **Expansionspolitik** **und** **die** **Herföderung** **der** **Pfalz** **unter** **Louis** **seind** **der** **furchtbare** **Ausdruck** **der** **Jahre** **1688/89**. **Der** **Vortragende** **schloß** **mit** **einem** **Ausblick** **auf** **das** **wechselvolle** **Gescheh-****nisse** **des** **Elsaß**, **das** **ein** **ungelöstes** **Problem** **ist**. **Auch** **heute** **dürfte** **Frankreich** **nicht** **trotz** **werden** **über** **die** **Wegnahme** **des** **deutschen** **Elsaßes**. **Das** **Gebiet** **bleibt** **immer** **ein** **Herz** **gegenseitiger** **Be-****unruhigung**.

Die Ausführungen Dr. von Raumers wurden mit starkem **Bei-****fall** **ausgenommen**.

Im Anschluß an den Vortrag fand die ordentliche Mitgliederversammlung statt, die den im vorigen Hefte abgedruckten Jahresbericht und die Rechnungsablage genehmigte. Das Ausschußmitglied, Geheimrat Hebling, wurde für weitere vier Jahre wiedergewählt. G. J.

Ein Nekrolog auf den Mannheimer Schauspieler W. Chr. D. Meyer (1748—1783).

Mitgeteilt von Dr. H. Stubenrauch.

Zu den trefflichen Bühnenkünstlern, die Dalberg im Herbst 1779 aus dem Verbands des aufgelösten Gothaer Hoftheaters für seine eigene Gründung in Mannheim zu verpflichten vermochte, gehörte auch der Schauspieler Wilhelm Christian Dietrich Meyer. Verglichen mit seinen nachmals so berühmten Kollegen Jffland, Beil und Beck war Meyer



Wilb. Chr. Dietr. Meyer
nach einer zeitgenössischen Silhouette.

eine jener Naturen, die ihrer Bühne weniger durch Entfaltung künstlerischer Talente als vielmehr durch ihre menschlichen Tugenden, ihre in jeder Weise zuverlässige Gesinnung förderlich sind¹⁾. Hat der Schauspieler Meyer infolgedessen nur bescheidene Lorbeeren ernten können, so strahlt um so unverlöschlicher der Dank, den er sich als Freund und als umsichtiger Spielwart erworben hat. Ist doch aus Streichers²⁾ Büchlein über Schillers Flucht von Stuttgart hinlänglich bekannt und durch May Brauns Nachdichtung „Der junge Schiller am Rhein“ erst kürzlich aufs neue verlebendigt worden, in wie hochherziger und selbstloser Zutunlichkeit sich Meyer des entwurzelten Genies angenommen hat. Und auf vielen Blättern der berühmten Protokollfolianten aus der Frühzeit des Mannheimer Nationaltheaters³⁾ vermitteln sich uns mit dem ganzen Reiz der Gegenwartsnähe die emsigen Bemühungen, die Meyer seit 1781 in seiner Eigenschaft als „Erster Ausführender“ an die Durchführung der bühnenpraktischen und theatertheoretischen Organisationseinfälle Dalbergs gewendet hat. Aber damit erschöpfen sich auch die Daseinsreflexe dieses Mannes, und wer darüber hinaus nach weiteren Quellen sucht, um seine zeitliche Erscheinung zu vervollständigen, findet nicht einmal dort, wo er es am ehesten erwarten darf: in Schillers Briefen oder in Jfflands „Theatralischer Laufbahn“, das erwünschte Material⁴⁾. Durch solche Mängel biographischer Lieberlieferung erhält ein Nachruf auf Meyer besonderen Wert, welcher der Forschung bislang entgangen war. Es

¹⁾ Zu Meyers Charakteristik siehe Theater-Kalender auf das Schalt-Jahr 1784, Gotha, hgg. v. H. A. O. Reichard, S. 216; Koffka, Jffland und Dalberg S. 128 f.; Pichler, Chronik, S. 40 und 73 f., sowie den weiter unten zitierten Martersteig, S. 404 mit Druckfehler bei dem Todesjahr von M.

²⁾ In der kommentierten Neuausgabe von H. Hofmann, Berlin 1905, besonders S. 119.

³⁾ Herausgegeben von Max Martersteig, Mannheim 1890.

⁴⁾ Schiller erwähnt M. stets nur sehr beiläufig (s. Briefe, hgg. v. Jonas, Bd. 1), während Jffland lediglich bei M's Tod ein paar dürftige Zeilen für ihn findet (s. die kommentierte Neuausgabe von H. Höflein, Heilbronn 1886, S. 53 f.).

darf um so eher gerechtfertigt erscheinen, dieses Dokument durch einen Wiederabdruck seiner Verborgenheit zu entreißen, als es an einer nicht jedermann zugänglichen Stelle des zeitgenössischen Schrifttums aufgespürt wurde. Sein von einigen Druckfehlern gereinigter Wortlaut aber ist dieser:

„Der Herausgeber dieses Singspiels, Hr. Wilhelm Christian Dieterich Meyer, starb während dem Abdrucke desselben, den 2. September 1783, im 36sten Jahr seines Alters, an einem Faulfieber. Er war in Hamburg geboren, und lernte dort die Handlung. Ein besonderer Hang zum Theater bestimmte ihn, seinen bisherigen Beruf zu verlassen, und er betrat im Jahr 1767 in Hamburg zum erstenmal die Bühne. Als sich nach einigen Jahren die Hamburger Gesellschaft wieder trennte, gieng er nach Hannover und gesellte sich zu Hrn Seiler, der ihn im Jahr 1774 mit nach Gotha nahm, wo er eine Zeitlang unter der Direction des Hrn. Seilers seine Kunst mit der besten Hoffnung studirte. Der Herzog von Gotha errichtete nicht lange hernach ein eigenes Hoftheater, und Herr Meyer wurde mit unter die Zahl der Hofschauspieler aufgenommen, wo er durch Eckhofs Beispiel geleitet, sich so gut bildete, daß er bald von Kennern mit zu den guten Schauspielern gezählet wurde. Als endlich auch das Hoftheater in Gotha wieder geschlossen ward, kam er in Begleitung der besten Schauspieler von dort im Jahr 1779 hieher nach Mannheim, wo er als Künstler geschätzt, und als ein rechtschaffener Mann von jedermann geliebt war. Seine vorzüglichsten Rollen waren Räsonneurs. Auch den Sittmann im Ehescheuen, den Amtmann Graumann und dergleichen Rollen spielte er vorzüglich gut. Seine Asche ruhe im Frieden!“

Dieser Nekrolog, der unser bisheriges Wissen von Meyers Lebenslauf um einige nicht unwichtige Einzelheiten⁵⁾ bereichert, füllt das letzte Blatt eines 1783 bei C. F. Schwan zu Mannheim veröffentlichten Büchleins aus. „Die Weinlese. Ein Singspiel in zwei Aufzügen. Nach dem Erndtekrantz des Herrn Weiße, für die Mannheimer National-Schaubühne eingerichtet von Meyer, Mitgliede dieses Theaters“ lautet sein Titelblatt. Die weiter zugefügte Bemerkung „Die Composition ist von Herrn Becke, Hauptmann eines schwäbischen Dragoner-Regiments“, kennzeichnet es als ein von Ignaz von Becke⁶⁾, dem „Papa der Klavierpieler“, wie ihn Mozart nannte, verwertetes Libretto, dessen Textausgabe sich schon zu ihrer Zeit recht rar gemacht haben muß. Denn sonst fände man keine stichhaltige Erklärung für die Tatsache, daß ein so zuverlässiger zeitgenössischer Bibliograph wie Christian Gottlob Kayser⁷⁾ die Autorschaft dem Mannheimer Hofrat und Verfasser der bekannten „Zwey Schauspiele aus der Pfälzischen Geschichte“ Johann Jacob Maier zuschreibt und dessen Todesjahr 1784 für das Erscheinungsjahr der „Weinlese“ ausgibt — zwei Irrtümer, die bis in Holzmann-Bohatts „Deutsches Ancympen-Lexikon“ und den „Goedeke“ fortspuken. Immerhin ist in dessen 2. Auflage durch Edmund Goetze dank Martersteigs Richtigstellung wenigstens der Autor zutreffend

⁵⁾ Besonders wichtig ist die daraus abzuleitende Wahrscheinlichkeit, daß M. schon 1748 geboren ist, also nicht 1749, wie sonst überall zu lesen ist. Weiter wird uns bestätigt, daß M. seine Karriere als Schauspieler auf dem 1767 unter Seyler gegründeten, in Lessings „Dramaturgie“ verhöhen ersten deutschen Nationaltheater zu Hamburg begonnen hat. Damit steht auch M's Bemerkung (s. Pichler, S. 40) in Einklang, er habe 10 Jahre beim Theater Seylers gehandelt. Vgl. Deorient-Stuhlfeld, Gesch. d. dtisch. Schauspielkunst, Berlin (1929), S. 147; K. Proch, Gesch. d. deutschen Schauspielkunst, Leipzig 1900, S. 203 f. mit falscher Schreibweise Meyer.

⁶⁾ Ausführlich behandelt ist dieser für Mannheims Musikgeschichte nicht unwichtige Komponist bei E. L. Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Componisten, 1. Theil, Leipzig 1812, Spalte 307—309, sowie in Eitners Quellen-Lexikon, 1. Bd. S. 403 f.

⁷⁾ Vollständiges Bücher-Lexikon, Schauspiele, Leipzig 1836, S. 160.

zitiert. Haben die Bibliographen und Literaturhistoriker von Kanfer bis Goetze den Druck der „Weinlese“ anscheinend nie zu Gesicht bekommen und damit ein wertvolles Zeugnis für seine Seltenheit⁸⁾ abgelegt, so war Martersteig⁹⁾ offenbar vom Glück mehr begünstigt. Denn ohne die Kenntnis der Textausgabe wäre ihm wohl kaum die Zuschreibung eines anonymen Manuskriptes gelungen, das sich im Mannheimer Theaterarchiv¹⁰⁾ bewahrt hat. Dieses Manuskript (M 51) führt den Titel „Die Weinlese. Eine komische Operette in zwey Akten nach Weisens Aernötekrantz. Die Musik ist von Herrn von Beeke, Hauptmann eines Schwäbischen Kreis-Dragoner Regiments. 1782.“ Wie ein Vergleich bestätigt, hat diese Handschrift unserer Textausgabe zur Druckvorlage gedient. Von der Titelfassung abgesehen, beruhen die gegenseitigen Abweichungen lediglich in einigen orthographischen Veränderungen. Auch daß in der beigelegten Rollenbesetzung beim „Lieschen“ die „Alle Kirchhöffer“ der Handschrift zur „Mad. Nicola“ im gedruckten Libretto geworden ist, bedeutet keinen Wechsel in der Person, sondern nur — durch Eheschließung — im Namen der Schauspielerin.

Es wäre zu weit gegangen, Meyer, dessen „Weinlese“ seit ihrer Premiere am 10. Dezember 1782 noch sieben Auführungen bis 1785 erlebte, neben Jffland und Beil unter die Schauspielerdichter einreihen zu wollen, obwohl er es nicht bei diesem einen Versuch bewenden ließ, sich auf dramaturgischem Wege in den vertrauten Gefilden der Bühnendichtung anzusiedeln. Die „Protokolle“ verraten nämlich, daß er auch das Textbuch für ein Pantomime „Arlequin als Kaiser in China“ erfunden hatte. Aber Boeck, der diese phantasiervolle Schöpfung nach Meyers Tode zu begutachten hatte, äußerte sich gleich Frank so wenig aufmunternd über dieses „Werkchen“, daß es vom Beratungstisch der Intendanz schleunigst und ohne Spuren zu hinterlassen abgeräumt wurde¹¹⁾.

Zum Schluß möge die Vermutung erlaubt sein, daß der Verfasser des mitgeteilten Nekrologs der Buchhändler Schwan gewesen sei, der als ausgemachter Theater-habitué sich in den Lebensverhältnissen der Mannheimer Schauspieler genau auskannte und zu Meyer durch die gemeinsame Freundschaft mit Schiller in besonders naher Verbindung stand. — Der hier abgebildete Schattenriß Meyers entstammt seiner eigenen „Silhouetten-Sammlung von Freunden, Gelehrten, und Künstler“ und bleibt vorerst das einzige Bild, das uns eine Andeutung seiner äußeren Erscheinung zu vermitteln vermag¹²⁾.

Die Duras in Wexher (Rheinpfalz).

Don Carl v. Traitteur, Kleinheubach (Main).

Der erste Besitzer des sogenannten Duras-Hauses in Wexher bei Edenkoben war Johann Wolfgang v. Duras, geboren um 1650, der im 17. Jahrhundert aus den Nieder-

⁸⁾ Die Städtische Schloßbücherei zu Mannheim besitzt ein wohl erhaltenes Exemplar.

⁹⁾ s. „Protokolle“, S. 420.

¹⁰⁾ Fr. Walter, Bibliothek des . . . Nationaltheaters, hauptsächlich S. 64 und 415.

¹¹⁾ s. Martersteig, S. 222 f. — Reichard im oben zitierten Gothaer Theater-Kalender will ihm außerdem die 1777 anonym in Dresden erschienene Uebersetzung des „Schwenden Blinden“ zuschreiben. Doch rührt diese von K. H. Seifried her (s. Holzmann-Bobatta, I, S. 248). K. macht sich hierbei offensichtlich einer Verwechslung mit dem Verjettten Blinden“, Berlin 1780, schuldig, dessen Autor indes jener Hamburger Fr. Eudw. Wilh. Meyer ist, dem wir die bekannte Biographie über den Theaterdirektor Fr. E. Schröder verdanken. Nach R. soll M. unter „verschiedenen Singspielen“ (!) auch das Libretto zu Franz Danz's „Sylvie“ (München 1780, s. Fétis II, S. 247) geschrieben haben, worüber jedoch nichts Näheres ermittelt werden konnte.

¹²⁾ Ausführlich in dem Aufsatz über die Meyer'sche Silhouetten-Sammlung von H. Knudsen in der „Zschr. f. Bücherfreunde“, N. f. V, 1915. Dazu die Bemerkungen von O. Güntter an gleicher Stelle VI, 1914.

landen in die Pfalz eingewandert ist. Er scheint ein tüchtiger, schaffensfreudiger Mann gewesen zu sein, dem auch das Wohl der Gemeinde am Herzen lag; denn noch heute hat sich sein Wirken im besten Andenken erhalten. Als die ersten Glocken in Wexher angeschafft wurden, gab er das Geld unverzinslich für den Ankauf, und es wird ihm jedes Jahr ein Stiftamt in der Pfarrkirche gelesen, bei welchem mit allen Glocken geläutet wird. Im Volksmunde heißt es noch heute: Die erste Glocke ruft: Hab Geld gelehnt; die zweite sagt: Bei wem dann?; die dritte ruft: Beim Duras, beim Duras! (deutsch ausgesprochen). Auf der mittleren Glocke stand die Inschrift: Wolfgang Duras, Kammerrath, Gutthäter.

Als 1794 die Franzosen die Pfalz verwüsteten, wurden die Glocken von acht edlen Männern von Wexher im Walde vergraben und ein Weinberg auf der Grube angelegt; erst im Jahre 1804 wurden die Glocken, nachdem alle Gefahr vorüber war, wieder ausgegraben und im Kirchturm aufgehängt. Merkwürdig ist, daß, als später die Gemeindebehörde versammelt war, um zu beraten, wo sie das Geld zur Herstellung einer Wasserleitung leihen wollte, beim Abendläuten die mittlere Glocke zerbrach und bei Hamm in Frankenthal umgegossen werden mußte. Unbegreiflicherweise kam der Name des Gutthäters nicht mehr darauf.

Das obengenannte Haus, welches sich noch bis Mai 1897 im Besitze von Nachkommen der Familie Duras befand, sowie Weingärten, Felder, Wiesen und eine Mühle sprechen vom Wohlstande dieses Ahnherrn der Traitteurs. An dem Duras-Hause in Wexher waren, teilweise heute noch erhalten, mehrere ornamentale Ausschmückungen und Inschriften, welche verschiedenen Zeitperioden angehören und offenbar von den nacheinander folgenden Hausbesitzern (Erben) gestiftet wurden. Aus dem Jahre 1709 stammt die folgende Inschrift, in deren Mitte sich ein Ornament befand:

I. W. G. Duras

1709

A. L. S. O. P. Dumbrecht.

wozu im Jahre 1720 die folgende hinzugefügt wurde:

17 II Duras 20

A. C. F. Schneiderin.

Erwähnenswert ist auch folgende Inschrift, welche sich lange Zeit an der Kelter erhalten hatte und sich auf den ersten Besitzer des Hauses, seine Frau und Sohn bezog: „Das Herz fröhlich, das Gemüth ehrlich, die Andacht redlich, die Red züchtig. Gott allein, soll mein Schatz sein.“ Darunter befindet sich die Jahreszahl 1701 und in Herzen die Namen Joa Wolf Duras und Al. Sof. Dumbrecht, darunter in einem Herzen J. J. (d. i. der Sohn). Aus dem Jahre 1756 blieb das Duras-Wappen erhalten: Im Schilde drei an Stielen aus einem Dreiberge wachsende fünfblättrige Rosen; auf dem Schilde ein Spangenhelm mit Halskleinod, als Helmzier ein palmenähnlicher Baum, vom Helme beiderseits abflatternde Helmdecken. Zu beiden Seiten des Wappens befindet sich die Jahreszahl 1756. Dieses Wappen scheint eine Stiftung des Friedrich Theodor v. Duras, eines Enkels des Ahnherrn, zu sein. Die Familie ist als altadelig anzusehen (laut Urkunden), wenn auch einige Mitglieder im 17. Jahrhundert sich der Adelsbezeichnung nicht bedienten.

Der erste Duras, der sich in Wexher ansiedelte, war Johann Wolfgang. Er war fürstlich Speyerischer Kammerat und mit Sophie v. Dumbrecht vermählt. Er starb 1700 zu Edesheim (Rheinpfalz) und hinterließ einen Sohn Johann Jakob. Dieser ist geboren im Jahre 1700, trat nach dem Tode des Vaters nicht nur das väterliche Erbe in Wexher an, sondern wir finden ihn auch in fürstlich Speyerischen Diensten als Kammerat und Kammerzahlmeister. Johann Jakob vergrößerte das Familienhaus in Wexher, in dem er einen neuen Flügel hinzubaute. Er war vermählt mit

der Schulzentochter Anna Katharina Franziska Schneider aus Geinsheim; aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. Nach dem Tode der ersten Frau vermählte sich Johann Jakob 1738 zu Bruchsal mit Maria Josepha Olick; die Ehe blieb kinderlos. Er starb im Jahre 1772 als Kammerdirektor. Johann Jakob dürfte der Stifter der aus den Jahren 1709 und 1720 stammenden Inschriften sein.

Die Stammreihe setzte Johann Jakobs Sohn Friedrich Theodor fort. Dieser war geboren ums Jahr 1724 in Speyer und trat ebenfalls in fürstlich Speyer'sche Dienste, war Amtskeller in Weixenburg und starb als kurfürstlicher Rat. Er war vermählt mit Maria Apollonia Siben aus Deidesheim; aus dieser Ehe entsprossen neun Kinder. Friedrich Theodor dürfte der Stifter des am Familienhause in Wepher angebrachten Familienwappens sein.

Die männlichen Nachkommen der obengenannten Duras verloren ihre Fühlung mit Wepher, da sie in auswärtige Dienste übertraten. So war ein Sohn von Friedrich Theodor mit Namen Johann Adam fürstlich Brezgenheim'scher Hofrat in Brezgenheim an der Nahe. Er floh mit seinem Fürsten, dem illegitimen Sohne des Kurfürsten Karl Theodor, während des französischen Revolutionskrieges nach Ungarn, und alle seine Nachkommen traten in k. k. ungarische bzw. österreichische Dienste. In Böhmen bestehen noch sieben Linien Duras, die mit den pfälzischen Duras verwandt, aber schon seit dem 14. Jahrhundert in Böhmen ansässig sind. Eine Verwandtschaft dieser Familien mit dem berühmten Marschall von Frankreich de Duras konnte nicht festgestellt werden. Jedenfalls müßte eine Abzweigung in die Niederlande — wenn schon eine Verwandtschaft bestand — vor dem Jahre 1452 erfolgt sein, da von da ab die Nachkommen des Wilhelm de Duras bis Jakob Friedrich Duc de Duras, Marschalls von Frankreich, genau festgestellt sind.

Eine Tochter von Johann Jakob v. Duras mit Namen Eva Elisabetha erhielt bei der Teilung das Wepherer Haus. Diese war in erster Ehe mit Hofrat Weber in Philippsburg verheiratet. Die Ehe war kinderlos, und es erbte die Eva Elisabeth dessen ganzes großes Vermögen. Sie verheiratete sich im Jahre 1749 mit dem aus Maikammer stammenden Johann Adam Traitteur, geb. 1707, der k. k. Generalauditor war und dann vom Fürstbischof von Speyer von Hutten zum Oberamtmann und Hofrat in Philippsburg ernannt wurde. Eva übernahm auch die Duras'sche Mühle im Tal, erwarb viele Weinberge. Auf den Eigentumssteinen in den Weinbergen steht meistens A. T. (vgl. Mannh. Geschichtsblätter 1921, Sp. 110).

Nach dem Tode ihres Mannes lebte Eva mit ihren vier Söhnen zuerst in Heidelberg, zog sich dann auf ihr Gut in Wepher zurück und starb daselbst 1785. Die Besitzungen in Wepher gingen dann auf den jüngsten Sohn Jakob über, der als Oberhofgerichtsrat in kurpfälzischen Diensten stand und als badischer Geheimer Justizreferendär im Jahre 1826 in Wepher starb. Er war in erster Ehe verheiratet mit Anna von Jonner. Die Ehe war kinderlos. Nach deren Tod verheiratete sich Jakob mit Anna Schalk aus Bingen. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: 1. Maria, vermählt mit Major von Rogister in Augsburg; 2. Auguste, verheiratet mit ihrem Vetter Oberförster Weidmann in Wepher; 3. Antoinette, verheiratet mit ihrem Vetter Theodor Deurer, Gutsbesitzer in Mannheim. Das Wepherer Haus ging auf die Tochter Auguste über, und diese verkaufte das Anwesen im Jahre 1897 an einen Wepherer Bürger und Winzer.

Auf dem Wepherer Friedhof befindet sich eine v. Traitteur-Duras'sche Familiengrabstätte. U. a. liegt daselbst begraben: die Stammutter der Traitteur, Eva Elisabeth v. Duras; auf ihrem Grabdenkmale sind ihre vier Söhne als Kinder abgebildet; ferner ist ein Grabmal für Jakob v. Traitteur vorhanden mit Inschrift: Jakob Ritter und Edler v. Traitteur, geb. 27. April 1761 zu Philippsburg, gest. den 3. November 1826. Denkmal der Liebe und Verehrung von

dessen Gattin geb. Schalk und Töchtern Marie, Auguste, Antoinette.

Quellen: Schrift des Johann Freiherr Karg von Bebenburg über die Familie v. Duras, Krakau 1898, und handschriftliche Aufzeichnungen der Frau Auguste Weidmann geb. v. Traitteur, Wepher.

Mannheim und Schwetzingen vor 100 Jahren.

Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Bauer in Karlsruhe.

Im Jahre 1835 erschien in Weimar: „Reise eines Verbannten durch Holland, Rheinpreußen, Nassau, Hessen und Baden, Württemberg, Baiern, Tyrol nach Italien und Sicilien. Von dem Baron von Haussez, vormaligen kgl. französischen Staatsminister unter Carl X. Mit Anmerkungen deutsch bearbeitet von Ferdinand Frhrn. von Biedenfeld“. Der Verleger B. F. Voigt hatte damals unseren badischen Landsmann von Biedenfeld als Lohnschriftsteller angestellt, einen Mann, der mit über 150 Dramen und Operntexten, die meistens aus dem Ausland übersetzt waren, und von denen zum Glücke die wenigsten gedruckt wurden, die deutschen Bühnen im Laufe seines Lebens überschwemmte. Dergleichen sind seine zahlreichen Romane, Novellen usw.; am wertvollsten sind neben manchen autobiographischen Aufsätzen — verstreut in den Zeitungen damaliger Zeit — die recht interessanten Bemerkungen des obigen Buches.

Der Name Biedenfeld tritt in der Geschichte Badens öfters hervor (s. Badische Biographien Bd. I). Der Vater unseres Dichters war „ein militärisches Unikum“, der sich als Generalmajor um das Aushebungsweesen große Verdienste erwarb, die er mit künstlerischen und naturwissenschaftlichen Neigungen verband. Der jüngere Bruder wurde bekannt als der Führer des 3. badischen Regiments im Revolutionsjahre 1849, er wurde am 9. August 1849 in den Wallgräben von Rastatt standrechtlich erschossen. Ferdinand v. Biedenfeld, geboren 5. Mai 1788 in Karlsruhe, verlor in frühester Kindheit durch den unvorsichtigen Schuß eines Soldaten den rechten Arm; überwand aber mit staunenswerter Geschicklichkeit diesen Mangel, trat nach dem Besuch der Universitäten Heidelberg und Freiburg in den badischen Justizdienst. Seit seiner Verheiratung mit einer bürgerlichen Sängerin begann sein langes Wanderleben. Nürnberg, Dresden, wo er mit Schopenhauer sich anfreundete, Wien, wo er am Theater an der Wien angestellt wurde, waren die ersten Stationen. Dann brachte er es zum Direktor des Königsstädter Theaters in Berlin, hierauf der Magdeburger und Breslauer Bühne. Einige Jahre arbeitete er in Weimar für den Verlag Voigt, wie bereits erwähnt. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens finden wir ihn in seiner Heimatstadt Karlsruhe, wo er am 2. März 1862 starb.

Baron Haussez stammt aus einer alten royalistischen Familie der Normandie. 1778 in Neufchatel geboren, war Charles Lemercier de Longpré durchaus auf Seiten der Bourbonen, und so auch in die Verschwörung Cadoudal verwickelt, die 1804 den ersten Konsul der Republik, Napoleon Bonaparte, beseitigen wollte. Als dieser aber Kaiser der Franzosen geworden war, trat auch Lemercier auf seine Seite und erhielt als Belohnung den Titel Baron d'Haussez. Bald kehrte er aber zu den Ideen seiner Jugend zurück, und unter den Bourbonen wurde er Präfekt der Landes du Gard und endlich der Gironde. Im Ministerium Polignac Marineminister, organisierte er mit großem Geschicke die Expedition nach Algier, die dieses Land für Frankreich gewann. Nur zögernd und voll Ahnung des Kommenden unterzeichnete er 1830 die berühmten Ordonnanzen, die tatsächlich Karl X., und damit den älteren Zweig der Bourbonen vom Throne jagten. Auch Haussez mußte nach England fliehen, er wurde zu dauernder Verbannung verurteilt, 1839 erlaubte ihm die Amnestie die Rückkehr nach Frankreich, wo er in der Zurückgezogenheit als Landedemann in seiner Heimatsprovinz

lebte und 1854 starb. Er verfaßte eine Reihe politischer und philosophischer Schriften. Ueberlebt hat ihn nur seine sehr interessante Reisebeschreibung, aus der der Abschnitt über Mannheim lautet:

M a n n h e i m.

Das ungeheure und kostbare Schloß ohne einen Fürsten, die weitläufigen Kasernen ohne Soldaten, die breiten, geraden Straßen ohne Menschen und Bewegung, die regelmäßigen Plätze mit den Denkmälern, die niemand betrachtet, die ganze Fülle schlecht gebauter, niedriger Häuser, die schönen Kirchen und Spitäler, das Theater, die Promenaden. Alles vereinigt sich, um in Mannheim eine Hauptstadt zu zeigen, welche ein dazu gehörendes Königreich noch immer erwartet. Bis zum heutigen Tage ist dies Königreich nicht erschienen, und die Hauptstadt scheint der ewigen Kosten, um dies Königreich zu erlangen, endlich herzlich müde zu sein. Es ist ein Zustand zum Verzweifeln. Als die Politik ihren Zirkel auf der Karte von Deutschland herumspazieren ließ, um Staaten aufzuheben und Staaten zu machen, dachte sie nie daran, eine Spitze auf Mannheim zu setzen und mit der anderen einen Kreis um diese Stadt zu beschreiben, welcher der Lage, wirklichen Wichtigkeit und dem Aufwande dieser noch jungen Schöpfung entsprochen hätte. Ein König, sein Hof, seine Minister, seine Garden und alles, was diese Verhältnisse nach sich gezogen hätte, würde dort mehr als hinlänglich Raum finden und nichts entbehren, was der äußeren monarchischen Erscheinung unentbehrliche Würde und Glanz verleihen kann.

Mannheim ist Hauptstadt einer badischen Provinz, sein Schloß, ein höchst unbequemer, schwer drückender Luxusartikel ist der Großherzogin-Witwe (Stephanie) zur Residenz angewiesen; aber sie wohnte nicht darin. Die schönsten Häuser der Stadt beherbergen einige englische Familien, welche, um wohlfeil zu leben, den leeren Raum dieser Stadt teilweise ausfüllen.

Industrie und Künste zeigen sich dieser Stadt weit freundlicher als die Politik. Die Industrie beschäftigt sich sehr lebhaft mit vielen Gegenständen des Luxus und der Phantasie. Der Hafen ist der Stapelort des oberrheinischen Handels. Die Musik wird mit großem Erfolge getrieben. Für den Fremden, der gleichsam im Fluge die Städte durch-eilt, gibt es in Ermangelung besserer Mittel ein sehr einfaches, um die Höhe der Kunst ungefähr zu ermessen; er lausche den Harfen- und Pianotönen, die aus den Fenstern der Häuser klingen. Diese auch nur selten täuschende Methode brachte mir sehr günstige Begriffe von den musikalischen Talenten Mannheims bei. In einem Konzerte konnte ich nicht genug den Geschmack, die Wärme und die Präzision des Vortrages preisen. Allgemein hörte ich, daß eine genauere Bekanntschaft mir den edlen Geist der Geselligkeit der höheren Klassen in noch schönerem Lichte zeigen würde. Die Stadt ist eine, in denen sich der Fremde gefallen muß, weil er allen ihren Gewohnheiten sehr leicht sich fügen kann. Ohne solches wird bald jeder längere Aufenthalt allerwärts unerträglich.

Das Mannheimer Schloß ist merkwürdig durch seine kolossale Größe und mehr durch die Regelmäßigkeit als Eleganz seiner Architektur. Weiter kann man die Mauer, Steine in geraden Linien zu schieben, nicht treiben, das Ganze hat eine Länge von 2900 Fuß. Von der Hofseite erinnert das Schloß an Versailles, indessen nur im Verhältnis der Größe Badens zur Größe von Frankreich.“ (In einer Fußnote bemerkt der Uebersetzer, daß Haussiez im Feuer des schmeichelnden Vergleichens offenbar einen Rechenfehler beging. Wäre das Schloß von Versailles im Verhältnis Frankreich zu Baden größer als das Mannheimer Schloß, so müßte Versailles 79,750 Fuß haben, vorausgesetzt, daß Mannheims Schloß wirklich 2900 Fuß Länge beträgt.) Das Innere enthält eine Reihe von Gemächern,

die mit Ausnahme der Tapeten, keine Verzierung haben, die Möbel sind nicht reich und in ziemlich neuem Geschmack. Beachtenswert ist die Gemäldegalerie mit den schönsten Teniers, Wouwermanns, Rembrandts, Ruissdals und einigen Stücken der italienischen und französischen Schule. Doll Schmerz und Vergnügen erkannte ich darunter einige Meisterstücke, die ich früher in Paris bewunderte. Auf ihnen haften meine Blicke ihres inneren Wertes wegen, wie der 20jährigen Erinnerung zuliebe.

S c h w e g i n g e n.

Das Schloß zu Schwegingen, eine der Sommerresidenzen des Großherzogs von Baden, zeichnet sich weder durch Stil noch Einteilung vorteilhaft aus. Rechts zieht eine Orangerie zum Theater hin, wo während der Anwesenheit des Fürsten dreimal wöchentlich gespielt wird. Dazu sind Einheimische und Fremde sehr artig eingeladen. Links dehnt sich ein ähnlicher Flügel symmetrisch aus. Der Garten mit einem Parterre im französischen Stil und mit Wasserkünsten, verliert sich in gewundenen Wegen, man gelangt zu Tempeln und Ruinen, welche kein größeres Verdienst haben, als ihre bedeutenden Baukosten. Am merkwürdigsten ist eine Moschee, nach der von Mekka erbaut, ein großes, unnützes Gebäude in einem Gartenwinkel, ringsum von Bäumen und Strauchwerk maskiert, ohne den Garten zu verschönern. Die reiche, elegante Verzierung des Inneren verdient Aufmerksamkeit.

Eine Doliere enthält nur Vögel von weißem Blech mit allen Farben bemalt, sie spucken konzentrisch Wasserstrahlen auf einen Adler, der mitten über einem Bassin sitzt. Die Alleen sind mit Statuen bestellt, geschmückt darf man nicht sagen, weil diese zu geschmacklos sind. Ausgenommen sind zwei Gruppen von Hirschen mit hunden und zwei Fluggötter, treffliche Kopien aus dem Garten der Tuileries.

Schwegingen entbehrt von Natur jeder eigenen Aus- und Fernsicht, die Talentlosigkeit der Gartenanleger wußte ihm keine solche zu verschaffen. Meine Meinung über diesen viel zu sehr berühmten Garten ist: „Ich sah Steine, Bäume, Gewässer, Statuen, Rasen und Wege, welche sich in einem ziemlich großen Raum teilen; ich dachte an die unermesslichen Summen für alle diese Dinge und ich beklage eine solche kunstlose Verschleuderung. Ich eilte, dem Cicero zu enttrinnen, der mir die Erklärung keines einzigen Wunderwerkes erlassen wollte, deren Anblick ihn seit 30 Jahren mit täglich neuer Bewunderung erfüllt.“

Eine Fußnote des Uebersetzers bringt aus „Clausade. Amedée. feuille de voyage“ (1835) ein wesentlich günstigeres Urteil: „Der Garten von Schwegingen gilt mit Recht als einer der schönsten Europas. Es kostete unendliche Mühe und ungeheuer viel Geld, um daraus zu machen, was er jetzt ist. Mit dem Garten von Versailles kann er nicht verglichen werden, er gehört einer anderen Gattung an. . . Wie nahe bei uns Schwegingen liegen möge, so ist es doch deutsch durch und durch.“

Pfälzische Studenten im 17. Jahrhundert auf niederländischen Universitäten.

Don Dr. Karl Wolf in Frankfurt a. M.

Als das deutsche Volk um die Wende des 16. Jahrhunderts zu erschaffen begann, als neben dem Stillstand auf künstlerischem Gebiete die wirtschaftliche Blüte infolge des Zurücktretens der alten wagemutigen Patriiziergeschlechter in Ulm, Augsburg, Frankfurt sank, der übermäßig gesteigerte Luxus zu Währungsverfall und Stockung des Erwerbslebens führte und auch auf wissenschaftlichem Gebiete nach der Hochflut theologischen Eifers Ebbe eintrat, wurden dem künstlerischen und wirtschaftlichen Leben der evangelischen Haupthandelsstädte neue Kräfte aus einem Gebiete des alten römischen Reichs deutscher Nation zugeführt, der sich politisch gerade damals aus dem lockeren

staatlichen Verbände endgültig zu lösen begann. Niederländische Händler drangen mit Unternehmungslust und Kapital in den deutschen Handel ein, Handwerker folgten ihnen. Nicht freiwillig hatten sie die Heimat verlassen, sondern vertrieben durch die Spanier; aber sie waren bald getröstet, gelang es ihnen doch schnell, in der neuen Heimat, in Frankfurt, Hamburg, Leipzig die Stellung der alten Geschlechter im Wirtschaftsleben einzunehmen und mit ihren weltweiten Beziehungen und ihren neuen Wirtschaftsformen zur herrschenden Kapitalmacht zu werden. Die Handwerker unter den Vertriebenen waren zwar den einheimischen Sünflern unwillkommene Eindringlinge, aber von den Regierenden gern gesehene und erwünschte Kräfte, um neue Gewerbearten ins Land einzuführen, neue Herstellungsweisen zu bringen und so dem Nahrungsstande aufzuhelfen. Wie anderwärts in reformierten Ländern wurden sie auch in der Pfalz gern aufgenommen und ihnen in Frankenthal gestattet, nach eigenen Gesetzen sich einzurichten. Ihre Einwirkung auf das pfälzische Wirtschaftsleben ist klargestellt worden, wie auch der Einfluß und die Tätigkeit niederländischer Künstler am Heidelberger Hofe leicht zu verfolgen ist.

Anders verhält es sich mit der Bereicherung auf wissenschaftlichen Gebieten, wie sie durch die auf den niederländischen Universitäten ausgebildeten Pfälzer herbeigeführt wurde. Diese Studenten waren die letzte Gruppe des Gegenstroms, der sich zur Zeit der Einwanderung der Niederländer wie aus anderen Ländern auch aus der Pfalz nach den Niederlanden hin entwickelte. Bei der Verbindung, die damals religiöse Ueberzeugung und politische Stellungnahme miteinander unlöslich verwob, ergab es sich, daß der Heidelberger Hof als evangelische Vormacht an der Entwicklung in dem aufständischen Gebiete Anteil nahm, daß beim Heere Wilhelms von Oranien pfälzische Söldner und Adelige als Offiziere sich anwerben ließen. Als diese, um neben dem Verdienste auch die neue Waffenkunst, den Festungsbau zu erlernen, jene, um ihr Leben gegen Geld einzusetzen. Manche von ihnen sind im Lande geblieben, in dem der Lebensunterhalt leichter und besser zu erwerben war als zu Hause. Sie trafen hier manchen Landsmann als Handwerksgefelln, der gekommen war, um sich in dem technisch weiter entwickelten Lande auszubilden, und solche, die im Handel Unterkommen und Auskommen gefunden hatten. Die Bürgerverzeichnisse mancher Städte geben durch die von Ortsnamen abgeleiteten Familiennamen hierüber Aufschluß. Ueber die Entwicklung des Zuzugs der Studenten, ihre Herkunft, Namen und Studium unterrichten die Matrikeln der drei Universitäten des Landes, Leiden, Groningen und Utrecht.

Im Jahre 1574 war die Stadt Leiden von ihren Bürgern aufs mutigste und unter großer Not mit Erfolg gegen die Spanier verteidigt worden. Als Wilhelm von Oranien den Bürgern die Wahl zwischen Lastenerleichterung oder Errichtung einer Universität stellte, entschieden sie sich für diese Belohnung. Bald nach der Gründung verdunkelte die neue Hochschule den Glanz der alten berühmten und zog aus allen Ländern, in Folge des weit ausgedehnten Kolonialgebietes der Holländer aus allen Weltteilen Studierende herbei. Neben ihr kam der im Jahre 1615 gegründeten Akademie in Groningen nur eine bescheidene Bedeutung zu, wenn sie auch besonders zu den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, als die deutschen reformierten Universitäten in schwerer Bedrängnis oder ganz aufgehoben waren, als Ziel der zukünftigen Theologen aus allen reformierten Ländern Europas aufgesucht wurde. Der erst 1636 errichteten Akademie zu Utrecht wurde in der Zeit bis 1700 von den Studierenden nur wenig Interesse entgegengebracht, obwohl vier Mitglieder des pfalzgräflichen Hauses an der Spitze des gesamten Studentenverzeichnisses eingetragen sind.

In dem ersten fünf Viertel-Jahrhundert waren auf der Universität in Leiden neben 21 528 Niederländern 16 557 Ausländer, von denen die Hälfte Deutsche waren, in die Matrikel eingetragen. Daß durch sie niederländische Kultur, das auf der zu jener Zeit in Europa am meisten herrschende internationale Geistesleben nach Deutschland vermittelt worden ist, läßt sich nicht bezweifeln, wenn sich dieser Einfluß auch nicht so augenscheinlich aufweisen läßt, wie bei dem Wirken einzelner Fürsten, die, wie etwa des Großen Kurfürsten oder des pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig, die in ihrer Jugend längere Zeit in dem gut verwalteten Lande sich aufgehalten und die dortigen Einrichtungen genau kennengelernt hatten. Teilweise kam aber auch deutsche Wissenschaft durch die Studenten wieder in die Heimat zurück, allerdings umgeformt unter dem Einfluß des internationalen Gedankenaustauschs, der in Leiden möglich war und durch die allen geläufige Gelehrtensprache, das Latein, gefördert wurde. Denn ein großer Teil der Professoren an den drei Hochschulen war deutsch, in Groningen mehr als die Hälfte, in Leiden und Utrecht immerhin ein beträchtlicher Teil, ein Sechstel. Während dieser in Deutschland infolge der theologischen Streitigkeiten auf Kanzel, Katheder und Kriegsschauplätzen für die Wissenschaft wenig günstigen Zeit zogen sich die Gelehrten gern in das tolerantere Land an der Nordseeküste zurück.

Aus Heidelberg kam im Gefolge des unglücklichen Kurfürsten der Theologe Heinrich Altling, dem durch seine Berufung nach Groningen hier seit 1627 ein neues Wirkungsfeld gegeben wurde, auf dem er bis zu seinem Tode im Jahre 1644 tätig war. Seinem Sohne Jakob war seit dem letzten Jahre vor dem Tode des Vaters eine Professur für orientalische Sprachen und später für Exegetik des Alten Testaments übertragen.

Einem Rufe, an der Leidener Hochschule in dem Kreise international eingestellter Gelehrter und vor einem größeren Hörerkreise zu wirken, konnte im Jahre 1642 der aus Amberg gebürtige Friedrich Spanheim nicht widerstehen, wie sehr sich auch die Genfer bemühten, den berühmten Lehrer ihrer Universität zu erhalten. Er starb im Jahre 1649. Gleich ihm war sein Sohn seit 1670 eine Zierde der theologischen Fakultät. Dieser hatte um des Leidener Lehrstuhls willen seine Professur in Heidelberg aufgegeben.

Neben dem älteren Spanheim war noch in dessen letzten Jahren in der theologischen Fakultät Abraham Heidanus tätig, dessen Wiege in Frankenthal gestanden hatte, wo sein Großvater und Vater zeitweise Prediger der Flüchtlingsgemeinde gewesen waren. Auch in Leiden verfeh er neben seiner Professur noch sein Predigtamt an der belgischen Gemeinde weiter.

Fast nur um zu sterben, wanderte Friedrich Mieg von Heidelberg nach Groningen im Jahre 1690, um dort als Professor der Theologie zu wirken. Schon im nächsten Jahre mußten ihn die Angehörigen der Universität im feierlichen Zuge zur letzten Ruhestätte im fremden Lande geleiten (geb. 1642 in Heidelberg, 1667 Professor an der dortigen Universität, 1680—1689 von den Franzosen gefangen).

Wenn auch die Studenten aus der Pfalz nicht in so großen Scharen wie aus anderen Gegenden Deutschlands, besonders aus dem Norden und Osten, herbeigeströmt sind, bietet doch ein Ueberblick über die Namen der fast vierhundert, deren Herkunft aus der Pfalz nach ihren Angaben nachzuweisen ist, neben manchem wertvollen Aufschluß für die Familiengeschichte auch manches interessante Material für die Geistes- und Kulturgeschichte und wirft auch von hier aus ein Licht auf die Schicksale der im 17. Jahrhundert schwer bedrängten Pfälzer. Bis zum Jahre 1600 blieb Leiden in der Pfalz ganz unbeachtet, auch in den nächsten zwei Jahrzehnten übt die neue Universität kaum eine größere Anziehungskraft aus. Es kamen in einzelnen Jahren zwei, drei, auch vier Mißbegierige. Eine Aenderung trat erst durch

äußere Umstände ein. Als der aus Böhmen und seinem Stammlande vertriebene Kurfürst unter den Glaubensgenossen im Haag eine sichere Zuflucht gefunden hatte, fanden sich auch die Söhne seiner Untertanen aus beiden verlorenen Gebieten in größerer Anzahl ein, Söhne der Beamten, Theologen, auch schon im Amte tätige Pastoren, die ihre Gemeinden hatten verlassen müssen. Im Jahre 1623 wurden in Leiden 13 und in Groningen 2, 1628 dort 19, hier 2 immatrikuliert, 1629 ergeben sich die Zahlen 9 und 2, usw. Manchem von diesen Vertriebenen, die es nicht wie der Student in „Wallensteins Lager“ vorgezogen hatten, die Feder mit dem Schwert, die stille Studierstube mit dem Lärm des Lagerlebens zu vertauschen, wurde weitgehende Gastfreundschaft gewährt, die Gebühren erlassen, mancher in das Kollegium der Alumnus aufgenommen und so die Gastfreundschaft vergolten, deren sich die vertriebenen Niederländer vor ein paar Jahrzehnten in der Pfalz zu erfreuen gehabt hatten. Deren Nachkommen scheinen, wie nach der Anzahl der Studenten, die aus Frankenthal mit niederländischen Namen kamen, eine gewisse Vorliebe für den Besuch der niederländischen Universitäten gehabt zu haben.

Im übrigen sind es vor allem die Juristen, denen ein Studium in Leiden wertvoll erschien. So viel aus den lückenhaften Fakultätsangaben zu entnehmen ist, haben über 80 Juristen hier dem Studium obgelegen, während in Groningen die Zahl der Theologen und dann der Philologen stark überwiegt. Auffällig ist, daß in der medizinisch-naturwissenschaftlichen Fakultät verhältnismäßig wenig Studierende aus der Pfalz sich einzeichnen, während doch gerade auf diesen Fächern der Ruhm der Leidener Hochschule beruhte.

Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges wird die Anzahl der Immatrikulationen geringer, und sie bleibt auf diesem Stand, bis neue Unruhen, neue Bedrohungen der Pfalz durch Ludwig XIV. in den Raubkriegen es einer größeren Zahl junger Leute geraten erscheinen lassen, nach Norden zu ziehen, wohin sich aber auch die französischen Heere schon früher gewandt hatten, allerdings ohne ähnliche Verwüstungen wie in der Pfalz durchzuführen zu können. Vielleicht liegt in der Furcht vor einem Franzoseneinfall auch die Wahl der Universität Groningen von seiten der jungen Leute begründet, anstatt daß sie sich nach Leiden wendeten.

Im nächsten Jahrhundert tritt ein stärkerer Besuch von Pfälzern auf diesen Hochschulen nicht mehr hervor, wie überhaupt die Zahl der Deutschen auf ihnen stark abnimmt. Der Ruf der Universitäten bleibt zwar noch immer gefestigt, allerdings sinkt die Zahl der Immatrikulationen von einer durchschnittlichen Höhe von etwa 400 auf weniger als 300 in Leiden. Als Ersatz für diesen schwindenden Einfluß kann man die Wirksamkeit niederländischer Gelehrter in Deutschland und die erhöhte Einfuhr niederländischer Bücher in dieser Zeit ansehen.

Abkürzungen: T. = Theologia. J. = Jura. M. = Medicina. Ph. = Philologia. Pol. = Politices. A. = Artes liberales Eloqu. = Eloquentia. Hist. = Historia. L. = Literae. M. = Mathesis. C. al. = Collegii ordinum alumnus. gr. = gratis inscriptus. V. D. M. = Verbi Domini Minister. Palat. = Palatinus.

Pfälzer in Leiden.

- 1591 Anton. Wedeus. Palat. L.
 1595 Gerard, Joannis. Vossius. Heidelberg. 17. T. C. al.
 1597 Lud. Zanchius. Heidelb. C. al.
 1598 Guilelm. a Leiningen. Heidelb. J. 20.
 Daniel Demetrius. Franckendalensis. 17. L.
 1599 Daniel Lammerstorf. Bipontinus. 28. J.
 Balthasar Lydius. Palat. 22. T.
 1600 Phil. Ehem. Palat. 20. J.
 Isaac. Diamantius Francodal. 22. T.
 Justus Conradi Reuberus. 20. J.
 1603 Sigismundus Rychius. Palat. 20. J.
 Wolfgangius Horneck. 18. P.

- Ulricus Artopoeus. Palat. 18. P.
 Joannes Christoph. Gnot. Palat. 15. L.
 Wolfg. Melchior. Anshelm. Palat. 23. J.
 1605 Marcellus Dietrich. Neoburgo. Palat. 26. J. Dr.
 Phil. Ludov. a Flehingen. Palat. 20. J.
 Bern. a Mentzingen. Pal. 20. J.
 Joannes Bernardus a Mentzingen. Palat. 20. J.
 1607 Joh. Wolfg. ab Horneck. Palat. 22. J.
 1608 Franc. Junius. Heidelb. 17. P.
 Joannes Ernest. Burgravius. Palat. 26. M.
 Melchior de Craerott. Palat. 22. J.
 1609 Joann. Casim. Rackerius. Otterburg. Palat. 24. T.
 Tobias Braun. Neuburg. Palat. 26. M.
 Joh. Adam de Portner Heringau. Palat. 18. A.
 1610 Abel le Veau Franck. Palat. 23. T.
 1611 Wolfgang. Henr. a Weingarden. Palat. 20. J.
 1612 Phil. Henr. Culmannus. Mosbacensis. Palat. 22. J.
 Josephus Weisz von Bintzenheim. Durlacensis. J.
 Abel Cupe. Heydelb. famulus. 18.
 1613 Joh. Cuperus. Heidelb. 17.
 Joh. Ursinus. Franckendal. 20. T.
 Frider. Walidus. Bacharaco. Palat. 20. J.
 Gaspar Agricola. Amberg. 30. J.
 1615 Franc. Bubbenius. Francodal. 22. L.
 Eustatius Swartius. Palat. 23. J. rursum 1622.
 1616 Joh. Burckhardus Wetzelius. Neostadio-Palat. 24. J.
 Wolfg. Cuno Lantschaet. Palat. 21. J.
 Richard. Sebast. a Sieckingen. Rhenanus. 21. J.
 Reinhard. Sebast. ab Haltstein. Rhenanus. 21. J.
 1617 Franc. Bibbienus. Franckendal. 24. M.
 Abr. Heidanus, Casperi fil. Franckendal. 20. C. al.
 Joh. Franc. Loning. Heidelb. 20. J.
 1618 Phil. Christ. Reiterus Biponto ex Westria. 22. T.
 Carolus Frelich Nieuwburgo Palat. 21. J. rursum 1620.
 Petrus Poesius. Bipont. 30. T.
 Dr. Abrah. Scultetus. Theol. Heidelb. hon. gr.
 Item Dr. Henricus Altingius, hon. gr., utriusque rogatu.
 1620 Sebastianus Ubsel. Palat. 28.
 Fridericus Mylander. Palat. 20. T.
 1621 Georgius Candidius. Palat. 24. T. gr.
 Georg. Rudolf. Crusius. Palat. 23. T. gr.
 1622 Joh. Heydanus. Frankenthal. Col. Th. al. extraord. 17.
 Reinhold. Adami. Palat. Bentsheim. 20. T.
 Georg. Candidius. Pol. 24. T. gr.
 Georg. Rud. Crusius. Pol. 23. T. gr.
 Gebr. Mylner v. Mylhausen. S. Regiae M. in Bop
 Consiliarius, einsdem regni Vice-cancellarius.
 1623 Georgius Theodoricus a Mentzen. Palat. Consiliar.
 Sermi Regis Bohemiae. J. Dr.
 1623 Franc. Jac. Cochius. Alzea Palat. 49. T. gr.
 Joannes Fredericus Landas. Palat. J.
 Gerard. Ad. Bolsinger. Bacharac. Palat. 21. J.
 Joach. Camerarius. Heidelb. 20. J.
 Jac. Crugotius. Franckendal. Palat. 18. A.
 Henr. Altting. T. Dr. et quondam Prof. in Acad. Hei-
 delb. nunc exul in comitatu Serenissimi Principis
 Bohemiae.
 Emanuel Godts. Palat. 20. J.
 Joannes Adam de Jonge. Dapfeimensis. Palat. Neo-
 burg. 22. P. gr.
 Joh. Simon Wolf. Palat. Heidelb. 20. Mat.
 Joh. Henr. Zeschlin. de Natterholts. Palat. 20. Pol.
 Vitus Adamus de Schonstein. Palat. 20. L.
 Phil. Geiger. Heidelb. M. Verbi in Palatinatu. 40. Hon.
 Causa.
 1624 Samuel Taskyn. Frankendal. 21.
 Otto Ludov. Stenius. Heydelb. 20. P.
 Andr. Cunr. Pilgerus. Palat. 20. T.
 Joannes Caspar. Hopfius. Palat. 20. T. 1625 rursum
 Pammendalensis)

- Fridericus Pastorius. Heydelb. 20. L.
 Jac. Balde. Palat. 20. P.
 Joh. Wolg. Adamus. Palat. 23. T.
 Joh. Jac. Hausmann. Cimmeria-Palat. 24. P.
 Jac. Hartman van Dhingen. Franckendal. 20.
 Christianus Sleher. Amberg. Palat. 20. T.
- 1625 Godofridus Sleer. Amberg. Palat. 18. P.
 Franc. Michael Gernandus. Heidelb. 24. T.
- 1626 Daniel Pancratius. Bretta Palat. ephorus. 30. T.
 Joannes Freder. Wagener. Palat. 22. T.
 Freder. Lossius. Heidelb. 22. M.
- 1627 Joannes Lodov. Lucius. Heidelb. 22. M.
 Frder. Casimir a Ginteroedt. Palat. 20. J.
 D. Abrah. Heydanus. Franckendal. Pastor huius
 Ecclesiae Belgicae.
 Frder. Pawel. Heidelb. 20. A.
 Daniel Rolandus. Franckendal. 26. T. Hon. gr.
- 1627 Petrus Beeckmannus. Pastor quondam Franckendal. 48.
- 1628 Joh. Bartholdi Francken-Griener. fam. Palat. 23.
 Joh. Philippi a Flersheim. Palat. a Kaiserslautern.
 22. A.
 Carolus Ludovicus)
 Rupertus) Serenissimi Regis Bohemiae filii.
 Mauritius)
 Conradus Blarer a Geyerssperg, in comitatu Seren.
 Principum per quinquennium et Seren. Regis
 Bohemiae filior. ephorus.
 Joh. Jac. Hausmann Palat., eorundem Princ. ephorus.
 Jac. Crucotius. Franckendal. 21. T.
 Phil. Franc. a Flaerschein. Palat. 21. J.
 Phil. Frider. a Flaerschein. Palat. 20. J.
 Simon Ryp. Palat. servus duorum fratrum. 20.
 Jac. Balde. Franckendal. 24. T.
 Samuel. Heucherius. Umstad. Palat., quondam Pastor
 Pifficemi. 34.
 Joh. Petr. Mulheuserus. Tabernaemontanus Palat. 25.
 T. gr.
 Wolfg. Baccherus. Palat., quondam Pastor ac super-
 intend. in Superiore Palatinatu. 51. Gr.
 Joh. Paulus Heyser. Hornbacensis Bipontinus. 20.
 Josephus Baccherus. Palat. filius D. Wolg. quondam
 pastoris. 25. M. Cand.
 Hercules Balde. Franckendal. 15. A.
 Joh. Nicolaus. Rulicis. Palat. 26. T. cand.
- 1629 Sebastianus Meierus. Palat. famulus. 19.
 Guilelmus Christ. ab Eich. Palat. 18. J.
 Georg. Bernh. Goeler a Ravensburg. Palat. 25. J.
 Wibrechtus a Gemmingen. Palat. 21. J.
 Wolfg. a Gemmingen. 20. J.
 Joh. Sigism. a Gemmingen. 20. J.
 Erasmus Gesner. Mensingensis. famulus sup. dom. 20.
 Joh. Matth. Maes. Palat. Min. Düsseldorf. 33. gr.
 Antonius Obenheimer. Palat. 29. T. gr.
- 1630 Frider. Thomae. Palat. 20.
 Joh. Michael. Gryff. Palat. 23. Mat.
 Daniel Berckringerus. Amberga-Palat. Juniorum Prin-
 cipum Palatinorum ephorus.
- 1631 Laurentius Peckius ex Palatinatu. 22. J.
 Joh. Henr. Flurerus. Simmerni-Palat. 24. T.
 Joh. Godde. Heidelb. 32. J.
 Joh. Wilhelm Burmbrauwer ex Palat. 20. J.
 Phil. Ludov. Hoffmannus, Heydelb. fil. D'i Hoffmanni
 Prof. Heidelb. 25. J.
- 1632 Joannes Henr. Scotus. Biponto-Palat. 25. J.
 Joh. Albert. Fraisius. Palat. 21. J.
 Joh. Casparus Ohlius. Palat. 28. T. gr.
 Frider. Ludov. Princeps Palatinus. Lanspergicus. 14.
 Henr. Kneupel. Bipontinus. 27.
 Petr. Milhyser, Bipont. 27. (1634 nochmals als Mithuy-
 ser. V. D. Minister.)

- 1633 Jac. le Bleu, Heydelb. 21. J.
- 1634 Sigismundus Weider. Falkenburgo. Palat. 25. Mat.
 Joh. Joachimus Ludovicus. Palat. 19. P.
- 1635 Jac. Altingius, filius Henr. Altingii. 21. Hon. gr.
- 1636 Samuel Heucherius. Palat. Pastor ex Palatinatu
 exul. gr.
 Georg. Frider. Haesius. Crucenacensis Palat. 18. P.
 Petr. Rompfius Heidelb. 17. M.
 Joh. Dan. de Croonenberg. Nob. Palat. 21. P.
- 1637 D. Joh. Seccius. Franckendal. Pastor quondam Aquis-
 granensis. 33. Hon. gr.
 Abraham. Urselings. Frankendal. Palat. 23. T.
 Henr. Lutherus Sturts. Palat. quaestor Bacchiaranus. 50.
 Sigism. Polsinger. Pal. 24. Pol.
 Andr. Schachinger. Pal. famulus.
 Joh. Henr. Brettel. Palat. 37. J.
 Flavianus Hemeyus. Heidelb. Palat. 26. J.
- 1638 Joh. Phil. Hetzelius. Palat. 24. J.
 Theodorus Haeck. Palat. 32. Pol.
 Balthasar Castelunck. Palat. 22. T.
 Phil. Gualterus Schickelfox. Palat. 25. M.
- 1639 Josephus Pacherus. Palat. 35. Med. cand.
 Georg. Frid. Hasius. Palat. 24.
 Menso Altinck. Heidelb. 22. J.
 Georg Figurus ex Palat. Nieburgico, corrector libror.
 in typogr. Elseviri. 28. P. Baccal. gr.
- 1639 Jac. Altingius. Heidelb. L. et T. Hon. gr. (schon 1635?)
 Georg Nicol. Zoumerus. Neagora Palat. 24. Mat.
 Joh. Andreas Zoumerus. Bergavia. Palat. 19.
- 1640 Nicol. Martin. Drach. Oppenheim. Palat. 20. J.
- 1641 Georg Andr. Richter. Palat. 26. T. gr. (1642 rursum)
 Joh. Phil. Kekken. Heidelb. 20. J.
 Serv. Groffi. Pal. German. 15. L. (vgl. 1647 = Groffils).
 Joh. Balthasar Bart. Bipontinus. 21. P. gr.
 Henr. Baierus. Palat. 16. L. gr.
 Franciscus Martin. Sterk. Palat. 20. P.
- 1642 Joannes Podensteiner. Palat. 30. T. gr. [rursum 1643.
 46. 1651. 59. 64]
 Georg Huldericus Wenningius. Eschapasensis. Palat.
 27. T.
 Petr. Corderius. Palat. 25. T.
 Georg. Eberhard. Peckerman. Badensis. 20. Pol. et Mat.
 Joh. Eberhardus Loewerus. Palat. 25. T.
- 1643 Joh. Sixtus. Palat. Bipontinus. 19. P. gr.
 Georg. Daniel Patrick ex Inferiori Palatinatu. 23. J.
 Joh. Carol. Colerus. Amberga-Palat. 24. J.
- 1644 Georg. Horn. Palat. 24. T.
- 1645 Bartholomaeus Candidus. Pastore Annae Villae in
 Ducatu Bipontino. 39. Hon. gr.
 Petr. Corderius. Otterburgo-Palat. Pastor Ecclesiae
 Gallo-Belg. Leidensis. 28. Hon. gr.
 Andr. Reusner. Palat. Nob. 35.
 Ulicrus Beyerus. Concretoris auditor, natione Palat.
 20. gr.
 Joh. Michael Grischius. Palat. 20. T. gr.
- 1646 Joh. Michael Horn. Hamberghensis. Palat. 21.
 Joh. Georg. Nisterius. Palat. 24. T.
 Christianus Alting. Heydelb. Palat. 23. T.
 Joh. Dan. Blanckenbergher. Bipont. 22. T.
- 1647 Samuel Seitz. Mosbacensis. Palat. 26. L.
 Joannes Georg Nisselius. Haesloch. Palat. 23. T. gr.
 Petr. Schmid. Bipontinus. servus. 22.
 Joannes Mich. Spissius. Palat. 23. T. gr.
 Wiganthus Salmuts. Palat. 27. T.
 Joh. Balthas. Raphold. Palat. famulus. 15.
 Servatius Groffils. Palat. 20. L. gr.
 Joan. Bruyn. Pal. 18. L. hon. gr.
 Joh. Daniel Blanckenberger. Meisenheim-Bipont.
 23. T.
 Joan. Michael Spissius. 23. Pal. T. gr.

- 1648 Joh. Carol. Tolnerus. Palat. 37. Hist.
Phil. Marcus Brettelius. Palat. Past. fil. 16. L. gr.
Joh. Coenrad. Hermannus. Palat. 20. J.
Joh. Clam. Palat. 28. J.
- 1649 Franc. Mich. Trencker. Palat. 20. Mat.
- 1651 Franc. Rapicano. Frankendäl. 20. P. et L.
Joh. Georg. Cellarius. Heidelb. 23. J.
- 1653 Joh. Christoph. Heylbronner. Turlacho-Marchicus.
23. J.
Georg. van den Brouck. Palat. 22. Mat.
- 1654 Phil. Burchardus. Heidelb. 27. J. cand.
Guil. a Nieuwendorff. Bipont. 29. J. gr.
Joh. Braune. Caesarea lutraea. 23. T.
- 1656 Joh. Henr. a Freudenbergh. Nobil. Palat. Ephebus
honoratus Illustr. D. D. Comitum Ottingensis.
Minister. 20.
- 1659 Henr. Frider. Hermanni. Meisenheim. 21. T. gr.
- 1660 Joh. Bruyn. Palat. 26. T.
Anton. Hornick. Bacharach. Palat. 20. T.
Joh. Ludov. Fabricius. Helvetio-Palat. Phil. Mag. et
V. D. Min. graec. Litt. in Acad. Heidelb. Lector
antehac publicus. 27. Hon. ergo.
- 1661 Joh. Daniel Schor de Hase. Bipont. 20. Mat.
- 1662 Ernest. Theod. van Bodeck. Palat. 36. Mat.
Abrah. Dollinger. Bipont. 20. Pol.
1663. D. Reinholdus Blumius, designatus Prof. in Acad.
Heidelb.
Christ. Fred. a Bodeck. Palat. 21. J.
Joh. Georg. Domuus. Crucinago-Palat. 20. J.
Fried. Myeh. (wohl Mieg) Heidelb. 21. T.
- 1665 Zacharias Quetz. Sulzbach. 22. Pol. et Eloooq.
- 1668 Joh. Conr. Crusius. Heidelb. 22. J.
Georg. Wilh. Vogt ab Hanoltstein. Nob. Palat. 20. J.
Casp. Christ. Brockenhusius. Eichstadia. Pal. 21. Pol.
- 1669 Joach. Ludov. Strasburg. Heidelb. 22. J.
Joh. David Borts. Baccharaco-Palat. 22. M.
- 1670 Joh. Frid. Balbach. ex Marchionatu Badensi Sup. 22.
Hist. et pol.
- 1671 Joh. Dolerus. Franckenthal. 20. M.
- 1672 Joannes Wilh. Fausius. Heidelb. 24. M.
- 1673 Dionysius Marsbach ex Sup. Palatinatu, Pastor Eccl.
in Nieucoop. Hon. ergo.
Fridericus Spanhemius. Heidelb. 14. Hon. ergo.
Joh. Valent. Bernhardi. Meysenheimo-Bipont. 25. T.
- 1674 Phil. Jac. Kalt. Bipont. 30. J.
- 1675 Joh. Jac. Strein. Heidelb. 17. P.
Christoph. a Wollzogen. Heidelb. 21. J. Hon. ergo.
Frid. Paul van Rammingen. Crucenago-Pal. 24. J.
- 1676 Joh. Georg. Keller. Heidelb. 20. L.
- 1677 Adam. Frid. Froenterus. Palat. Sup. 22. J.
Joannes Adam. Froenterus. Palat. Sup. 21. J.
Joannes Christ. Reusch. Franckenthal. 28. M.
Carol. Ludov. Frees. Palat. 21. J.
Joannes Daniel Gerstein. Bacaraco-Palat. 24. T. (rur-
sum 1680)
- 1678 Joannes Frid. Gundermann. Sulzbach. Palat. 24. J.
Paul. Franc. ab Erenbergh. Sultzbacch. Palat. 21. J.
Ludov. Adamus Zanius. Mannheimo-Palat. 23. P.
- 1679 Joh. David Heiland. Heidelb. 23. M.
Carol. Casimir a Steincallenfels. Palat. 17. J. (1681
rursum)
- 1680 Ludov. Phil. van Dhalen. Lutra-Palat. 24. M.
- 1681 Joach. Burchardus. Heidelb. 22. J.
Joh. Godofredus. Floret. Alcea-Palat. 23. J.
Joh. Jac. Raphe. Francothalia-P. 23. T. (1685 rursum
min. cand.)
- 1682 Joannes Jac. Smend. Bretta-Palat. 24. T.
- 1684 Ludov. de Endtsvelt. Heidelb. 22. P.
- 1685 Daniel Jacobi. Palat. T.
David Thomson. Palat. 23. T.

- 1686 Joh. Daniel Heijles. Palat. 22. J.
Valenus Pabst. Heidelb. 20. J.
- 1689 Carol. Mauritius Raugravius. Palat. 20.
Joh. Frider. Weidner. Palat. 25. J.
Theodor Fuschs. Mannheim. 20. T. gr.
- 1692 Joannes Guil. Heusch. Palat. 25.
- 1693 Ludov. Frid. Heylerus. Crucenaco-Pal. 22. J
- 1697 Gorgas Schaap van Huttenburgh. Palat. 60.
- 1698 Ernest. Henr. Fecht. Durlaco-Bad. 21. M.
- 1700 Jan Willem Borween. Palat. Horti Acad. servus. 24. gr.

Pfälzer in Groningen.

- 1616 Hinricus Lampadius. Heidelbergensis.
- 1618 Georgius Fridericus Budinger. Weinheim Pal. Jur.
- 1621 Justus Wilh. Leurelius. Kilianstedensis. Pal. gr.
- 1623 Joh. Phil. Mylaeus. Weinhemio-Palat. gr.
- 1623 Jac. Törskenius. Crucenaco-Palat. Theol. gr.
Joh. Jac. Hausmann. Simmeria-Palat.
- 1624 Fridericus Mijlander. Palat. gr.
- 1627 Jac. Balde. Francothal. Theol.
Daniel Berckringerus. Amberg Palat.
- 1628 Charisius Sleidanus. Neostadio Pal. Leg. gr.
- 1629 Joh. Paulus Heuserus. Hornbaco-Bipontinus. Phil.
Exul. Gratis inscriptus.
Joach. Rotkeppel. Palat.
- 1630 Joh. Matthias Scheelius. Biponto-Palat. Phil. Gratis
inscriptus, exul. (1637 rursum).
Laurent. Beckius. Alceano-Palat. Jur.
- 1631 Joh. Phil. Mylaeus. Heidelberga. Theol. gr.
Menso Altungius. Heidelb.-Palat. a. 15. Phil. gr. quia
prof. filius.
Jac. Altingius. Heidelb. a. 13. gr.
- 1632 Joh. Phil. Hetzelius. Amberg. Palat. Phil. gr.
Wilh. Christoph. Bachendorph. Heidelb. gr. exul.
Georgius Andr. Maier. Weidena-Palat.
- 1633 Joh. Casparius Ohlius. Umbstadio-Pal. Theol. gr. exul.
- 1634 Joh. Wilhelmj. Duttelsheim. Pal. Hum. Stud.
Joh. David Wilhelmj. Baracharach. Pal. Hum. Stud.
- 1635 Franc. Lupertus Agricola. Oppenheim. Pal. Phil.
Georg. Lev. Kuner. Ingelheim. Pal. gr.
Daniel Placius. Pal. T.
- 1637 Georg. Frid. Haasius. Crucenacensis. Pal. L. L. gr.
quia exul.
Phil. Gualterus Schreckenfuchs. Oppenheim gr. quia
exul.
Joh. Michael Knötterus. Gnadenberga-Palat. a. 20. gr.
quia exul.
Joh. Eberhard. Loër Francothal. Theol.
Joann Wolfgangus Bruneck. Alzeanus Pal.
- 1638 Gerhardus Bettingerus. Pal. Theol. gr. quia exul
Wigandus Salmuth. Pal. Theol.
Nicolaus Lorch. Pal. gr. quia exul.
Joh. Petr. Steinmetius. Heppenheim. Pal. Jur.
Georgius Hornius. Kemnathl-Palat. gr. exuli.
Joannes Michael Spissius. Pal. gr. quia exulis pasto-
ris orphanus.
Christianus Alting. Heidelberg. Pal. gr. propter
dominum patrum.
- 1640 Joh. Henr. Hablitzelius. Meijsenheim. gr. exul.
Joh. Adam Michaelis. Biponto-Pal. a. 18. Theol. gr.
exul.
Joh. Daniel Blanckenberger. item.
- 1641 David König. Pal. gr.
Henricus Lubertus Hessert. Pal. Bacharacensis. a.
18. gr.
- 1642 Phil. Dan. Finckius. Pal.) gr. hi inscripti sunt propter
Joh. Rich. Finckius. Pal.) parentum bene merita de
Palatinatu.
Joh. Erhardus Kolerus. Palatinus. gr.

- 1644 **Christoporus Kraegelius. Palat.**
Joh. Henr. Swebelius. Palat.
Henricus Trip. Palat.
- 1645 **Nicol. Conradi. Pal. gr. ad intercessionem cl. d. Andreae quia exul.**
Joannes Wilh. Schrammius }
Alzea-Pal. Philol. et Phil. } gr. in gratiam d. c.
N. Cleiberus Pal. Hum. Lit. } Altingii.
- Joah. Phil. Burchardus. Heidelberga. Palat. Phil.
Hermannus Meisterlin. Pal. Phil.
J. Jac. Deslochius. Palat. gr. propter dnm. Andream et Altingium.
- 1646 **Georg. Ulricus Geiselius. Schwartzbachius Pal.**
Otto Regulus vulgo Zaunsliffer. Francothalio-Pal. Ex academia Ultrajectina. gr. quia pastoris filius.
Joh. Phil. Hemelius. Pal. Philol. gr. quia exu.
Joh. Nicol. Sellius. Pall. Phil. gr. quia exul.
- 1647 **Reinhard Finckius. Simmeria-Pal. Legum.**
Joh. Neuber. Crucenaco-Pal. Phil. gr. quia exul.
Joh. Ludov. Römerus. Meisenhemio-Pal. Phil. (1649 rursum)
- Hieronymus Glöckner. Pal. Phil. gr. quia exul.
- 1649 **Joh. Dan. Schmistmann. Bipontinus. a. 16. Phil.**
Ludov. Chilianus. Stauroneso-Pal. inf. a. 2. Theol.
Joh. Lud. Römerus. Meisenheim. Phil. gr. ob commend. a Princ. Bipontin.
- 1653 **Joh. Theodorus Keuchenius. gr. propter affinem D. Zaunslifferum qui nomen inscribi curavit.**
- 1655 **Joh. Georg. Dreherus. Meysenheim. Theol. gr. quia pauper.**
- 1656 **Otto Vegeline de Claerberghen. Neostadio. Pal. 22. Phil.**
- 1659 **Elias Castelhun. Kirchberga-Pal. gr. quia pauper.**
- 1660 **Sigwardus Henrici. Baccharacensis. a. 20. Theol. gr.**
Joh. Leonhard. Litzbeyer. Neustad. Pal. gr. in gratiam nob. D. Wigelini.
- 1662 **Joh. Theod. Flick. Pal. Ingelheim. Theol.**
- 1663 **Joh. Jac. Petiscus. Pal. Franckentalensis.**
- 1664 **Joh. Herm. Kraewinkel. Crucenaco-Pal. a. 19. Phil.**
Joh. Frid. Mieg. Heidelb.
- 1668 **Phil. Hoffmann. Palat. Theol.**
Andreas Bojus. Franckothalensis. Theol.
Casparus Gumbartus. Franckothalia Pal. a. 20. Phil.
- 1674 **Carolus Conrad. Achenbach. Crucenaco Pal.**
- 1676 **Joach. Burchart. Pal. Philol. gr.**
- 1678 **Joh. Wilh. Andreae. Phil. gr. in honorem patris prof.**
- 1679 **Ludov. Jac. Hoffmann. Heidelberg.**
- 1682 **Nicol. Braunius. Lutrea Pal. Phil. gr. in honorem Dni. collegae patris.**
- 1690 **Burckhardus Strackius. Crucenaco Pal. gr. quia exul.**
- 1691 **Joh. Nic. Rauschius. Baumholderanus. Phil. Gr. in hon. D. collegae Miegii.**
Franc. Joach. Loefenius. Heidelberga Pal. Theol. gr. in hon avunc. cl. Miegii.
- 1692 **Joh. Jac. Reich. Kronweizenburg. Pal.**
Joh. Christ. Bernhadi. Meisenhemio. Pal.
Josephus Schard. Crucenaco Pal. Theol.
Abraham Bocquet. Mannheimio Pal. gr. quia petiit.
- 1693 **Joh. Frid. Finckius. Crucenaco Pal. Theol. gr. quia exul.**
Joh. Gabriel Sprengerus. Bipontino Pal. Theol.
Nic. Schrammius) Alzea Pal. gr. quia
Joh. Henr. Helffenstein) exules.
- 1694 **Georg. Dan. Kleinus. Pal. gr. quia exul.**
Joh. Printz. Crucenaco Pal. theol. gr. quia petiit.
Phil. Ludov. Schwinforth. Heidelberga. Pal. Theol.
- 1694 **Franc. Phil. Achenbach. Crucenaco Pal. gr. quia ex.**
- 1695 **Abrah. Amptius. Mutterstadio Pal. Theol. gr. quia petiit.**

- Joh. Jac. Guckmack. Edencoba Pal. gr. quia petiit.
Joh. Steph. Mullerus. Weinb. Pal. gr. quia exul.
- 1696 **Joh. Georg. Siebert. Heidelberga. Pal. Theol.**
Joh. Eberh. Kluck. Edencoba Pal. Theol. gr.
- 1697 **Carolus Otto Klein. Wöllsteinio Pal. Theol.**
Georg Frid. Kluckius. Edencoba Pal. Theol. gr. quia petiit.
- 1698 **Joh. Adam. Müller. Weinhemio Pal.**
Frid. Wilh. Miegius. Pal. gr. in honorem cl. patr.
- 1699 **J. W. Guttenberger. Laubersheimio Pal. gr.**
Daniel Sollingius. Pal. Phil. gr.
- 1700 **Joh. Nic. Catoir. Wolfsheimensis. Phil. et Theol.**
Quoniam Pal. nihil acceptavi.
Joh. Herm. Batilli. Bipontinus. Phil. et Theol.
Joh. Bernh. Serini. Heildelsheimij. Pal. Phil. et Theol. gr. quia pauper Pal.
Joh. Theod. Blittershagen. Groswingernheimio-Pal. Theol. gr. quia filius pastoris.

Pfälzer in Utrecht.

- 1636 **Joh. Ludov., Comes Palat.**
Mauritius, Pr. Palat.
Eduardus, Pr.
Philippus, Pr.
Daniel Berckrinckerus. Amberg Palat.
Joh. Rob. Stourtz. Bacharach. Palat.
Joh. Jac. Hauser, Simmeria.
- 1643 **Otto Zaunslifer. Frankenthal.**
- 1644 **Bern. Gerard. Deckher. Heidelb.**
Phil. Warnholder. Umstat. Palat.
Dan. Meyerus. Palat. Crucinacus.
- 1645 **J. Sim. Kestius. Heidelb.**
Joh. Jac. Hanefeldt. Palat.
Petr. Jac. Rennerus. Palat.
- 1649 **Joann. Nic. Bruch. Bipont.**
Joann. Mich. Kehr. Palat.
- 1650 **Joann. Lud. Fabritius. Palat.**
- 1688 **Joann. Bouwer. Oppenheim.**
- 1690 **Jac. Schuarz. Biponto-Palat.**
- 1691 **Constantius le Brun. Frankendal.**
- 1692 **Petr. Colhoy. Palat.**

Kleine Beiträge.

Zur Geschichte der Mühlan. Die Alten Häuserbau etc. Mannheim 272 des Karlsruher Generallandesarchivs enthalten folgendes Angebot des Kammerherrn und „Intendant des bâtimens“ Conte de Celini betr. die Mühlan:

Durchleuchtigster Churfürst
Gnädigster Herr

Die von Ewer Churfürstl. Drchl. wehrenden meinen Höchst derofelben seither 23 Jahren ohne eillen Ruhm zu melden Treu geleisteten unthgsten Diensten mir zu öftermahlen Bezeigte ohnzellige gnaden undt Wohlthaten, haben solch Tiefen Eintrud Bey mir gehabt, daß ich mich Verpflichtet erachte, Höchst derofelben solch-meine Dienste Bis an die Stunde meines Lebens aufzuopfern.

Wie es nun an deme — undt Ew. Churfürstl. Drchl. ggft. Bekandt ist, daß man an denen Vornehmsten Höfen in Europa wohleingerichtete Menagerien findet, woraus die Hofhaltungen derer Fürsten undt Landts Herren nicht nur mit Milchspeisen, Butter — undt allerhandt gattung von Käßenourniret, sondern auch daselbstigen mancherley Gattung schönes Rind- undt anderes Viehes gezogen werden, also unterwinde mich Ew. Churfürstl. Drchl. den unthgsten Vorschlag zu thun, wie ich nembl. mit Höchst derofelben ggfter Erlaubnus gefonnen seye, auf der Mühlan dahier eine dergleichen Menagerie und zwar auf meine eigene Kösten anlegen, dazu eine Considerable Summ anzuwenden, undt dahin zu Trachten, daß ich aus der Schweiz und anderen orthen her, das schönste Vieh, wann es mich noch so Viel Kosten solte, herbey-

schaffen möge, Nichtweniger wolte aus Italien mir 2 erfahrene Männer kommen lassen, welche sich auf die Zubereitung allerhand arthen Käse als Parmesans, Risottles, Macherpes zum Besten Verstehen:

Auf welche Weise, wo mir Gott das Leben frihen wolte, ich die Mühlau in etlichen Jahren in einen so fruchtbahren und ohnvergleichlichen Standt zu setzen mir getrawe, daß Ew. Churfürstl. Drcht. darab einen Viel größeren Nutzen als dermalen schöpfen werden; zu dem Ende ich die S. V. Stallungen für das Vieh repariren und erweitern, auch eine große Scheuer anzubauen gesonnen bin, jedoch mit dem unthgigen Vorbehalt, daß Ew. Churfürstl. Drcht. mir darzu die Baumaterialien fourniren lassen, wogegen ich alle übrige, sowohl Bau- als andere Kosten sie mögen nahmen haben, wie sie wollen, aus meinen eigenen mitteln einig- und alleine Bestreiten will, mit der weiteren unthgigen Erklärung, daß Ew. Churfürstl. Drcht. Bey expirirten Bestands Jahren weder mir noch meinen Erben das mindeste Vor meliorationen oder sonst Bezahlen, sondern höchst denenselben alles, als Eigenthümlich heimfallen solle. Und gleichwie ich gesonnen bin, wo dieser mein unthgiger Vorschlag Bey Ew. Churfürstl. Drcht. ingress finden sollte, einen guten Theil des Jahrs auf der Mühlau zu sejouriniren, undt zu dem Ende das darauf stehende Wohnhaus für meinen Behuf repariren zu lassen, wordurch dann auch zugleich dem Schwelgen — undt prähen des dahiesigen Pöbels Vorgebogen. undt Viele unordnungen abgestellt werden würden; Als wolte ich auch alle Mühe — undt Kosten anwenden, diesen orth in solchschönen Standt zu setzen, daß Ew. Churfürstl. Drcht. hoffentl. ein Vollkommen ggtes Vergnügen — und Wohlgefallen darab Empfinden werden; Undt damit ich zum unterhalt des anzuschaffenden Viehes an Fütterung keinen mangel haben möge so wirdt nöthig seyn daß mir zugleich die auf der ganzen Mühlau — undt dem Niedergrundt befindlichen sämptliche Wiesen — undt übrig angebauetes Landt, umb den preis, wie es dermalen verpachtet ist, mit in den Bestandt ggst. Verleihen werde; wogegen die dermaligen Besizer sich umb so weniger zu beschweben befügt seyndt, als eines Theils die Mühlau cum appertinentijs ein eigenthümliches Gut von Ewer Churfürstl. Drcht. ist welches höchtdieselbe aus dero Cabinets Casa noviter acquiriret haben anderen Theils diese von Mir new zu etablirende Menagerie zum besten Ew. Churfürstl. Drcht. Selbst eigener Hofhaltung gereicht, indeme darvon die Churfürstl. Mündtküch mit Vortrefflichen Kalb- undt anderen fleisch, Koßbahnen Milchspeisen, obngemein guter Butter — undt allerhand gattung wohlschmeckender Käse versehen werden solle; die gemeine Rechte aber Klahr im Munde führen . . . (es folgen noch juristische Ausführungen) . . . Uebrigens überlasse lediglich Ew. Churfürstl. Drcht. ggster Disposition, auf was Conditiones höchst Dieselbe ferner diese admodiation mir zu Verleihen — undt den Pacht zu Determiniren geraden werden.

Der ich in Tiefstem Respect Verbarre Ew. Churfürstl. Drcht. Unthgig-Crew gebbster

Conte de Ceini.

Mannheim, den 15 9bris 1756.

Friedrich Daniel Bassermann als Mitglied des Mannheimer Theater-Komitees. Friedrich Daniel Bassermann wurde 1845 als Mitglied des Theaterkomitees gewählt. Eine Auslosung über die Amtsdauer der drei Komiteemitglieder hatte 1845 das Ergebnis, „daß Bürgermeister Jolly zuerst, d. h. zwei Jahre nach der am 17. August 1844 erfolgten Verpflichtung, folglich am 17. August 1846, Advokat Friedrich Esser zwei Jahre später, am 17. August 1848 und zuletzt Buchhändler F. D. Bassermann am 17. August 1850“ austreten sollte.

Im Aktenfaszikel XVII, 3, des Städt. Archives findet sich folgendes Schreiben F. D. Bassermanns an den Gemeinderat:

Wohlblölicher Gemeinderath der Stadt Mannheim!

Schon längere Zeit her habe ich eingesehen, daß ich abgehalten bin, das Amt eines Mitgliedes des Theater-Comitès nach Gebühr zu versehen. Meine fast fortdauernde Anwesenheit in Karlsruhe macht mir dies, wie jeder einseht, unmöglich. Und auch in den Zwischenzeiten u. nach beendigten Landtagen ist meine Wirksamkeit

an Theater sehr erschwert durch die Unbekanntschaft mit dem, was während meiner Abwesenheit vorgegangen, wie durch die Unmöglichkeit, das Interesse für die auf einem Landtage zu behandelnden Gegenstände sofort auf Theaterangelegenheiten zu übertragen.

Um ganz offen zu reden, verschweige ich nicht, daß es mir auch auf weitere Jahre unerträglich erscheint, die Zwischenzeiten von einem Landtage zum andern einer Beschäftigung zu widmen, die dem so gerechten Bedürfnisse nach Erholung, nach lang entbehrtem Familienleben u. auch Privatgeschäftsbetrieb dadurch so durchaus entgegen ist, daß sie, die Gedanken fortwährend in Anspruch nehmend, von allem Uebrigen abzieht u. es nöthig macht, daß man jeden Augenblick zu unmittelbarer persönlicher Thätigkeit bereit sei. Dazu kommt daß mein Herr Colleague Esser, dessen Verdienste um das Theater nicht genug gerühmt werden können, stets meine Zurückkunft abwarten muß, um eine auch ihm so nöthige jährliche Erholungsreise zu machen, u. der Herr Bürgermeister Jolly wegen seiner vielen anderweitigen Beschäftigung beim Theater nur wenig thätig sein kann, so daß also regelmäßig nach dem Schluß des Landtags die Uebernahme einer Last meiner wartet, die von den wenigsten richtig gewürdigt wird.

Die zwei Gründe, welche bisher mich davon abgehalten meine Entlassung zu nehmen, bestehen nicht mehr.

I. Erstens halte ich mir vorgenommen, jedenfalls so lange zu bleiben bis der Theaterbau¹⁾ gesichert sei. Hierzu fehlt nur noch eine thätige Verwendung in der Kammer, deren die Gemeinde obn- hin versichert ist.

II. Der Grund, aus welchem ich ursprünglich die Stelle übernommen ist durch den jetzigen Umschwung der Dinge weggefallen. Die Gegner einer bürgerlichen Verwaltung haben i. S. den Herrn Schmudert²⁾ voranlaßt abzutreten, in der Hoffnung, die Verwaltung einer der wichtigsten jüdtischen Anstalten den Händen der Bürger zu entwenden. Solche Hoffnungen aber können jetzt nicht mehr bestehen — sie wären allzu thöriat.

Jetzt wo der Bürgerfynn so lebendig geworden, wird sich unter Mannbeims Einwohnerschaft gern u. leicht ein Ersatzmann für mich finden u. am besten wird ihn H. Advocat Esser selbst vorschlagen — ich aber wolte und durfte mit der Niederlegung meines Amtes jetzt nicht länger zögern, wo die Aufgaben des Landtags in dem Maße angewachsen, daß der Zeitpunkt von deren Erledigung gar nicht abzusehen.

Indem ich mich der Hoffnung hingebe, daß meine Mitbürger unter gehöriger Würdigung der angeführten Gründe u. meines bisherigen Lebens den gegenwärtigen Schritt am wenigsten einer Unluß, meiner Vaterstadt zu dienen, zuschreiben, verbarre ich eines wohlblöblichen Gemeinderats ergebener

Karlsruhe, 15. März 1848.

F. D. Bassermann.

Auf der Rückseite des Briefes findet sich folgender Beschlus des Gemeinderats (Mannheim, den 21. März 1848):

„Wird die Erwählung eines anderen Comitè-Mitglieds in so lange ausgesetzt, bis man sich um die geeigneten Personen umgesehen hat.“

Für den gleichzeitig mit Bassermann ausscheidenden Bürgermeister Jolly und für Bassermann wurden im April 1848 Privatmann Carl Engelhorn und Obergerichtsadvokat Heinrich Weller als Ersatz gewählt.

Mannbeims Lage zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Am 6. April 1805 berichtete Dalberg dem neuen badischen Landesherren, daß die Stadterwaltung die Erhebung einer Holzabgabe vorschläge. Das hierauf bezügliche Schreiben der Stadterwaltung, unterschrieben und wohl auch verfaßt von dem hochverdienten Stadtdirektor Kupprecht, ist datiert 4. April 1805 und beginnt mit folgenden bemerkenswerten Neußerungen über die damalige Lage der Stadt (Akten Mannheim 2136 des Generallandesarchivs in Karlsruhe):

¹⁾ Gemeint ist der damals schon geplante Umbau des Theaters, der dann durch die Revolutionsereignisse eine Verzögerung erfuhr und erst 1855—1855 unter Leitung von Joseph Mühlendorfer durchgeführt wurde.

²⁾ Gemeinderat Conrad Schmudert wurde 1859 als Mitglied des Theaterkomitees erwählt; er ist 1841 ausgetreten.

„Von Unbeginn prägten die Gründer Mannheims den festen Entschluß tief in ihre Seelen, die durch huldreiche Unterstützung eines guten Fürsten begonnene neue Anlage ihrer Stadt nie wieder zu grunde gehen zu lassen. Ihre Nachfolger schätzten ihn für ihr vorzügliches Erbtheil und pflanzten ihn mutvoll fort, er wurzelte von Geschlecht zu Geschlecht tiefer, und noch nie — bis zum heutigen Tag — ward ein Unfall, wie niedrig er auch seyn mochte, vermögend sie darüber zu täuschen. Ihre Standhaftigkeit ist durch alle Arth von Zerstörungsversuchen geprüft, und durch Beispiele, deren ähnliche die Geschichte vielleicht keine aufzuweisen hat, beprobt. Viermal in einem (dem 17.) Jahrhundert und allemal im ersten Keime von eifersüchtigen oder rachgierigen Feinden zerstört, und bis auf den Grund in Asche gelegt, erhob der Patriotismus der ausgeplünderten Bürger durch beynahe an das unmögliche gränzende Aufopferungen sie wieder, und so erwuchs sie endlich zu dem Glanz und zu dem Rufe in Teutschland, deren Erlösung, durch die Unbilden des jüngst geendeten beyspielloßen Krieges ein Jeder biedere Teutscher Betrauert. — Nun liegt es zwar darnieder, — das seit nächst zweyhundert Jahren trotz beynahe unüberwindlichen Widerwärtigkeiten wunderbar erhaltene Mannheim, und die zeitgenossen werden an der Möglichkeit seines Wiederauflebens zweifeln; aber in den heutigen Bewohnern besteht noch der feste Entschluß ihrer Urahnen. — Nichts; selbst nicht die gänzliche Entschöpfung durch Kriegs Lasten; — nicht das voellige Stofen aller Gewerbe; nicht der ohne absehligen Baldig Rüdflus bestehende Geldmangel, kann uns zurüdschrecken von dem Bestreben dem Entschluß unserer VorEltern mit aller Bereitwilligkeit zu entsprechen: Und wie solten Wir durch ihre rühmliche Beharrlichkeit gereizet, durch ihre Beispiele des gelingens Versichert, und durch die Fortschritte der Geisteskultur mehr geeignet und besser geleitet, den Unterlaß vor der Nachwelt rechtfertigen können. —

Wir ergreifen vielmehr die durch den großmüthigen Vorgang unseres Huldvollsten Landesfürsten geöffnete Gelegenheit mit der heißesten Begierde, das ins Werk zu setzen, was Wir — dem verdienstlichen unserer Vorfahren durch Nachahmung uns würdig zu machen — längst sehnlichst gewünscht haben. . . .“

Es folgt nun in den weiteren Ausführungen der Vorschlag, eine Holzabgabe einzuführen.

Die Genehmigung der Holzsteuer erfolgte mit landesherrlicher Verfügung vom 25. April 1805.

Die Ernennung des badischen Ministers Frhr. von Berstett zum Ehrenbürger von Mannheim 1820. Hierüber enthält das Stadtratsprotokoll vom 3. Januar 1821 (Städt. Archiv) folgenden Eintrag:

Den Zustand des hiesigen Hoftheaters betreffend war auf die von dem städtischen Theatercommisnaire Obergerichts-Advokaten Eberjeweils anher geschickten Anzeigen, aus welchen besonders die günstigen Gesinnungen Sr. Erzellenz des Herrn Kabinetministers Frh. Reinhardt von Berstett für die hiesige Stadt zu entnehmen gewesen, der einstimmige Beschluß gefaßt worden, gedachtem Herrn Cabinets-Minister: als Beweis der diesseitigen dankbaren Anerkennung Ihrer thätigen Beiwirkung zur Aufrechterhaltung des der Stadt so wesentlich nützlichen Theaters das hiesige Bürgerrecht zu erteilen.

Es war auch demzufolge die Urkunde hierüber in folgenden terminis:

„Wir Oberbürgermeister, Stadtrath und gemeine Bürgerschaft der großherzoglich badischen Hauptstadt Mannheim beaufkünden hierdurch: daß wir Sr. Erzellenz dem großherzoglich badischen Kabinet-Minister Freiherrn Reinhardt von Berstett, in dankbarer Anerkennung Hochdero für unsere Stadt gezeugt und bethätigter günstiger Gesinnungen, das Bürgerrecht in unserer Gemeinde erteilt haben; zu weßen Beurkundung gegenwärtiger Bürgerbrief unter Verfüzung des größeren Siegels ausgefertigt wurde.

Mannheim, den December 1820.“

abgefaßt, von gesammtem Rathe unterzeichnet, und durch eine aus Herrn Oberbürgermeister Möhl und den Rathsherrn Gerhard und Mayer bestandenen Deputation, Sr. Erzellenz nach Karlsruhe

überbracht worden; welche Herren Deputirten nunmehr heute anzeigten: daß Se. Erzellenz die ihnen hierdurch bezeugte Aufmerksamkeit sehr günstig aufgenommen hätten.

Beschluß.

Wäre nunmehr von dem Geschehenen großherzogl. Stadtamte Anzeige zu erstatten mittels Berichts ten. seq.

Die Erhaltung des hiesigen Hoftheaters betr.

Gelegentlich der gepflogenen Verhandlungen wegen der zu Erhaltung des der Stadt so wesentlich nützlichen hiesigen Hoftheaters, vorzufehrenden Mittel; zeigten Sr. Erzellenz der Herr Kabinetminister Freiherr von Berstett, von deren Einwirkung hiebei ein großer Theil des günstigen Erfolges abhängt, besonders günstige Gesinnungen für unsere Stadt, die sich durch die geschehenen vorläufigen Anordnungen auch schon bethätigten.

Um unsere Dankbarkeit hiefür zu beurfunden, und zugleich uns des künftigen Wohlwollens Sr. Erzellenz zu versichern, haben wir daher Hochdemselben das Diplom eines Ehrenbürgers unserer Stadt unterthänigst überreicht, was auch sehr günstig aufgenommen wurde.

Hievon sollen wir nunmehr Einem großherzoglichen Stadtamte die gehorsamste Anzeige erstatten.

Fuhrleistungen für die Ueberfiedelung des Hofes nach Schwellingen 1752. Das Mannheimer Stadtratsprotokoll vom 18. Mai 1752 enthält folgenden Eintrag:

„Legebatur Rescriptum Sermi de dato 17. curi., vermög weßen, da Jhro Churfürstl. Dahlen sich ehister Tagen nach dero Sommer-Lußschloß Schwellingen zu begeben vorhabens seynd, und dan zu überführung deren allda benöthigt- von hier mitnehmenden Personen und Effecten nebst dero eigenen Pferden und wägen annoch mehrere führen erfordert werden; hingegen das oberambt Heydelberg samt denen nahe gelegenen ortschaften deren Oberämpteren Neustatt und Eadenburg dermahlen mit Verfertigung des neuen Schwellingener weegs beschäftigt seynd, so daß vor esjo diesen Oberambtsunterthanen die hergebung einiger führen nicht wohl zugemuthet werden mag; höchstdieselbe also zu dero hiesigen getreuen Bürgerschaft die gänzliche Zurericht hegen, selbige werde in gegenwärtigem Nothfall ohne sonst zu besorgende mindeste Bekrängung ihrer der Frohnsfreyheit halber hergebracht und gdit bestättigten Privilegien zu leistung diesmaliger Beyhülff sich willig verziehen, fort mit denen auf anweisung des Obrißi Stallmeister Ampts zu stellenden führen ohnfehlbar erscheinen, Stattrath also das weitere in zeiten zu veranstalten und beobachten zu lassen wißen werde.

resol. Herren Bürgermeistere hätten das nöthige zu besorgen.

Zeitschriften- und Bücherschau.

Speyerer Drude des 15. bis 17. Jahrhunderts Reichskammergerichtsliteratur. In der Frühgeschichte des Buchdruckes hat Speyer einen guten Namen. Speyerer Drude sind daher sehr gesucht. Auch Speyerer Drude des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders die Reichskammergerichtsliteratur, gehören zu Seltenheiten des Büchermarktes. Bis in die heutige Zeit hat bekanntlich das Reichskammergericht einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Prozeßwissenschaft und das für das ganze Reich einheitliche Prozeßrecht. Der im vergangenen Jahre verstorbene Ehrenvorsitzende des Historischen Vereins der Pfalz, Georg Berthold, hat im Laufe von 50 Jahren eine Sammlung von 180 Speyerer Druden, darunter auch einige Inkunabeln, zusammenbekommen. Die Sammlung wird durch das Antiquariat Ernst Carlebach in Heidelberg am 14. Mai 1930 versteigert. Ein Katalog über die Sammlung ist im Druck und wird nach Erscheinen an Interessenten gratis und franko versandt.

Drais von Saurbrunn. Das soeben erschienene 1. Heft des 5. Bandes der Deutschen Stammtafeln in Listenform, die die Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familien-geschichte E. V. in Leipzig herausgibt, bringt auf vier folioseiten eine bis in das 16. Jahrhundert zurückreichende Genealogie des elsässisch-rheinischen Geschlechts Drais von Saurbrunn. Da dieser 1883 im Mannesstamm erloschenen Familie auch der in Mannheims Geschichte unvergeßene Oberhofrichter Karl Fr. W. E. von Drais samt seinem unglücklichen Sohne, dem Fahrrad-Erfinder, zugehört, verdient das neue Heft das besondere Interesse unserer Mitglieder.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Fernruf: 29717 — Postcheckkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depositenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Mai 1930

Nr. 5

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertums Verein. — Vereinsveranstaltungen. — Die Grabdenkmäler der Trinitatiskirche in Mannheim. Von Prof. Hugo Drös. — Ein Entwurf Pigages für den Hofgarten in Stuttgart. Von Dr. Franz Hallbaum. — Kurpfälzische Handelsgesellschaften unter dem Kurfürsten Karl Theodor. Von Dr. Ludwig Ziehner. — Der Bettler vom Schloßgarten. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Den Mitgliedern wird empfohlen, die Hefte der „Mannheimer Geschichtsblätter“ sorgfältig zu sammeln und einbinden zu lassen. Die gesammelten Jahrgänge unserer Zeitschrift stellen bei der Fülle der geschichtlich wertvollen Nachrichten, die darin abgedruckt sind, ein für die Geschichte Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz überaus wichtiges Nachschlagewerk dar. Schon jetzt sind vollständige Exemplare dieser Zeitschrift ein gesuchter Gegenstand des Buch-Antiquariats. — Adressenänderungen sind der Geschäftsstelle, Schloß r. Flügel, Telephon 29717, mitzuteilen. Reklamationen wegen Nichtempfangs einer Nummer sind zunächst an die Post (Briefträger) zu richten. — Wir machen nochmals auf die den Vereinsmitgliedern zustehende Vergünstigung für den Bezug von Familien-Dauerkarten zum Besuch des Schloßmuseums aufmerksam. Die bis 31. März 1931 gültigen Jahreskarten kosten 3.— RMk. und sind in der Geschäftsstelle erhältlich. Bestellungen werden auch an der Kasse des Schloßmuseums entgegengenommen.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Schöffel, Dr. iur. Walter, Böcklinstraße 77.
Heidelberg: Landfried, Otto, Oberstleutnant a. D., Landfriedstr. 5.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Bumiller, Frau Eugenie.
Morgenroth, Ignaz.

Vereinsveranstaltungen.

Am 14. Mai veranstaltete der Altertumsverein im Rittersaale des Mannheimer Schlosses einen Mozartabend. Wir geben hier den Bericht der „Neuen Mannheimer Zeitung“ wieder:

„Ueberreich sind Mozarts Beziehungen zu Mannheim. Man weiß, warum sich der auf wenige Wochen veranschlagte Aufenthalt des jungen Meisters im Jahre 1777 auf Monate ausdehnte — zarte Bande fesselten ihn an die Residenz Karl Theodors —, bis ener-

gische Vorstellungen des Vaters ihn zur Weiterreise bewegen. Auch künstlerisch hat Mozart der kurfürstlichen Kapelle außerordentlich viel zu verdanken und es sind gerade in letzter Zeit, nachdem die Werke der Mannheimer Meister wenigstens teilweise in praktischen Neuauflagen zugänglich gemacht wurden, sehr eingehende Untersuchungen über den Einfluß der Mannheimer Komponisten auf Mozart angestellt worden, die nicht nur lokalgeschichtliches Interesse beanspruchen, sondern für die Musikgeschichte überhaupt von größter Bedeutung sind.

So war es ein sehr glücklicher Gedanke, an der Stätte, die Mozart mit hochgespannten Erwartungen betrat — er hoffte eine Anstellung am Hofe Karl Theodors zu finden —, Werke des Meisters, darunter solche, die deutliche Beziehungen zu Mannheim aufweisen, aufzuführen. Der Rittersaal bot einen Rahmen, der wie nur wenige Räume geeignet ist, die Erinnerung an längst verflossene Zeiten heraufzubeschwören.

Die Anregung war auf fruchtbaren Boden gefallen. Mozarts Kammermusik, in vollendeter Weise vorgeführt von den Mitgliedern unserer heimischen Quartettvereinigung (die Herren Konzertmeister Kergl, Conradi, Neumaier und Müller) bildete das Anfangs- und Schlußstück der Vortragsfolge. Ein Divertimento für Streichtrio, jene lose Zusammenstellung mehrerer Sätze, in der auch Tänze die Aufnahme gestattet war, gab den Auftakt. Es war ein sehr gewichtiges Divertimento, sorgfältig ausgeführt in allen seinen Sätzen und weit entfernt vom Begriff der bloßen Unterhaltungsmusik, wie ihn der Fachausdruck ursprünglich verheißt. Von hier aus war es nur ein kleiner Schritt zum ernstesten Streichquartett in C-Dur mit seinem in tiefster Stunde konzipierten Andante cantabile, das mit seinem Gedankenreichtum weit in die Zukunft weist.

Den Mittelteil nahmen selten zu hörende Gesänge von Mozart ein, zunächst eine ausgeführte (Solo-) Kantate aus dem Jahre 1791, die nicht nur zeitlich, sondern auch thematisch in nächster Nähe der „Zauberflöte“ steht. Für eine junge Dame der Familie Wendling, bei der Mozart zu Beginn seines Mannheimer Aufenthaltes viel verkehrte, hatte der 21jährige Meister eine reizende Ariette auf französischen Text komponiert. Auch Lieder aus späteren Jahren standen auf dem Programm, das sich Frau Adele Stoll-Deegen zum Vortrag ausersehen hatte. Neben vorzüglicher Schulung brachte die Sängerin vor allem eine wichtige Eigenschaft mit, die gerade für Mozarts Lyrik unerlässlich ist: die Befähigung zu ungeschminktem, nicht übertriebenem Vortrag und deutliche Aussprache.

So war der Abend, der unter der Regide des Mannheimer Altertumsvereins stand, in allen Teilen sehr erfreulich und anregend verlaufen.

Es erübrigt nur noch, den Beteiligten den Dank für ihre Mitwirkung auszusprechen. Vor allem verdient ein Sonderlob unser unermüdetes Kergl-Quartett mit den vier Künstlern, den Herren Max Kergl, Bernhard Conradi, Franz Neumaier und Karl Müller. Ferner Frä. Stephanie Pellissier für ihre geschmackvolle feinsinnige Begleitung der Gesänge am Flügel. Der Sängerin wurde schon lobend gedacht. Die Veranstaltung stellt durch die tadellose Vorbereitung dem Mannheimer Altertumsverein das beste Zeugnis aus.“

Dr. Chr.

Die Grabdenkmäler der Trinitatiskirche in Mannheim.

Von Professor Hugo Drös.

Wenn ich bei der Besprechung der Grabdenkmäler in der Unteren Pfarrei und der sechs Grabdenkmäler aus der ehemaligen Nonnenkirche in Mannheim (vgl. Mannheimer Geschichtsblätter 1921, 1922 und 1923) sagte, daß einige künstlerisch wertvolle Grabsteine in einem sehr weit fortgeschrittenen Zustand der Verwitterung sich befinden, so gilt dies auch für einige Grabsteine, die sich im Hofe der Trinitatiskirche befinden. Leider ist ein Grabstein bereits so zerstört, daß die Inschrift vollkommen abgeblättert ist. Im ganzen sind 13 Grabdenkmäler in der Kirche, und zwar 5 im Innern und 8 im Hofe der Kirche. Wir beginnen mit den Denkmälern im Innern.

1. Grabstein der Gräfin Margaretha Gertrud von Schaumburg-Lippe geb. Gräfin von Oeynhausen, † 1726.

Das Grabmal, das sich über der Tür zur Sakristei befindet, ist ein Wandepithaph von einfacher Gestaltung. Die Bekrönung der Schrifttafel ist nach oben mit einem profilierten Segmentbogen abgeschlossen, der nach unten in Doluten mit halben Palmetten ausgeht. Die Konsole der Schrifttafel wird von einer geflügelten Maske gebildet, die, auf einer Draperie liegend, einen schmerzlich traurigen Ausdruck zeigt. Unterhalb der Maske sitzt ein Frosch, der wohl als Amphibium diesseitiges und jenseitiges Leben anzeigen soll. Der Wurm im rechten Auge hat wohl auch symbolische Bedeutung, vielleicht die alles verzehrende Zeit. Die Flügel zu beiden Seiten deuten auf das Jenseits. Die Inschrift, deren erste Zeile verderbt und unleserlich ist, in lateinischer Schrift lautet:

Vera et Sincera Amica
Fidelis et tenera Coniux
Virtus Ipsa
Hic Quiescit
Sta Lector
Talemque Fuisse Scito

MARGARETHAM GERTRUDEM COMITEM OEYNHAUSIANAM ALBERTI Comitis Schaumburgo Lippsiaci et Sternbergensis Uxorem Lectissimam Dignissimamque Foeminam

Sui Aevi venustissimam
Sui Sexus Ornamentum

Duorum Filiorum Mater In Optimo Aetatis Flore

VI Id. Aprilis MDCCXXVI
Mannhemii obiit

Uti omnibus Chara ita
Ab omnibus Deplorata

Moestissimo Marito Cuius In Deliciis Fuit Aeternum Sui Desiderium Relinquens Tristes Exuviae In hac Aede Depositae Donec avito Comitum Schaumburgico-Lippiacorum tumulo Condi et Amantissimi Mariti ossibus adiungi Tandem possunt qui has Amoris conunbialis Tesseris Justissimique Doloris Monumentum Praesens Apponi Curavit.

Auf Deutsch: „... Eine wahre und aufrichtige Freundin, eine treue und liebe Gattin, die Tugend selbst liegt hier. Halt, Leser! Wisse, so ist gewesen Margaretha Gertrud des Grafen Albert von Schaumburg-Lippe und Sternberg ausgezeichnete Gattin, geborene Gräfin von Oeynhausen. Sie war die würdigste der Frauen, die liebenswürdigste ihrer Zeit, eine Zierde ihres Geschlechts, Mutter von zwei Söhnen. In der schönsten Blüte ihres Lebens starb sie zu Mannheim am 8. April 1726. Wie sie allen teuer war, so wurde sie auch von allen beweint. Ihrem Gatten, dessen Wonne sie war, ließ sie ewiges Heimweh nach ihr zurück. Beigesetzt

wurde sie in dieser Kirche, bis sie in der Familiengruft der Grafen von Schaumburg-Lippe geborgen und mit den Gebeinen ihres geliebten Gatten vereint werden kann, der dieses Zeichen ehelicher Liebe und Denkmal aufrichtigen Schmerzes hier setzen ließ.“

Margaretha Gertrud war die Tochter des Grafen Raban Christoph von Oeynhausen und der Sophie Juliane von der Schulenburg. Ueber das Geschlecht der Familie von Oeynhausen vergleiche man die „Geschichte des Geschlechtes von Oeynhausen“ von Julius Graf von Oeynhausen I. und II. Teil. Diese beiden Teile enthalten nur Regesten und Urkunden. Die beabsichtigte Herausgabe eines dritten Teiles wurde durch den Tod des Verfassers vereitelt. Margaretha Gertrud entstammte der gräflichen Linie. Ihr Vater Rabe Christoph, Großbritannischer und Kur-Hannoverscher Oberforst- und Jägermeister, wurde durch Kaiser Karl VI. im Jahre 1722 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben. Die Stammeltern der gräflichen Linie sind Rab Arnd von Oeynhausen, geboren 1571, gestorben 1626, und dessen Gemahlin Gertrud, Tochter des Siegfried und der Anna von Falkenberg, gestorben 1638.

Ueber die Persönlichkeit der Margaretha Gertrud werden wir am besten unterrichtet durch einige Stellen aus dem Testament des Grafen Albrecht, welches im fürstlichen Archiv zu Bückeberg unter der Korrespondenz des Grafen vom Jahre 1726 ruht. Der einzige Wunsch, sagt er, den er für sich selbst in diesem letzten Willen ausspreche, sei der, daß man seinen Leichnam in dem gleichen Grabe mit seiner heißgeliebten Gattin beisetze, die das ganze Glück seines Lebens gewesen sei. Ferner wünsche er vor allem, daß seine Söhne sich stets der Tugenden ihrer Mutter erinnern sollten, daß sie sich wert machen, die Kinder einer solchen Mutter zu sein. Sie sollen sich erinnern, daß der Mutter ganzes Leben ein Vorbild der Rechenhaft, der christlichen Moral und der Tugend war, daß sie das beste Herz und die edelste Seele war, die Gott je einem Menschen gegeben hat.

Aus der sehr glücklichen, leider nur fünfjährigen Ehe entsprossen zwei Söhne: 1. der am 4. Oktober 1722 geborene und im Jahre 1742 verstorbene Sohn Georg und der am 9. Januar 1724 geborene und am 10. September 1777 verstorbene Graf Wilhelm, der als Freund Herders, Thomas Abbt und Gleims bekannt geworden ist¹⁾.

Wer sich über das Leben und die Bedeutung des Grafen Albrecht von Schaumburg-Lippe in größerem Ausmaße unterrichten will, der greife zu dem trefflichen Aufsatz von Ludwig Keller: „Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe und die Anfänge des Maurerbundes in England, Holland und Deutschland.“ Für unsere Zwecke sei im Anschluß an dieses Buch kurz folgendes gesagt: Albrecht Wolfgang wurde am 27. April 1699 als Sohn des Grafen Friedrich Christian und der Johanna Sophie, Tochter des Grafen Friedrich von Hohenlohe-Langenburg geboren. Getrübt wurde die Jugend des Grafen Albrecht durch die Zerwürfnisse zwischen seinem Vater und seiner Mutter, die im Jahre 1702 zu einer dauernden Trennung der Ehegatten führten. Die Gräfin verließ mit ihren beiden jungen Söhnen Bückeberg und lebte bis zum Tode ihres Mannes unter schwierigen Verhältnissen an verschiedenen Fürstenhöfen, besonders am Hofe des Kurfürsten von Hannover. Als im Jahre 1714 der damalige Kurfürst von Hannover, Georg Ludwig, als Georg I. den englischen Thron bestieg, folgte Albrechts Mutter dem Hofe nach London. Auf Anordnung des Vaters, des Grafen Friedrich Christian, der sehr nahe Fühlung mit katholischen Kreisen genommen hatte, mußte die Mutter ihre jungen Söhne an den Hof nach Wolfenbüttel schicken. Der Vater versuchte nun seine Söhne zum katholischen Glauben zu zwingen. Als er auf Widerstand stieß, verweigerte er die Zahlung der Unterhaltungskosten für

¹⁾ Vgl. Straß von Weissenbach, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, Bückeberg 1889.

seine Kinder. Daraufhin ergriffen die jungen Grafen im Mai 1718 die Flucht und gingen zunächst nach Hannover und von da in die Niederlande, wo sie auf Anordnung des Königs Georg in Utrecht ein Unterkommen fanden. Von den Niederlanden ging Albrecht zunächst nach Paris und von da nach London an den Hof König Georgs. September 1721 heiratete Graf Albrecht Margaretha Gertrud.

Graf Albrecht, der ein reges Interesse für Literatur, Musik und exakte Wissenschaft hatte, trat in London in nähere Beziehung zu dem Freunde und Schüler Newtons Dr. Theophile Desaguliers. Durch diesen Gelehrten, der der Vater der Großloge von London genannt werden darf, beeinflusst, trat Albrecht in die Society of Free-Masons, in eine Freimaurerloge ein. In der Mitgliederliste der Loge erscheint Albrecht seit 1725. Er hatte sich allmählich am englischen Hofe eine sehr geachtete Stellung erworben. Aber auch am preußischen Hofe war dieser Albrecht beliebt. Im Jahre 1723 verlieh ihm König Friedrich Wilhelm I. von Preußen seinen hohen Orden vom Schwarzen Adler und im Januar 1724 übernahm er Patenstelle bei dem am 9. Jan. 1724 geborenen zweiten Sohn, dem Grafen Friedrich Wilhelm Ernst.

1724 wurde er im Auftrag des englischen Königs nach Mannheim an den kurpfälzischen Hof geschickt, um den am Rhein schwer verfolgten Reformierten Hilfe zu bringen. Zwei Jahre später wurde er in ähnlichen Angelegenheiten nach Mannheim entsandt. Bei dieser Mission verlor er seine treu geliebte Gattin.

Gründe, die sich heute nicht mehr klar erkennen lassen, bestimmten den Grafen, im Jahre 1727 in den Niederlanden Kriegsdienste zu suchen, wo er erst Oberst, dann General wurde. Aus erhaltenen Briefen geht hervor, daß er in den Niederlanden großen Einfluß besessen haben muß.

Im Jahre 1730 ging Graf Albrecht eine neue Ehe ein mit Charlotte Friederike, ältere Schwester des Grafen Friedrich Wilhelm von Nassau, Witwe des im Jahre 1728 verstorbenen Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau.

Bereits im Jahre 1728 war eine entscheidende Wendung im Leben des Grafen durch den Tod seines Vaters eingetreten, wodurch er zum souveränen Fürsten eines zwar kleinen, aber gesegneten Landes wurde. Die nächsten Jahre waren damit ausgefüllt, sein durch starke Mißwirtschaft arg zerrüttetes Land in bessere Verhältnisse zu bringen.

Das Jahr 1738 sollte für das deutsche Logenleben von besonderer Bedeutung werden. Auf einer Reise, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich, des nachmaligen großen Friedrichs, in die Niederlande machte, war der König unterwegs Gast des Grafen Albrecht. Bei der Tafel bekannte sich Albrecht offen als Maurer, als sich der König abfällig über die Logen äußerte. Dieses mutige Eintreten für die Logensache veranlaßte den jungen Kronprinzen, sich an den Grafen zu wenden, um in eine Loge aufgenommen zu werden. Durch Vermittlung des Grafen wurde noch im selben Jahre, am 15. August 1738, der Kronprinz Logenmitglied.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in Mannheim vielleicht die älteste deutsche Freimaurerloge war. Schon am 21. Oktober 1737 verbot Kurfürst Karl Philipp allen in Zivil- und Militärdienst stehenden Personen, der Bruderschaft der francs-maçons anzugehören. Das Dekret, das sämtlichen Oberämtern und den drei Hauptstädten des Kurfürstentums bekanntgegeben wurde, lautete: „Nachdem Ihre Kurfürstliche Durchlaucht aus sicheren diesbezüglichen hierzu bewandten Ursachen gnädigst verordnet haben und ernstlich wollen, daß keine von denen in Dero Civil- und Militärdiensten stehenden Personen ohne Unterschied der Geburt und des Ranges in die sogenannte Bruderschaft „des francs-maçons“ eintreten, mithin derjenige, welcher diesem

ernsthafte Kurfürstl. Verbote entgegen handeln wird, seiner obhabenden Diensten ohne einiges Einsehen ohnfehlbar entsetzt werden solle; also hat Dero Kurfürstl. Regierung sich nicht nur demgemäß gehorsamt zu betragen, sondern es auch den übrigen Dicastriis zur gleichmäßiger schuldigster Nachachtung fort in hiesigen Landen mittels auf willkürliche Straf gerichteter generalien bekannt zu machen.“ (Vgl. Schwarz: Geschichte der gerechten und vollkommenen St. Johannis-Loge „Karl zur Eintracht“ in Mannheim.)

Im Jahre 1748 starb Graf Albrecht. Ein bedeutender deutscher Fürst, ein großer Mensch hatte seine Augen geschlossen.

2. Grabmal des Pfalzgrafen Johann von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Gelnhausen, † 1780, und seines Sohnes Johann Karl Ludwig, † 1789.

Das Grabdenkmal der letzten Anhänger des lutherischen Bekenntnisses im Wittelsbachischen Fürstenhaus ist bereits in den Mannheimer Geschichtsblättern X, Sp. 81 ff. von Friedrich Walter ausführlich behandelt. Es erübrigt sich daher, im Anschluß an diesen Aufsatz kurz folgendes festzuhalten: Auf einem Sockel aus Sandstein befindet sich die marmorne Schrifttafel. Der Sockel ist bekrönt von einer abgestumpften Pyramide. Auf dem Gesims der Inschriftplatte ist der hermelingeputzte, mit Franzen versehene Fürstenmantel in der üblichen Drapierung aufgelegt. Die beiden Enden hängen auf den beiden Seiten über, die Schrift-



Grabmal des Pfalzgrafen Johann von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Gelnhausen, † 1780, und seines Sohnes Johann Karl Ludwig, † 1789.

tafel umrahmend. Auf dem Mantel ruht die Fürstenkrone mit einem Marschallstab, auf der anderen Seite ein Helm und ein Schwert. Dazwischen ist, mit einer Fürstenkrone geziert, in einem ovalen Schild das pfalz-zweibrückische

Wappen (Löwe und Rauten). Die Inschrift in lateinischer Majuskel lautet:

HOC SUB TYMBO
DUCIBUS PALATINO—BIRCKENFELDENSIBUS SACRO
IACENT
SERENISSIMI PRINCIPES AC DOMINI
D. IOANNES
COM. PALAT. RHE. BAVARIAE DUX &c. &c.
NAT. XXIV. MAI. MDCXCVIII. DENAT. X. FEBR. MDCCLXXX
ET
D. IOAN. CAROLUS LUDOV.
COM. PALAT. RHE. BAVARIAE DUX. &c. &c.
NAT. XVIII. SEPT. MDCCXLV DENAT. XXX. MART
MDCCLXXXIX
POSUIT SUPERSTES FILIUS FRATER
MDCXC.

Auf Deutsch: „Unter diesem den Herzögen von Pfalz-Birkenfeld geweihten Grabmal liegen die durchlauchtigsten Fürsten und Herren Johann, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern etc., geboren am 24. Mai 1698, gestorben am 10. Februar 1780, und Johann Karl Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern etc., geboren 18. September 1745, gestorben 30. März 1789. Das Denkmal hat der überlebende Sohn und Bruder im Jahre 1790 gesetzt.“

Johann von Birkenfeld-Gelnhausen war im Jahre 1698 als Sohn des Stifters der Linie Gelnhausen, des Pfalzgrafen Johann Karl (1638—1704) und der Esther Maria geb. Freiin von Witzleben geboren. Er war vermählt mit der Wildgräfin Sophie Charlotte von Daun-Kyrburg. Johann von Birkenfeld-Gelnhausen war kurpfälzischer Generalfeldzeugmeister und Oberstinhaber des nach ihm benannten Infanterieregiments Birkenfeld, ferner Präsident des vom Kurfürsten Karl Theodor gebildeten Kriegsrates und Mitglied der Geheimen Kriegskonferenz. Der Eintrag im Beerdigungsbuch der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Mannheim lautet: „S. Hochfürstliche Durchlaucht, Herr Johann, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern, Graf zu Doldenz und Sponheim pp. Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalz Generalfeldzeugmeister, des Kurpfälzischen St. Huberts und Löwen Ordens Ritter, sind den 10. Febr. Abends nach 8 Uhr gestorben und den 12. einsd. Abends nach 8 Uhr in unserer Kirche, in der Gruft hinter dem Altar, in der Stille beigesetzt worden. Alter: 82 Jahre.“

Sein Sohn Johann Karl Ludwig stand als Generalmajor in k. k. Diensten. Das Grabdenkmal wurde errichtet von dem Bruder Wilhelm, der 1769 zum katholischen Bekenntnis übertrat und in kurpfälzische Dienste trat.

3. Gedenktafel für Karl Benjamin Eist, † 1801.

Auch dieses Denkmal ist bereits in den „Mannheimer Geschichtsblätter“ IX, Sp. 223 ff. eingehend behandelt. Das Denkmal, das sich an der zweiten Säule links der Kanzel befindet, ist eine Arbeit des Bildhauers Simon Peter Lamine²⁾. Der Sockel enthält die Inschrifttafel. Darüber hält ein Genius mit umgekehrter Fackel das von einer Draperie umgebene Reliefbildnis Eists. An die Draperie ist links das Evangelienbuch angelehnt. Die Inschrift lautet:

DENKMAL

DER ÖFFENTLICHEN VEREHRUNG U. DANKBARKEIT
DEM VERDIENSTVOLLEN KURPFAELZ. AELTESTEN
CONSIST. RATH U. ERSTEN PFARRER DAHIER

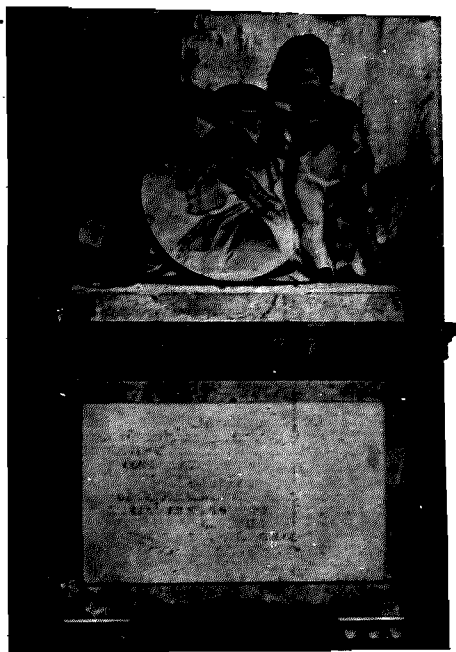
KARL BENIAMIN LIST

GEB. V. FEBR. MDCCXXV. GEST. XVI. IAN. MDCCCI
IM XLIV IAHR SEINES HIESIGEN PREDIGTAMTS
GEWIDMET

VON DER EVANGEL. LUTH. GEMEINE
UND ERRICHTET XV. NOV. MDCCCI

²⁾ Lamine wurde 1795 Nachfolger von Vereschaffelt in der Direction der Zeichnungsakademie.

Karl Benjamin Eist³⁾ wurde am 5. Februar 1725 in Mannheim geboren als Sohn des kurpfälzischen Konsistorialrats und ersten lutherischen Pfarrers Conrad Dietrich Eist⁴⁾ und der Juliane Christina geb. Fahlmer⁵⁾. Im sechsten Jahre



Gedenktafel für Karl Benjamin Eist, † 1801.

verlor er seinen Vater. Zwischen den Jahren 1743 und 1747 studierte er in Jena und Straßburg. Während seiner Straßburger Studienzeit weilte er im Hause seines Onkels Johann Dietrich Fahlmer. Zur Erlernung der französischen Sprache ging er im folgenden Jahre nach der französischen Schweiz. Im Jahre 1749 wurde er Lehrer der Söhne des Grafen Georg August von Erbach-Schönberg. 1753 kam er als Pfarrer nach Dielbrunn. Am 29. Januar 1754 vermählte er sich mit Juliana Margaretha Noscovius, der Tochter des Gräflich Erbachischen Pfarrers zu Reichelsheim. 1757 erhielt er die dritte Pfarrstelle zu Mannheim. Durch den Tod des ersten und zweiten Pfarrers wurde er unvermutet 1758 erster Pfarrer. Im selben Jahre wurde er zum Konsistorialrat ernannt. Im Jahre 1801 starb er im hohen Alter, überlebt von seiner Gattin, mit der er in 47jähriger glücklicher Ehe vereint war, und einer Tochter. Sechs Kinder, darunter ein Sohn, der Arzt war, gingen ihm im Tode voran. Ein treffliches Bild seiner überragenden Persönlichkeit schuf der kurfürstlich pfälzische Konsistorialrat in Heidelberg Christian Theodor Wolf, in seiner Gedächtnispredigt, die er bei Aufstellung des Denkmals hielt. Eist war ein trefflicher Seelsorger, ein geistreicher Prediger, ein gelehrter Forscher.

4. Grabstein des Conrad zur Aiden, † 1773.

Das Epitaph ist links neben dem Haupteingang angebracht. Der obere Teil des Grabdenkmals ist eine rechteckige Tafel mit folgendem Relief: In der Mitte ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der in beiden Fängen eine Tafel hält, auf der ein Askulapstab sich befindet. Im Schnabel hält er ein Band, das Frucht- und Blütenranken umschlingt, rechts und links je ein schwebender Putto. Auf der Platte darunter folgende Inschrift:

³⁾ Vgl. die Selbstbiographie in seiner „Geschichte der Evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Mannheim“. 1767. S. 237 ff.

⁴⁾ Vgl. Eist: a. a. O. S. 188 ff.

⁵⁾ Ueber die genealogischen Beziehungen der Familien Eist, Fahlmer und Tobias Köffler vgl. Mannh. Gesch.-Bl. VI, Sp. 145.

CONRAD ZUR NIDEN
VON
MANNHEIM
GEB: IN ISERLOHN 1701
GEST: IN WISBADEN
1773

Umrahmt ist die Schrift von einem Eichenkranz, dessen Enden auf den Seiten herunterhängen. Darunter eine Schrifttafel mit folgender Spruchinschrift:

WO EWIGER FRIEDE RUHT
DES TODES SANFTER GEFAHRTE
WO HINSINKET ALL UNSRES
LEBENS BEGINNEN
AUF DER UMSCHLEUERTEN
EWIGKEIT FUS
BOG ALLMAECHTIG GOTT DER
STERBLICHKEIT RING EIN
UND SCHLOSS IHN MIT EIGENER HAND
SCHWINGE DICH AUF ZUM
HIMMEL UNSTERBLICHE SEELE
DEINE IRDISCHE HÜLLE ZERFAELT

Unter der Inschrift ein mensähnlicher Untersatz.

Daß Conrad zur Niden Kaufmann in Mannheim war, ersehen wir aus folgendem Eintrag im Zivilstandesregister der Evangelischen Kirchengemeinde Wiesbaden: „Conrad zur Niden ein Kaufmann von Mannheim lutherischer Religion eines Alters 73 Jahre ein Monat und zwei Tag gestorben am 18. März 1773.“

Weiteres konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

5. Grabdenkmal der A. M. C. Schwan, † 1781.

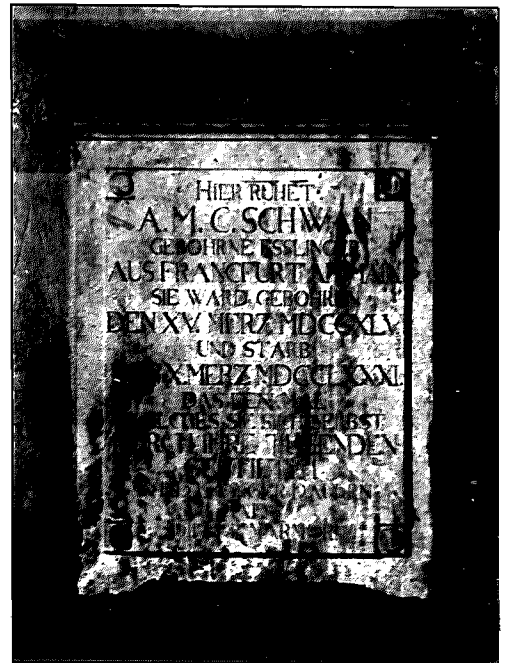
Das Grabdenkmal ist links neben dem Haupteingang in die Wand eingelassen. Es ist ein einfach profiliertes Wandepitaph. Die Inschrift in lateinischer Majuskel lautet:

HIER RUHET
A. M. C. SCHWAN
GEBOHRNE ESSLINGER
AUS FRANKFURT AM MAIN
SIE WARD GEBOHRN
DEN XV. MERZ MDCCXLV
UND STARB
DEN X. MERZ MDCCLXXXI
DAS DENKMAL
WELCHES SIE SICH SELBST
DURCH IHRE TUGENDEN
GESTIFTET
WIRD LAENGER DAUERN
ALS
DIESER MARMOR

Anna Margaretha Katharina Schwan war am 25. März 1745 in Frankfurt a. M. als Tochter des dortigen Buchhändlers Ehlinger geboren. Am 16. August 1765 verheiratete sie sich mit C. F. Schwan. Dieser übernahm am 25. September 1765 die Filialbuchhandlung seines Schwiegervaters. Frau Schwan starb nach kaum 15jähriger Ehe am 10. März 1781. Daß sie eine äußerst tüchtige Hausfrau und liebevolle Mutter war, bezeugt uns Schwans Freund, der auch als Geschichtsschreiber bekannte degensfeldische Hofrat Kasper⁶⁾. Bekannt wurde ihre Tochter Margaretha Schwan durch ihr Liebesverhältnis zu Schiller. Darüber hat uns Armand Baumann in seinem Aufsatz: „Schillers Freundinnen in Mannheim“ in den Mannheimer Geschichtsblättern VI, Sp. 103 ff. ausführlich berichtet. Diese Margaretha Schwan heiratete später den Heilbronner Advokaten Karl Friedrich Trefz.

⁶⁾ Vgl. Mannheimer Geschichtsblätter VI, Sp. 141 f.

Nach kurzer Ehe starb Margaretha. Der Eintrag im Totenbuch des Evangelischen Kirchenregisteramts Heilbronn lautet: Den 7. Januar 1796 abends zwischen 6 und 7 Uhr starb an einer mit Wasserjucht verbundenen zu frühen Ent-



Grabdenkmal der A. M. C. Schwan, † 1781.

bindung: Frau Anna Margaretha Trefz, geboren zu Mannheim den 27. August 1766. Eltern: Herr Christian Friedrich Schwan, Curpfälzischer Hof-Cammerat und Hof-Buchhändler und Frau geb. Ehlingerin aus Frankfurt. Verheiratet 1795 den 16. Juli an Herrn Karl Friedrich Trefz, Advocaten alhier, hinterläßt zwei Kinder. Alt 29 Jahr 7 Monat.“

Folgende Grabdenkmäler sind im Hofe der Kirche:

6. Das Grabdenkmal der Frau Carolina Maria Friderica von Bock, † 1768.

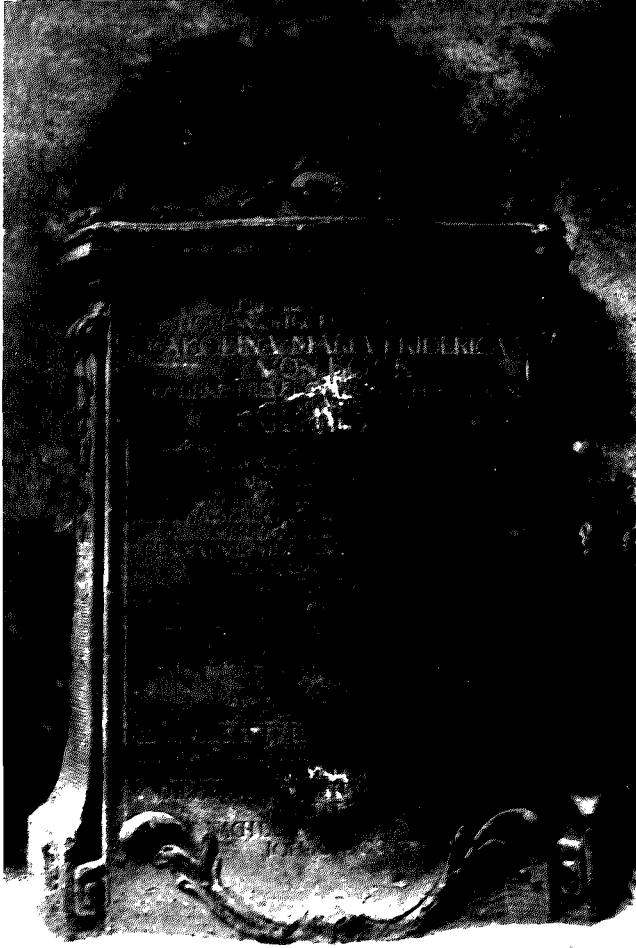
Das Grabmal ist ein einfaches profiliertes Wandepitaph, dessen Platte ganz mit Schrift gefüllt ist, die unten mit Blattornament abgeschlossen ist. Der profilierte Sturz ist überkrönt von zwei Wappen, zwischen denen ein Totenkopf liegt, Gehänge halten die Wappen zusammen.

Die Inschrift in lateinischer Majuskel lautet:

DIE REICHS FREY
HOCHWOHLGEBOHRNE FRAV
CAROLINA MARIA FRIDERICA
VON BOCK
GEBOHRNE FREYFRAU VON GEISPITZHEIM
IST GEBOHRN ZV MÜNSTER AM DONNERSBERG
DEN XIX. IVL. MDCCXXVII
VERMAEHLTE SICH ZVM ERSTEN MAHL
DEN XIII. MART. MDCCCL
MIT DEM HOCHWOHLGEBOHRNEN FREYHERRN
HIERONIMVS GEORG VON HOLTZHAVSEN
IHRO KAISERL. KOENIGL. MAI. CAMMERHERRN
TRATT NACH DESSEN
DEN XX. IVL. MDCCCLV ERFOLGTEN TODE
DEN XXIV. OCT. MDCCCLVI
IN DIE ZWEYTE EHE
MIT DEM HOCHWOHLGEBOHRNEN FREYHERRN
ALEXANDER WOLFFGANG VON BOCK
OBERSTWACHTMEISTER VON IHRO CHVRF. DVRCHL.
ZV PFALTZ HOCHLOEBL. LEIBREGIMENT
VND IST
DEN V. MAI MDCCCLXVIII
IN CHRISTO SELIG ENTSCHLAFEN

SIE HINTERLASSET EINEN SCHMERTZL. BETRVBTEN
HERRN WITWER II HERREN SÖHNE VND I FRAVLEIN
TOCHTER ERSTER VND III HERREN SÖHNE
VND II FRAVL. TOECHTER ZWEYTER EHE
VND LEBET
NACH DER VERHEISUNG CHRISTI
IOH. XI. XXV.

Aus der Inschrift ersehen wir, daß Carolina Maria
Friderica von Bock geb. von Geispitzheim am 19. Juli 1727
zu Münster am Donnersberg geboren wurde. In erster Ehe



Grabmal der Frau Carolina Maria Friderica von Bock, † 1768.

war sie mit Hieronymus Georg von Holzhausen verheiratet
und in zweiter Ehe mit Freiherrn Alexander Wolfgang von
Bock.

Ueber die Familie von Bock konnte ich auf Grund von
mir vorliegenden Briefen eines Mitglieds der Familie, der
eifrige Nachforschungen über seine Vorfahren anstellte, und
auf Grund von Auszügen aus dem Tauf-, Ehe- und Toten-
buch der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Mannheim
folgendes feststellen: Wolf Friedrich von Bock, geboren am
11. April 1690 in Goschütz, Kreis Wartenberg, entstammte
einer schlesischen Familie von Bock, die einen roten Hirsch
im silbernen Schilde als Wappen führte. Er war verheiratet
mit Anna Magdalena geb. Blum aus Basel, geboren 12. April
1699. Er war zuletzt Oberst und Kommandant eines Garde-
regiments zu Fuß. Aus dieser Ehe entsprossen folgende
Kinder: 1. Anna Benedicta Katharina von Bock, geboren
20. Nov. 1729, gestorben 22. Juli 1742; 2. Alexander Bern-
hard Christian Wolfgang von Bock, geboren 20. Mai 1731,
gestorben 19. Dezember 1772; 3. Philipp Jakob Anton von
Bock, geboren 16. Mai 1733, gestorben 10. Juli 1734. Am
3. April 1758 starb Wolf Friedrich von Bock. Der dies-
bezügliche Eintrag im Totenbuch lautet: „Im Jahre 1758
den 3. April früh um 3 Uhr starb hier der Hochwohlgeborene

Freyherr Herr Wolfgang Friedrich von Bock, gewesener
Obrister und Commandant von Thro Churf. Durchlaucht zu
Pfalz löbl. Garde Regiment zu Fuß, und wurde den 4ten
Abends um 5 Uhr mit Klang und Gesang, auch Paradirung
der Soldateska und gehaltenener solenner Parentation⁷⁾ in
unserem Kirchengewölbe beigelegt, alt 68 Jahre, 23 Tage,
in unterschiedlichen Chargen aber 49 Jahre.“ Der Sohn
dieses Wolf Friedrich von Bock war, wie bereits gesagt,
Alexander Bernhard Christian von Bock, verheiratet mit
der genannten Carolina Maria Friderica geborene von
Geispitzheim. Diese Frau schenkte ihrem Gemahl acht Kinder,
so daß sie mit den drei Kindern aus erster Ehe elf Kindern
das Leben gab. Die Kinder aus zweiter Ehe waren: 1. Karl
Theodor Wolfgang Heinrich, geboren 7. August 1757;
2. Johannes Justinian Moriz Georg, geboren 12. Juni 1759;
3. Georg Wilhelm Friedrich, geboren 31. Juli 1760, † 27.
Februar 1761; 4. Augusta Friderica, geboren 15. August
1761, † 19. Mai 1764; 5. Friedrich Karl, geboren 18. Okt.
1762; 6. Carl Philipp, geboren 8. Mai 1764, † 11. Juli 1767;
7. Polescina Charlotte Maria Leopoldina, geboren 9. Okt.
1765; 8. Charlotte Friderica, geboren 21. März 1767. Die
Taufregisterauszüge sind hinsichtlich der Taufpaten recht
interessant. So war bei dem 1757 geborenen Sohn „Thro
Churfürstliche Durchlaucht Karl Theodor, cuius vices habuit
Wolfgang von Bock Obrister vom Grenadier Regiment als
Großpapa väterlicher Seits“ Taufzeuge und beim zweiten
Sohn war Prinz Johann von Pfalz-Birkenfeld-Gelnhausen
Pate. Auch bei den nachfolgenden Kindern waren jeweils
Fürstlichkeiten Taufpaten.

Nach dem Tode seiner Frau heiratete Alexander von
Bock nochmals 1770 ein Freifräulein Johanna Ernestina
von Zerbst. Das Ehebuch der evangelisch-lutherischen Ge-
meinde enthält folgenden Eintrag: „Am 23. Juni 1770 er-
hielten Alexander Bernhard Christian Wolfgang von Bock,
Oberstwachmeister von der Churfürstlichen Garde zu Fuß,
Wittwer, und die Hochwohlgeborene Fräulein Johanna
Ernestina geborene Freifräulein von Zerbst Dimissoriales⁸⁾
in Dahlshausen kopuliert zu werden.“ Aus dieser Ehe stammt
ein Sohn Wilhelm August Karl, geboren 7. Januar 1772,
† 12. Dez. 1776. Diese zweite Ehe war eine sehr kurze;
bereits am 19. Dez. 1772 starb Alexander Wolfgang v. Bock.

7. Grabdenkmal der Charlotte Luise Eberhardina Sophie von Weitolshausen-Schrautenbach, † 1742.

Barockes Wandepitaph mit allegorischem Beiwerk: Auf
dem Sarkophag sitzt ein weinender Putto mit gesenkter (ab-
gewitterter) Fackel neben einer geflügelten Sanduhr. Der
Sarkophagsockel ist mit einem Rosengehänge geziert. Ueber
dem Putto die Schrift auf einer faltigen Stoffplatte von
Rosengehängen bekränzt. Darüber ein Abschluß mit dem
Lamm als Wappen, von einer Urne überkrönt. Die beiden
Seiten sind von barocken Doluten umfaßt; die Eckbiegungen
der Doluten sind mit Blumenvasen bekrönt.

Die Inschrift in lateinischer Majuskel lautet:

HIER LIEGT
EIN ZARTES LAM DAS OBGESIEGT
DES VATTERS LVST DER MVTER FRENDE
NACH UBERSTANDNEM KVRTZEN LEIDE
IN EWIGKEIT VERGNUGT
SEIN SCHWACHER LEIB HAT ALLZV VIEL GELITTEN
SEINGEISTHINGEGANGEN MIT STARKENSCHRITTEN
STETS AVF DER TVGENDBAHN
VND NIMMT DAVOR DIE SIEGESCRONE
VOR SEINES GROSEN LAMMES THIRONE

⁷⁾ Parentation = Leichenrede. Dieselbe, von Carl Benjamin
Eijt gehalten, ist im Druck vorhanden, war mir aber nicht zugänglich.

⁸⁾ Dimissoriaelen (lat. litterae dimissoriales oder dimis-
soriae) sind Urkunden, welche bezeugen, daß ein zuständiger Geist-
licher die Berechtigung zur Vornahme einer Amtshandlung (z. B.
Entgegennahme des Ehekonjenses) auf einen anderen Geistlichen
überträgt.

FROLOKEND AN
IHR ELTERN WEINET NICHT
DAS EVER KIND SO FRVH DORT HALLELVIA SPRICHT
WOHL DENEN DIE DERGLEICHEN GOTTESGABEN
ALS ENGEL VIEL IM HIMMEL HABEN
CHARLOTTA LOVISA EBERHARDINA SOPHIA
DE WEITOLSHAVSSEN DICTA SCHRAVTENBACH
NATA D. . . . APRIL MDCCXXXV
DENATA D. . . . MAI MDCCXLII
CHRISTIANI ERNESTI DE WEITOLSHAVSSEN
DICTI SCHRAVTENBACH ET
AVGVSTAE WILHELMINAE DE SCHRAVTENBACH
NATAE DE WALBRVN
FILIA VNICA

Aus der Inschrift und dem folgenden Auszug aus dem Beerdigungsbuch ersieht man, daß hier das siebenjährige Kind eines hess.-Darmstädtischen Legationsrats und Ober-



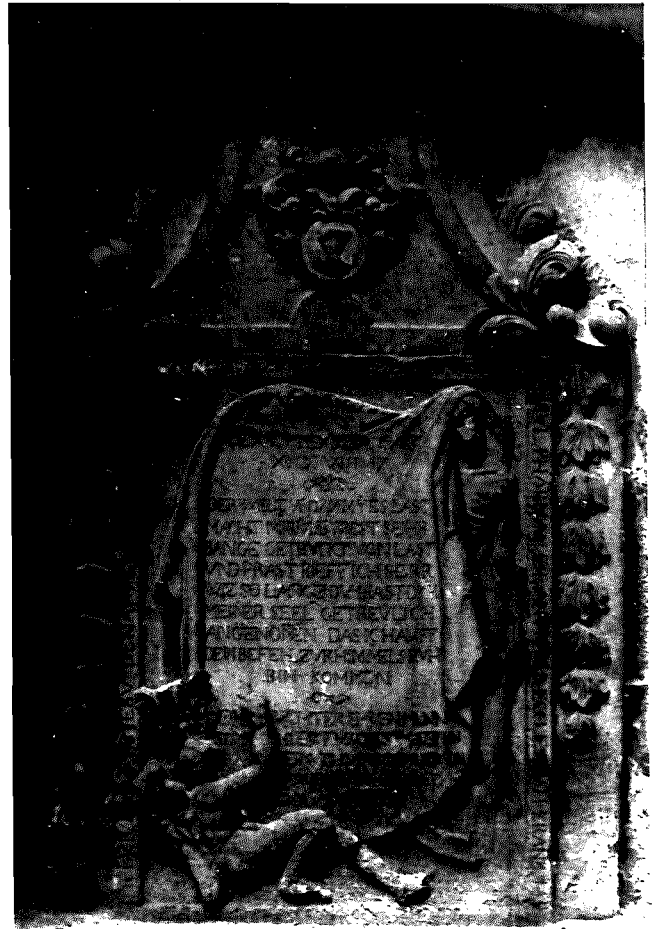
Grabdenkmal der Charlotte Luise Eberhardina Sophie von Weitols-
hausen-Schrautenbach, † 1742.

amtmanns begraben wurde. Der Eintrag lautet: „Charlotta Louisa Bernhardina Sophia von Weitolshausen genannt Schrautenbach des hochwohlgebohrnen Freyh. Christian Ernst von Weitolshausen hochfürstl. hess. Darmstattisch geheimer Legationsraths und Camtsmanns des Camts Dornberg gewesenens einzig Fräul. Tochter starb dahier den 4. May und ward den 5. abends in unserem Gotteshaus beerdigt; ihres Alters 7 Jahr 24 Tage weniger 3 Stunden.“

8. Grabdenkmal des Johann Jakob Zehner, † 1728.

Das Grabmal zeigt in barocker Umrahmung eine dichterische Inschrift auf einer Tuchattrappe, hinter der das Totengerippe hervortritt, während ein Todesgenius, die geflügelte Sanduhr emporhaltend, auf die Schrift weist.

Das Wappen in der Bekrönung zeigt eine Garbe unter der Helmszier. Der Richtengel mit Waage und Schwert überkrönt den Helm. Die profilierte Bekrönung geht seitlich in Blatt-



Grabdenkmal des Johann Jakob Zehner, † 1728.

voluten aus. Der Schrifttrand ist von Behängen eingerahmt. Die Inschrift lautet:

TEXTVS EX ESA CAP.
XXXVIII. v. 17.
DER WELT VND AMMTES LAST
MACHT MIR VMB TROST SEHR
BANGE. GETRVCKT VON LAST
VND PRAST RIEFF ICH HERR
WIE SO LANGE DV HAST DICH
MEINER SEEL GETREVVLICH
ANGENOMEN. DAS ICH AVFF
DEIN BEFEHL. ZVR HIMMELSRVH
BIN KOMMEN

EIN RECHTER EHRENMANN
RVIT HIER FÜR DIESEM STEIN
SEIN THVN VND LEBEN
KANN EIN BILD DER
TREVVE SEIN.

Die Randinschrift lautet:

MDCLXIV 4 MAI IN IESV DENATVS MDCCXXVIII 15.
MARTH

DN. IOHANN IAKOB ZEHNERVS
CONSVL PHARMAC. ET ANTISTES ECCLES. LVTHERA
NAE

Der Apotheker Johann Jakob Zehner war im Jahre 1664 in Putschbach geboren. September 1696 wurde er laut Ratsprotokoll als Mannheimer Bürger aufgenommen. Aus den Apothekerakten des „Consilium medicum“ ersieht man,

daß er am 15. Juli 1709 das Apothekerprivileg für die Einhornapotheke erhielt. Er machte sich um die lutherische Gemeinde verdient. 1700 wurde er zum beständigen Kirchenvorsteher gewählt, welches Amt er bis zu seinem Tode innehatte. Ferner war er für die Interessen der Stadt als Stadtleutnant, Stadthauptmann und zuletzt als Ratsverwandter tätig. Als 1719 die Viertelmehster und Bürgerwehroffiziere und andere Einwohner Protest einlegten gegen das Bestreben der Regierung Karl Philipps, möglichst viele kurfürstliche Beamte in den Stadtrat zu bringen, da scheint Zehner der Führer der Opposition gewesen zu sein, und der Stadtdirektor Lippe verlangte geradezu die Bestrafung des „unruhigen“ Apothekers. 1723 wurde Zehner Ratsherr. Damals schlug der Rat drei Kandidaten vor, einen katholischen, einen reformierten und einen lutherischen, von denen Zehner, der Lutheraner, die staatliche Bestätigung erhielt⁹⁾. 1728 starb Zehner.

Ein Sohn dieses Johann Jakob Zehner war der spätere Garnisonsmedikus Johann Christoph Zehner, und ein Sohn dieses war der spätere kurbadische Hof- und Medizinalrat Johann Georg Zehner¹⁰⁾.

Ich füge die diesbezüglichen Kirchenbuchauszüge bei:

1. Auszug aus dem Traubuch des Jahres 1728: „Herr Johann Christoph Zehner, Medicinæ Doctor und allhiefiger zweyter Stadt Physikus, Herrn Johann Jacob Zehner des Raths und Apotheker alhier ehelicher Sohn. Und Jungfrau Anna Margaretha, Herrn Nicolas Bender, Churpfälz. Oberproviand Meisters eheliche Tochter sind den 2. November copuliert worden.“

2. Auszug aus dem Taufbuch des Jahres 1743: „Geboren: 24. Dezember 1743. Getauft: 25. Dezember 1743. Johann Georg Balthasar Zehner. Eltern: Tit. h. Johann Christoph Zehner, Med. Dr. auch Hof-, Stadt- und Garnisons Physik. und Frau Johanna Margaretha dessen Frau Ehe- liebste. Taufzeugen: Tit. h. Johann Georg Zehner, Apotheker aus Breslau und dessen Frau liebste geb. Schöpfin und h. Johann Balthasar Zehner, Apotheker dahier in Mannheim.“

3. Auszug aus dem Traubuch des Jahres 1772: 6. November 1772: „Johann Georg Zehner, Churfürstl. Hofmedicus alhier, ledigen Standes und Mademoiselle Maria Ottilia St. Georg, Thro Churfürstl. Durchl. unserer gnädigsten Churfürstin und Frauen erste Kammerdienerin, erhielten Dimissoriales anderwärts copuliert zu werden.“

4. Auszug aus dem Beerdigungsbuch des Jahres 1806: „Gestorben am 12. Februar 1806 vormittags um 11 Uhr und den 14ten deselben Abends um 5 Uhr begraben: Herr D. Johann Georg Zehner Kurbadischer Hof- und Medicinal-Rath. Krankheit die Lungenentzündung.“ (Fortf. folgt.)

Ein Entwurf Pigages für den Hofgarten in Stuttgart.

Don Dr. Franz Hallbaum (Hannover).

Im Januarheft des laufenden Jahrganges der von der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst herausgegebenen Zeitschrift „Gartenkunst“ berichtet Dr. Franz Hallbaum über einen Entwurf, den der kurpfälzische Oberbaudirektor Nicola Pigage für den Stuttgarter Hofgarten anfertigte. Der erstmalig von ihm veröffentlichte Planentwurf befindet sich in der Plansammlung des Gärtenamtes der Bayerischen Krongutsverwaltung in München. Hallbaums Erläuterungen, die wir hier wiedergeben dürfen, haben folgenden Wortlaut:

Der Plan stammt aus dem 18. Jahrhundert und trägt rechts unten die Bezeichnung: *Projet du jardin pour le duc*

⁹⁾ Vgl. Walter, Geschichte Mannheims I, 441 f.

¹⁰⁾ Vgl. Adolf Kiferer: Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors, S. 169, 188, 191.

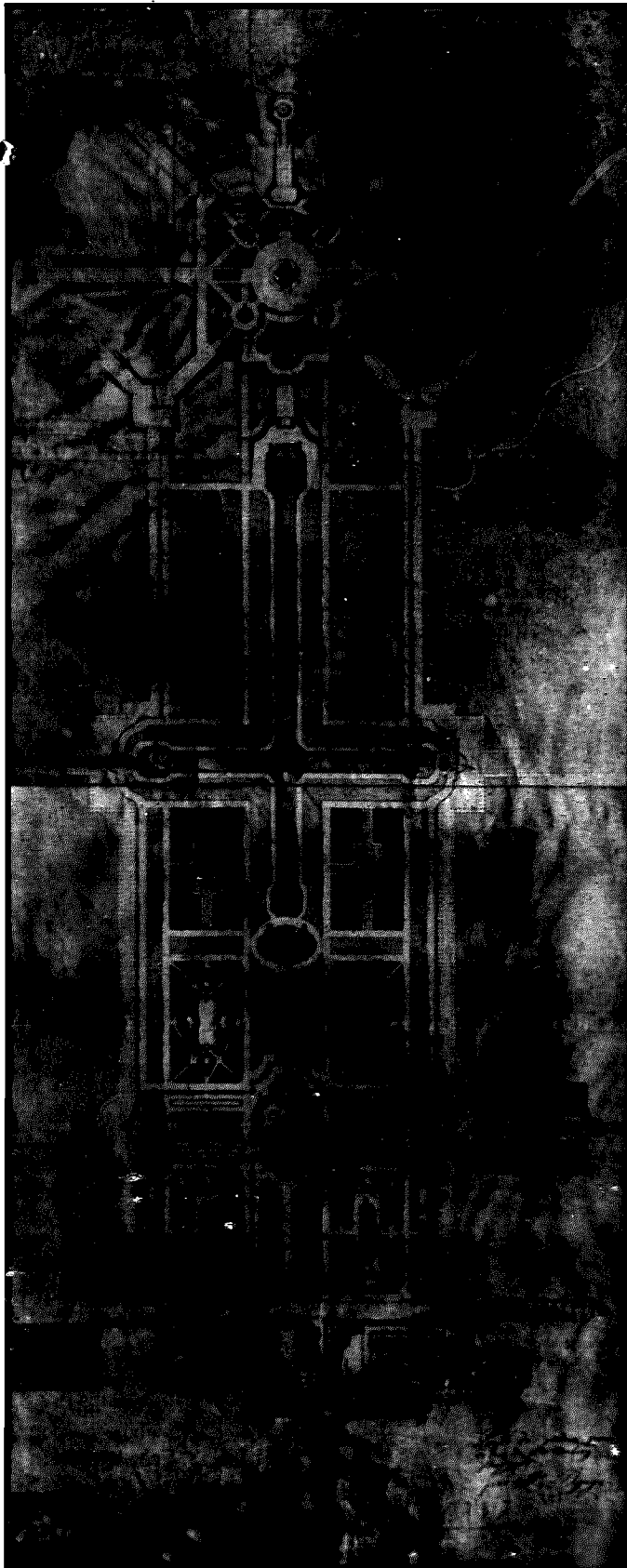
de Württemberg Stuggard par Mr. Pigage. Eine Jahreszahl ist leider an keiner Stelle des farbig gehaltenen Planes zu finden. Pigage, der Schöpfer der architektonischen Gartenanlagen in Schwegingen und Oberbaudirektor des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, tritt uns hier als Mitarbeiter an der gartenkünstlerischen Ausgestaltung einer zweiten süddeutschen Residenzstadt entgegen. Man darf annehmen, daß er vom Herzog Karl Eugen im Zusammenhang mit dem Neubau des Stuttgarter Schlosses, begonnen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die Aufforderung erhielt, für den Hofgarten einen Entwurf einzureichen. Wie weit dieser Entwurf der späteren Ausführung zugrunde gelegt worden ist, müßte ein genaues Studium der Stuttgarter Schloßbauakten ergeben, zu dem mir leider bis jetzt Zeit und Gelegenheit gefehlt haben. Dabei wäre auch zu prüfen, ob die oben genannte Bezeichnung des Planes eigenhändig von Pigage stammt^{*)} oder von anderer Seite im 18. Jahrhundert hinzugefügt worden ist. Ich möchte diese Veröffentlichung nur als eine vorläufige und als Anregung für die Stuttgarter Forschung verstanden wissen, die auf Grund vorhandener Akten vielleicht nähere Einzelheiten über diesen Plan und die Tätigkeit von Pigage in Stuttgart zutage fördern kann. Nach München wird der Plan vermutlich durch Friedr. Ludwig von Skell gebracht worden sein, den ersten kgl. bayrischen Hofgartenintendanten. Als langjähriger Mitarbeiter und Nachfolger von Pigage in Schwegingen mag er von diesem den Entwurf als Geschenk erhalten haben.

Einige kritische Bemerkungen möchte ich noch anfügen. Daß es sich um Stuttgart handelt, geht klar aus der Gliederung der Schloßbaulichkeiten und der Lage des Gartens zu ihnen hervor: ein Mittelbau mit weit vorspringenden Flügeln, ganz nach französischem Muster, bildet den Kern der Anlage. Der Garten erstreckt sich nicht hinter dem Mittelteil, sondern er baut sich auf einem der Seitenflügel als Basis auf. Es ist dies eine Abweichung von der strengen Regel und eine Lockerung des architektonischen Gesamtgefüges, wie sie im späteren 18. Jahrhundert öfter vorkommt (vgl. Schloß Brühl bei Köln). Bemerkenswert ist, wie Pigage sich die Ausgestaltung des Schloßplatzes denkt: den inneren Ehrenhof — der noch heute vorhanden ist — weitet er in einen großen äußeren Ehren- oder Vorhof aus. Dieser ist Teil einer riesigen Platzanlage in Kreuzform, die allseitig von Bauten eingefasst ist und sich städtebaulich als monumentale Raumschöpfung präsentieren sollte, eine Art Forum, umgeben von Staats- und Regierungsbauten. In der Schloßachse ist in dem gegenüberliegenden Kreuzarm des Platzes ein Denkmal postiert als *point de vue*. Von dieser Seite sollte jedenfalls der Hauptzugang zu Platz und Schloß erfolgen. Die beiden anderen Kreuzarme zeigen in den umgebenden Bauten nur schmale Toröffnungen. Die Gesamtanlage erscheint außerordentlich straff und geschlossen, zerflattert nicht in die Breite wie etwa Versailles von der Stadtseite, mit dem dieser Plan Pigages in der Staffelung der Schloßbaulichkeiten manche Ähnlichkeiten hat.

Am Garten überraschen vor allem die ungeheuren Ausmaße. Auf dem Plan sind an der rechten Seite und oben links merkwürdige Schattierungen zu erkennen, die sich zu wolkenartigen Gebilden zusammenschließen. Wir möchten sie als Höhenlinien ansprechen. Pigage hat damit Aufschluß über die Geländebewegung und die Lagerung der Gartenteile geben wollen. Er zieht den Garten vom Schloß aus als langgestrecktes Rechteck auf dem ebenen Gelände der Talsohle hin, die anfänglich rechts von Höhen begleitet wird.

^{*)} Anm. des Schriftleiters: Dies scheint, soweit der Klischeeabdruck ein Urteil gestattet, der Fall zu sein.

Genau so verläuft noch jetzt der Stuttgarter Schloßgarten in seinem ersten Teil. In seiner weiteren Fortsetzung nach Cannstatt zu macht heute die Hauptachse einen Knick: der Garten verbleibt auf der ebenen Talsohle des Neesenbaches



Ein Entwurf Pigages für den Hofgarten in Stuttgart.

und läuft aus gegen das Neckarufer zwischen den Höhen mit Dorfstadt und Park Berg auf der einen Seite und dem Rosensteinhügel auf der anderen Seite. Pigage plant anders

und wirkungsvoller für den Abschluß seines Gartens: er führt die Achse in straffer Geraden durch und greift über von der Talsohle auf die gegenüberliegenden Höhenzüge, an denen sich heute die Eisenbahn eingemischt hat. Auf diesen Hängen wird ein kompliziertes Gartengebilde als monumentaler Abschluß und Point de vue projiziert, eine Art Gloriette wie in Schönbrunn. Ein Pavillon oder Gartenhaus bildet das Zentrum. Es ist umgeben von Terrassen, Treppen und Fontänenanlagen, die letzteren sind wiederum Mittelpunkt von Boskettis mit kleinen Kabinetten. Die Hauptachse des Gartens aber wird in breiter Bahn mit Böschungen, Rampen, Treppen und Fontänen hinabgeführt zu dem ebenen Gartenteil mit seinem riesigen Kanal in Kreuzform, die Pigage aus Versailles übernommen hat. Dieser wirkungsvolle Höhenabschluß und Blickpunkt vom Schloß und seinem eigentlichen Garten aus ist zugleich wieder neues Aktionszentrum: Nach allen Seiten strahlen Alleen aus, hinab in die Tiefe oder auf die Höhen, wo sich neue Aussichtspunkte ergeben, die mit einem Obelisken oder mit Böschungen markiert sind.

Ich habe mit der Beschreibung des Entwurfes am Ende des Gartens eingesezt, weil hier die Abweichung in der Lagerung gegenüber dem heutigen Zustand liegt, und weil dieser erhöhte Schlußteil des Gartens deutlich belegt, daß Pigage die Gunst des Stuttgarter Geländes für seinen Schloßgartenentwurf künstlerisch auszunutzen verstand. In der Derwirklichung ist man dieser Idee nicht gefolgt. Erst später hat man die Höhenlage benutzt zur Schaffung eines neuen Parkes, des Rosensteins.

Ehe wir uns zum Hauptgarten wenden, möchte ich den Blick noch auf eine andere Stelle lenken, wo wiederum die Hanglage für eine Gartenschöpfung verwertet worden ist. Der Entwurf zeigt an der rechten Seite des Gartens eine Sonderanlage, ungefähr an der Stelle, wo heute das Museum der Bildenden Künste steht. Pigage sieht auf diesen Hängen eine typische Maison de Plaisance vor und stattet ihre gärtnerische Umgebung mit allem Raffinement der Spätzeit aus. Sie steht mit dem Hauptgarten in Verbindung durch eine Querachse, die besonders reich mit Wasserkünsten versehen ist. — Der Hauptgarten weist die übliche Gliederung in die Parterre- und die Boskettzone auf. Ähnlich wie in Versailles legt Pigage in die unmittelbare Nähe des Schlosses zwei Wasserparterres auf erhöhter Terrasse. Dann folgen in der Achse des Gartens die langgestreckten Felder mit Broderien. Sie schließen sich mit einem reichgegliederten Parterreornament um eine Fontäne zu einer Dreiergruppe zusammen. Links und rechts der Broderien liegen große Felder, die vielleicht mit Kübelpflanzen besetzt werden sollten. Nach der oben schon erwähnten Querachse folgen die Boskettis, je zwei zu beiden Seiten der Achse, das erstere in reicher Ausbildung des Grundrißornamentes. Dann folgt der große Kreuzkanal, der von Wiesen und Alleen eingefast sich bis zum Fuße des Hügels hinzieht.

Wir müssen Pigage volle Meisterschaft in diesem Gartenentwurf zusprechen. Die Formen sind elegant und geschmeidig, sie weisen in vielen Einzelheiten die Bewegtheit der Spätzeit auf, verlieren sich aber nicht ins Spielerische. Der Sinn für große Komposition erweist sich im einzelnen ebenso wie in der Gesamtanlage. Auch wenn der Garten in dieser Form nicht ausgeführt worden ist, glauben wir doch in diesem Entwurf ein wertvolles Denkmal zu besitzen, das sich anderen Anlagen des 18. Jahrhunderts, wie Schleißheim, Nymphenburg, an die Seite stellen läßt.

Kurpfälzische Handelsgesellschaften unter dem Kurfürsten Karl Theodor.

Von Dr. Ludwig Ziehner.

Die folgenden Ausführungen beruhen auf dem Studium kurpfälzischer Verwaltungsakten, mit dem ich mich bei der Materialsammlung zu meiner Dissertation über die Geschichte des kurpfälzischen Wollgewerbes zu befassen hatte. Was den Wirtschaftsdiktator Fontanesi und seine Bedeutung für die Wirtschaftspolitik des Kurfürsten Karl Theodor anbelangt, so muß ich mich an dieser Stelle mit einigen kurzen Andeutungen begnügen.

Die Frankenthaler Industrie der Karl-Theodor-Zeit verdankt, wenn auch nicht ihr Entstehen, so doch ihren Ausbau in erster Linie den protektionistischen Grundsätzen, die der Direktor der kurpfälzischen Kommerzialkommission, Geheimrat Josef Valentin Fontanesi, in der kurpfälzischen Wirtschaftspolitik zur Geltung gebracht hatte. Der aus der reglementierfreudigen Bürokratie Karl Philipps hervorgegangene, durch das Studium des preussischen Nationalökonom v. Bielsfeld in die Wirtschaftswissenschaft eingeführte Mann hatte schon im Jahre 1765 die Anregung zu der Errichtung einer kurpfälzischen Kommerzienkammer gegeben, in der er eine führende Stellung einzunehmen gedachte. Aber erst um die Wende des Jahres 1767, als die Frankenthaler Wollzeugfabrik auf sein Betreiben in die staatliche Regie übernommen wurde, begann Fontanesi das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche zu erreichen. Mit der Leidenschaft des Italieners verstand er es, die ihm übertragene Oberaufsicht über die Zeugmanufaktur in kurzer Frist zu einer Frankenthaler und bald darauf zu einer allgemeinen Kommerzialkommission auszubauen und dem seit den Kriegen Ludwigs XIV. verarmten Städtchen in wenigen Jahren das Aussehen einer typischen Manufakturstadt der damaligen Zeit zu verleihen. Seine fanatischen industrieprotektionistischen Ansichten hatten ihn jedoch vergessen lassen, daß die Derwertbarkeit industrieller Produkte auf dem Marke eine wesentliche Voraussetzung ihrer Erzeugung ist. Aus diesem Grunde hatte die junge kurpfälzische Industrie vom Augenblick ihres Bestehens an einen aussichtslosen Kampf gegen unüberwindliche Absatzschwierigkeiten zu führen. Eine wichtige handelspolitische Maßnahme zur Behebung dieser Absatznöte glaubte man in der Privilegierung von Handelsgesellschaften gefunden zu haben.

Im Jahre 1775 stand Fontanesi mit dem württembergischen Hofrat und Geheimen Kabinettssekretär G e g e l, dem Bruder des damaligen Frankenthaler Buchdruckers, in Verhandlungen, „zwecks Errichtung einer ansehnlichen Handlungsgesellschaft in Frankenthal¹⁾“. Zwei bis drei Kaufleute, die selbst weder Kapital noch Kredit einlegen sollten, waren nach dem Plan G e g e l s ausreichend, unter ihrer Firma das Projekt durchzuführen. Das Eigentum an dem „auf ganz außerordentliche Weise“ zu begründenden Fonds, sowie die Geschäftsführung sollte ihnen zugestanden werden. Weitere Mitglieder, die sich durch Kapitalanteile nach einer gewissen Bestimmung qualifizieren würden, sollten ebenfalls am Genuß des Hauptfonds teilnehmen und an der Durchführung der Geschäfte beteiligt sein. G e g e l hoffte, durch einige tüchtige Männer in 6—8 Monaten einen baren Fonds von 50 000 fl. zusammenzubringen, „und jährlich einen Zufluß von einer gleichen Summe zu verschaffen“. Fontanesi wäre die Aufgabe zugefallen, die Kaufleute ausfindig zu machen und ein kurfürstliches Privileg zu erwirken; dann erfordere aber auch die Billigkeit, meinte

G e g e l, dem Herrn Geheimrat als einem „Hauptinteressenten gleichen Anteil an dem Hauptfonds zuzueignen“. Mit der Bitte um ein Gutachten wandte sich Fontanesi an den Frankenthaler Tuchindustriellen und nachmals privilegierten Heereslieferanten, den einflußreichen Hofkammerrat J o h a n n J a k o b S p e y e r e r, an dessen „besitzende Kenntnisse“ die Fabrikkommission in allen wichtigen wirtschaftspolitischen Angelegenheiten appellierte. Speyerer war von dem „unvergleichlich schönen und guten Projekt“ begeistert, gedachte die Teilnehmer zu gewinnen und drängte Fontanesi, sich für die Gewährung der Privilegien einzusetzen, „weil es eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für die inländischen Kommerzien und Fabriken, mithin zum Besten des gemeinen Wesens“.

Zur Durchführung kam das Projekt nicht. Doch schon im September 1776 begeisterte sich die Kommerzialkommission für ähnliche Pläne eines in Frankenthal etablierten Fabrikanten B e r n h a r d. Am 14. September wurde für die aus Pfälzern und Fremden bestehende Handelsgesellschaft die vorläufige Konzession seitens der Fabrikkommission ausgefertigt, da Fontanesi die Sache für ein kurfürstliches Privileg noch nicht reif genug erachtete²⁾. Bernhards Wünsche waren stark beschnitten; die Fabrikkommission hielt eben an dem Grundsatz fest: „Der Hauptzweck, die Fabriken zu erhalten, muß aber bei der größten Handlungswohlthat niemals außer Acht kommen.“ Der neuen Gesellschaft war gestattet, „noch mehrere, sowohl inländische als ausländische Fabrikanten und Handelsleute anzunehmen, Handlung en gros mit allerlei zur Fabrikatur erforderlichen Materialien und inländischen fabrizierten Waren zu treiben, ein offenes Magazin von solchen Materialien und Waren zu halten, weniger nicht ein Speditionskomptoir in der Stadt Frankenthal anzulegen, woraus die nötigen Materialien und die Fabrikwaren von der Kompanie selbst ange schafft und spe diert werden können . . .“. Die unter der Gerichtsbarkeit der Fabrikkommission stehende Gesellschaft sollte ihre Geschäfte ohne Einmischung gerichtlicher oder obrigkeitlicher Personen tätigen. Die für 25 Jahre begehrte Zoll- und Abgabefreiheit für alle ein- und ausgehenden Materialien und Waren gewährte man nicht, behielt sich aber vor, sobald sich der Nutzen des Unternehmens zeige, vom Kurfürsten wenigstens die Zollfreiheit „für die zur Fabrikatur nötigen eingehenden Rohmaterialien“ zu erhalten. Ebenso gedachte man den Teilhabern, die die ersten größeren Kapitaleinlagen leisten würden, das Prädikat von Kommerzienräten zu verschaffen. Die gewünschte Einrichtung eines Lombards glaubte Fontanesi versagen zu müssen, ließ der Gesellschaft aber nahelegen, „allen Fabrikanten in ihren Notfällen mit wehltätiger Hand beizuspringen, den Kredit der Frankenthaler Fabriken zu erhalten und diese auf alle Art und Weise suchen emporzubringen“. Bernhard war mit der Beschränkung der Konzession auf den Handel mit Rohmaterialien und Fabrikaten der inländischen, d. h. der Frankenthaler Industrie nicht einverstanden, sondern bat um die Erlaubnis, mit allem en gros handeln zu dürfen, was die Kompanie für gut finden sollte, sowie um die Aufnahme der Bedingung, daß die Gesellschaft auch nach dem Erlöschen der Konzession, den Frankenthaler Stadtprivilegien gemäß, die Einfuhr von Baumaterialien für die Fabrikgebäude, von Rohmaterial für die Industrie, sowie von Lebensmitteln für den Fabrikenstand ohne die Entrichtung von Zöllen und Abgaben fortsetzen dürfe. An diesen Bedingungen Bernhards wird auch dieser Plan wohl gescheitert sein. Zu dem Zugeständnis einer solchen Ausdehnung der Handelsfreiheit dürfte der Industriefanatiker Fontanesi nicht zu gewinnen gewesen sein.

Eine andere Gesellschaft, aus zwei Baseler Kaufleuten J a g g i und L o r d bestehend, die sich 1780 zur Errichtung

¹⁾ Staatsarchiv Speyer, Kurpfalz 996.

²⁾ Kurpfalz 996.

eines „Kommissions-, Speditions- und Warenniederlassungskomptoirs“ erbot, brachte es sogar zu einem kurfürstlichen Privileg³⁾. Sie wollte es sich angelegen sein lassen, in erster Linie den Frankenthaler Fabrikanten, insofern sie in Preis, Qualität und Schönheit ihrer Erzeugnisse mit den fremden einigermaßen wetteifern wollten, „den Debit erweitern und unterstützen zu helfen“. Ein solches Handlungskomptoir habe der Pfalz und namentlich der Stadt Frankenthal bisher gefehlt, schrieb die Fabrikkommission an die Oberintendanz, den Minister von Oberndorff. „Dasselbe würde nicht allein den Verschleiß der in den Frankenthaler und anderen in der Kurpfalz angelegten Fabriken und Manufakturen verarbeiteten Kunstprodukte, als auch jenen der Erzeugnisse befördern, welche der glückliche pfälzische Boden alljährlich hervorbringt.“

Das Privileg vom 14. Dezember 1784 unterstellte beide Kaufleute der Gerichtsbarkeit der Fabrikkommission und befreite sie und ihre Angehörigen von allen herrschaftlichen und städtischen Abgaben und Lasten, sowie in den künftig zu errichtenden Häusern von jeglicher Schätzung und Einquartierungsverpflichtung. Gemäß den Bestimmungen des Edikts über den wechselseitigen Kommerzialverband der Erbstaaten Karl Theodors vom 23. September 1778 genossen sie für die in andere kurfürstliche Erblande und Staaten verhandelten Waren die nämlichen Freiheiten wie andere kurfürstliche Untertanen und Kaufleute. Bis zur Vakanz eines herrschaftlichen Gebäudes in Frankenthal sollte ihnen jährlich 100 fl. als Hauszins aus der Fundationskasse vergütet werden. Weitere Privilegien stellte man der Gesellschaft erforderlichenfalls insoweit in Aussicht, als sie nicht zum Schaden der Staatskasse oder zum Abbruch der Vorrechte anderer Fabrikanten gereichen könnten. Desgleichen versprach Se. Durchlaucht eine von ihnen etwa angelegte Manufaktur in jeder Hinsicht zu begünstigen. Das Frankenthaler Bürgerrecht konnten sie auf Wunsch unentgeltlich beanspruchen. Das neue Komptoir wurde allen Behörden und Untertanen empfohlen und ihm der Schutz, die Gnade und Gewogenheit des Kurfürsten zugesichert.

Streitigkeiten zwischen beiden Fabrikanten führten zur Auflösung der Gesellschaft, bevor sie überhaupt nach Frankenthal gekommen war.

Der Bettler vom Schloßgarten.

Vielleicht haben manche alte Mannheimer von ihren Eltern oder Großeltern vom alten Joseph Fein erzählen hören, der über hundert Jahre alt wurde und bis ins höchste Alter im Schloßgarten stand und bettelte. Sein Aussehen zeugte von robuster Gesundheit; hätte er nicht gebettelt, würde man ihn im besten Wohlleben vermutet haben. Frische, rote Gesichtsfarbe, glatte Haut, helle, blaue Augen, Arme und Beine stramm und leistungsfähig. Ein schneeweißer Bart umrahmte die unterste Gesichtshälfte. Es war eine auffallende Bettlererscheinung. Man sah ihn gern und gab ihm gern das erbetene Almosen. Mancher wird sich getraut haben, daß man im hohen Alter noch so gut aussehen kann, trotz dürftigsten Lebens. Nur die wohlthätigen Frauen der Stadt nahmen Anstoß, als immer mehr Jahre ins Land gingen und der Alte unentwegt im Schloßgarten bettelte. Sie fanden, das könne so nicht weitergehen, man müsse sich des Greises annehmen. Die eifrigsten und mitteleidigsten: Frau Ziegler, Frau Sauer und Frau v. Hohnhorst kamen überein, der alte Fein solle ein zur Zeit freies Stübchen bei Frau Barbara Ziegler, die in N 4, 3 wohnte, beziehen, mit allem versorgt und gut gepflegt werden, so daß er nicht mehr betteln müsse. Alles wurde vorbereitet und der Alte in sein behagliches neues Heim eingeholt. Er glänzte vor Freude, die Wangen wurden noch röter, die Augen noch heller; sein bißchen Häßlichkeit war bald überbracht. Er ließ sich's wohl sein, bekam gutes Essen und Trinken, hatte regelmäßige Kosttage in verschiedenen Häusern der

³⁾ Staatsarchiv Speyer, Bad. Regierungsertraditions Akt. II B 76 a.

wohlthätigen Damen und konnte sonst den ganzen Tag im sauberen Stübchen ausruhen. Das hielt er aber nicht lange aus; zuerst machte er Spaziergänge, wollte den Schloßgarten wieder sehen, und schließlich ging das Gerücht, der alte Fein sehe wieder bettelnd an



Joseph Fein,
der Bettler vom Schloßgarten,
nach dem Pastellbild der Frau von Hohnhorst.

seinem alten Plätzchen. Das war den wohlthätigen Frauen denn doch zu bunt! Sie luden ihn vor ihr Triumvirat, befragten ihn, was ihm fehle, ob er nicht Wohnung, Nahrung, Kleidung habe, wie man's nicht besser wünschen könne. Wenn er dennoch betteln, sehe es aus, als ob sie es an etwas fehlen ließen, das dürfe nicht sein. Der Alte gelobte Besserung, hielt aber sein Versprechen nicht, immer wieder ertappte man ihn im Schloßgarten, bald da, bald dort, auf seinen Stab gelehnt mit der Mütze in der Hand, demütig die Vorübergehenden um eine kleine Gabe bittend. Dazu kam noch, daß die Fama erzählte, man habe ihn sogar mit einem jungen achtzehnjährigen Ding jähern sehen! Wieder wurde er vor das Triumvirat geladen und ernstlich verwahrt. Er bekannte, es fehle ihm an gar nichts, aber es sei ihm zu langweilig, sich pflegen zu lassen, solange er rüstig sei und dem Bettlerhandwerk nachgehen könne; daß er mit der jungen Maid schäffere, solle man ihm nicht übelnehmen, das Herz bleibe ewig jung! Dieser Ansicht waren die Damen jedoch nicht, sie verwiesen ihn hart und drohten, ihm sein Ruhepöstchen zu nehmen, wenn er das Betteln nicht lasse. Sie hofften und wünschten sehr, ihren Pflegling behalten zu können; er war eben doch ein ausnahmsweise interessanter Bettler.

Der typische Kopf des Alten fiel auf und ihm wurde sogar die Ehre zuteil, von Künstlern gemalt resp. gezeichnet zu werden. Ein schönes Pastellbild, das im Besitz der Enkelin von Frau Ziegler und hier von uns nach dem Original wiedergegeben ist, wurde in den 1850er Jahren hier von Frau von Hohnhorst gemalt. Im blauen Kittel auf seinem Stock mit beiden Händen gelehnt, hat der alte Mann den gutmütigsten, zufriedenen Ausdruck, rote Wangen, helle, blaue Augen, kaum Falten oder Runzeln im Gesicht. Frau Wilhelmine von Hohnhorst, geb. von Reizenstein, die Gattin des aus dem Sandprozeß bekannten, hier 1856 verstorbenen Kanzlers des badiischen Oberhofgerichts in Mannheim, späteren Oberhofrichters (sie starb 1857), hat auch ein sehr anmutiges Bild des Töchterchens von Frau Ziegler gemalt, auf einer kleinen Bank im Grünen sitzend, im Hintergrund die Türme der Jesuitenkirche.

Ein späteres Bild, Federzeichnung von Georg Philipp Schmitt-Heidelberg, auf dem fein viel älter aussieht, ist im Kurpfälzischen Museum zu Heidelberg. In dem Verzeichnis der im Sommer 1923 ausgestellten Werke der Romantikerfamilie Schmitt ist das Bild angegeben unter Nr. 8 wie folgt: „Joseph Fein von Kirchheim. Im Alter von 109 Jahren. Bez. links unten: nach der Natur gez. von G. Ph. Schmitt zu Heidelberg 1846. Oben steht rechts: Joseph Fein geb. 1. Mai 1737 und sein Handzeichen 3 Kreuze.“

Diesem merkwürdigen, hochbetagten Manne wurde das gute, bequeme Leben auf die Dauer unerträglich, er hielt es nicht aus. Eines schönen Tages kam er nicht mehr heim und blieb spurlos verschunden. Vermutlich ist er in seine Heimat gewandert und hat dort nach der langen Erdenpilgerschaft sein letztes Ruheplätzchen gefunden.

E. U.

Kleine Beiträge.

Zur Geschichte der Mannheimer Schützengesellschaft. In der „Charis“, Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser, Nr. 120 vom 6. Oktober 1825, ist folgende Mitteilung veröffentlicht:

„Mannheim, im September 1825.

Unter den Gesellschaften, die sich noch aus früheren Zeiten herleiten, stehen die sogenannten Schützengesellschaften obenan. Auch bei uns hat sich solche seit mehr als anderthalb hundert Jahren erhalten, und selbst die traurigen Schicksale, welche ältere und neuere Kriege über unsere Stadt verbreiteten, konnten sie wohl drücken, aber nie ganz auflösen.

Ursprünglich bestand sie aus einem Vereine hiesiger Bürger, die zum Zwecke des Scheibenschießens jährlich eine gewisse Summe aus der Stadt-Kasse erhielten. Sie betrug 52 fl. und wurde sogar nach der Zerstörung Mannheims durch die Franzosen zu Ende des 17. Jahrhunderts regelmäßig an die Gesellschaft verabreicht. Eine einzige Ausnahme findet sich im Jahre 1702, wo der Magistrat nur die Hälfte jener Summe anwies. Jetzt erhält sich die Gesellschaft aus eigenen Beiträgen.

Später traten auch höhere Staatsbeamte in die Gesellschaft, und sie bewahrt noch eine Urkunde des Kurfürsten Karl Theodor vom 1. Juni 1744, welche der Freiherr von Oberndorf, als 15ter und Joseph Freiherr von Hohenhausen als damaliger Schützenmeister, unterzeichneten. Sie hängt als Meisterstück der Schönschreibkunst, von dem verlebten Kanzleirat Karg abgeschrieben, in dem stadträtlichen SitzungsSaale.

Der französische Revolutionskrieg, in dessen erster Hälfte die geschmackvoll uniformierte sogen. Schützen-Compagnie entstand, die in Ermangelung militärischer Besatzung den Wachendienst versah, hat in der Folge auch ihr Nachteile gebracht, und, wie sie vorher bald auf der Mühlau-Insel bald auf dem sogen. Pestbüchel ihr schön und bequem eingerichtetes Schützenhaus besaß, so ist sie jetzt auf den Sand an der Straße nach Käfertal in eine enge Bordhütte verwiesen.

Im gegenwärtigen Jahre scheint ihr, die nur noch eine kleine Anzahl Schützen zählt, eine größere Ausdehnung zu blühen, indem sich mehrere und darunter viele Militär- und Civilbiener zur Gesellschaft aufnehmen ließen, und dem jeden Sonntag gehalten werdenden Kranzschießen beiwohnen.

Der Namenstag unseres hochverehrten Fürsten war, so wie immer auch dieses Jahr für die Gesellschaft ein Fest, und sie hatte beschlossen, ein sonst noch nie hier gehaltenes Vogelschießen zu veranstalten.

Da der 25te August selbst nicht dazu verwendet werden konnte, so wurde der 7te und 8te September bestimmt.

Ein sehr schön gearbeiteter Vogel von dem Herrn Obristleutnant von Holzling der Gesellschaft als besondere Gabe dargebracht, wurde an einer schicklichen Stelle aufgerichtet, seine Krone, Szepter, Reichsapfel, Flügel, Schweif und der auf den letzten Schuß fallende Rest als Hauptpreise bestimmt, und das übrige abgeschossen werdende Holz nach dem Gewicht für den Schützen belohnt.

Unter fröhlicher Musik und den Augen einer Menge Zuschauer, welche durch aufgestellte Wachen vor jedem Schaden gewahrt wurden, begann das Schießen am 7. September Nachmittags 2 Uhr und wurde die Nachmittage des 8ten, 14ten und 15ten September fortgesetzt.

Es war ein fröhliches, heiteres Volksfest unserm guten Fürsten zum Beweise unserer Liebe veranstaltet, und mit Wünschen für sein Wohl beschlossen.“

Zeitschriften- und Bücherchau.

Edmund Hansen, Pfälzer Eisenguß. Kaiserslautern 1930. Verlag E. Linds-Crusius. *RN* 3.— Das mit Unterstützung der pfälzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebene Bändchen will — wie der Untertitel sagt — ein Beitrag zur Geschichte der pfälzischen Volkskunst sein. Als volkstümlich-handwerkliche Erzeugnisse kommen vor allem Ofen- und Kaminplatten in Betracht, von denen der Verfasser eine Reihe künstlerisch wertvoller Stücke abbildet. Für die Pfalz ist dies der erste Versuch überhaupt, diese Werke zusammenzustellen und in ein Neuland der Geschichte der Pfälzer Volkskunst zu führen. Unter den gotischen Platten sei vor allem die auch als plastische Leistung besonders gewürdigte Platte mit der Darstellung eines Heiligen im Museum zu Speyer erwähnt. Durch Vergleiche mit der gleichzeitigen Plastik des Straßburgischen Einflußgebietes ist diese Platte etwa 1480—90 zu datieren. Als Herstellungsort wird die Schönauer Eisenhütte wahrscheinlich gemacht. Es folgt eine Reihe von Erzeugnissen der Renaissance, wobei jeweils versucht wird, die handwerklich unbekümmerte Art der Herstellung zu deuten. Da die Platten dieser Zeit keine Ortsbezeichnung tragen, so kann aus ihrer Herkunft nur ganz allgemein auf pfälzisch-saarländische Konventionen geschlossen werden. Dann folgen Werke der Barockzeit. Wert wird darauf gelegt, die Stücke in ihrer volkstümlichen naiven Art zu deuten und ihre Reize dem Leser vor Augen zu führen. Es sind Erzeugnisse der Hütten Altleiningen, Trippstadt, Wattenheim, Eisenberg, Winnweiler und Schönau. Mit einem Ausblick auf die Erzeugnisse der Sienantischen Hütten zu Beginn des 19. Jahrhunderts schließt die Darstellung. Die Schrift wird bei dem Liebhaber der Volkskunst wie dem Freunde Pfälzer Geschichte und seines kernigen, lebensprühenden Volkstums lebhaftes Interesse finden.

Die Heimat, Mittelrhein und Hessenland. (Amtl. Mitteilungsblatt der Kreis- und Bezirksarbeitsgemeinschaften in Hessen. Für die Schriftleitung zeichnen verantwortlich die Lehrer Joseph Roos in Dierheim und Heinrich Weinheimer in Mainz (Druck und Verlag Gutenberg-Druckerei Mainz). Das März-Heft der jetzt im 6. Jahrgang stehenden „Heimat“ ist in der Hauptfache Ober- und Nieder-Ingelheim gewidmet. Regierungsbaumeister Zichner gibt eine beachtenswerte Schilderung der Kaiserstätte Ingelheim zur Zeit der Karolinger. Das „alte Ingelheim“ ist auf Grund des in der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrten handschriftlichen Nachlasses von J. K. Dahl bearbeitet, dabei sind persönliche Mitteilungen von A. Saalwächter berücksichtigt. H. Weinheimer hat einen aufschlußreichen Einführungsaufsatz „Die Landschaft zwischen Mainz und Bingen“ geschrieben. Die Gefangenschaft des Schultheiß von Nieder-Ingelheim“ gibt ein trübes Bild aus dem spanischen Erbfolgekrieg wieder, der seine Schreden auch in die Gegend des Ingelheimer Grundes getragen hat.

Sillib, Rudolf: Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1929, Kart. *RN* 2.50. — Die Favorite, das bei Rastatt gelegene Lustschloß der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden, hat durch Professor Dr. Rudolf Sillib, den jetzigen Direktor der Heidelberger Universitätsbibliothek, eine überaus wertvolle und anschauliche Schilderung erfahren. Diese ursprünglich als Neujahrsblatt der Badischen historischen Kommission erschienene Schrift, die seit längerer Zeit vergriffen ist, hat Carl Winters Universitätsbuchhandlung in zweiter Auflage neu herausgegeben. Im Vorwort zur zweiten Auflage bemerkt der Verfasser folgendes: Seit den 15 Jahren, die zwischen dem Erscheinen der ersten und dieser zu zweiten Auflage liegen, sind eine Reihe verdienstvoller Veröffentlichungen über das markgräflich Baden-Badische Baugeschehen erschienen, Karl Kohmeyers und Gerhard Peters Arbeiten; auch auf die Freiburger Dissertation Elisabeth Weilandts über die Markgräfin Franziska Sibylla von Baden-Baden ist hier hinzuweisen. So viel des Neuen über die Rastatter Residenz, so wenig haben diese Arbeiten über die Favorite gebracht. Dies Wenige und eigene Veränderungen und Zusätze vermehren diese Auflage. Eine stärkere Umarbeitung war wegen des Manudruckes aus buchtchnischen Gründen zu vermeiden. Mehr denn je zeugt die Favorite von Vergangenheiten; mehr den je vermittelt sie uns aber auch die großen feierlichkeiten der Vergangenheit mit ihren verwehten Freuden und verlorenen Leiden.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Fernruf: 29717 — Postfachkonto: Karlsruhe 24607. — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depositenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Juni 1930

Nr. 6

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein. — Martin du Bois, ein alter Mannheimer Bürger. Von Reg.-Baumeister Johannes Fischer-Magdeburg. — Die Grabdenkmäler der Trinitatiskirche in Mannheim. Von Prof. Hugo Drös (Schluß). — Alt-Mannheim in den Augen eines Arztes. Von Dr. H. Stubenrauch. — Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Architekt Johannes Fischer-Adelsheim. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Wir machen unsere Mitglieder und Leser aufmerksam auf die vom städtischen Schloßmuseum veranstaltete neue Sonderausstellung „Innenräume deutscher Schlösser vom Barock bis zum Empire“. In über 120 Originalgemälden werden Stilräume des 18. Jahrhunderts aus vielen Schlössern vorgeführt. Vertreten sind u. a. Ansbach, Bamberg, Bayreuth, Bruchsal, Darmstadt, Ludwigsburg, Würzburg, München, Nymphenburg, Schleißheim, Schweßingen, Pommersfelden, Weikersheim, Berlin, Sanssouci, Weimar. Aus den Ateliers namhafter Künstler, aus Privatbesitz und aus Museen wurden die wertvollen Gemälde zur Verfügung gestellt, die bei dieser eigenartigen und höchst sehenswerten Schau vereinigt worden sind. Die Grundzüge, die bei der Zusammenstellung der Bilder und ihrer Gruppierung maßgebend waren, hat der Direktor des Schloßmuseums, Professor Dr. Friedrich Walter, in seiner Eröffnungsansprache, die dem gedruckten Katalog als Einführung beigegeben ist, des Näheren dargestellt. Die Gruppierung der Bilder wurde durch ihren kunstgeschichtlichen Zusammenhang bestimmt. Durch wertvolle Möbel haben die Ausstellungsräume eine besonders schöne Ausstattung erhalten. Bilder, Räume und Möbel sind in eindrucksvoller Harmonie aufeinander abgestimmt. Die Ausstellung, die bis Ende Juli dauert, zeigt Bilder folgender Künstler: Fritz Bayerlein, Fritz Beckert, Wilhelm Beckmann, Eduard Gaertner, Karl Graeb, Carl Hoff, Franz Huth, Jos. Kühn, Gustav Kullrich, Ernst Liebermann, Franz Xaver Nachtmann, Wilhelm Nagel, Karl Purrmann, Luise Reuter-Sachs, Leo Schübel, Charles Detter, Wilhelm Volz.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Heidelberg: Wahl, Dr. Ernst, ao. Professor der Vorgeschichte.
Schriesheim (Bergstr.): Weibrauch, Dr. med. E.

Martin du Bois, ein alter Mannheimer Bürger.

Von Regierungsbaumeister Johannes Fischer, Magdeburg.

Während es im allgemeinen bei Personen, die nicht alt-eingesessenem Adel, bodenständigen Stadt- oder landbesitzenden Bauerngeschlechtern angehören, am Ende des 17. Jahrhunderts noch äußerst schwierig ist, mehr als einige trockene

Daten und Namen festzustellen, liegen die Verhältnisse bei niederländischen und französischen Glaubensflüchtlingsfamilien günstiger, obgleich diese mehrfach gezwungen waren, unter Verlust ihres gesamten Vermögens den Wohnsitz zu wechseln.

Der Grund hierfür ist die Führung der Kirchenbücher, Gerichts- und Verwaltungsakten, die sorgfältiger und ausführlicher gehandhabt wurde, als das in jener Zeit sonst in Deutschland üblich war. So vermochte es bei Angehörigen dieser Kreise nicht einmal die barbarische Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen Ende des 17. Jahrhunderts den Personen- und Familienforschern eine unüberschreitbare Grenze zu schaffen.

Daher ist es auch möglich, sich von dem Leben Martin Dubois ein Bild zu machen.

Als Eltern nennen die Kirchenbücher der Mannheimer französisch-reformierten Gemeinde Jean du Bois und Catherine Boivier. Daß diese aus Schweden zuwanderten, teilt das „Registre des témoignages reçus de l'Eglise Française de Manheim depuis la restauration d'icelle“ mit; nämlich im Jahre 1671 steht dort aufgezeichnet: „Jean du Bois et sa femme venant de Suède ont quitté la religion luterienne et embrassé la nostre.“ Diese Herkunft aus Schweden ist auch bei den Eheschließungen Martins und seiner Geschwister Jean (Mannheim 12. 2. 1679) und Catherine (Magdeburg 13. 7. 1698) bestätigt, und zwar sind als Geburtsorte wechselnd Ulfoß und Tjerp angegeben, zwei Orte in der Nähe der Industriestadt Gefle in der Provinz Upland. Außer den du Bois kamen in den Jahren 1660—70 noch etwa 12—15 Familien französischer oder wallonischer Nationalität aus Schweden nach Mannheim. Die Familienväter selbst oder deren Eltern und Großeltern hatten auf Einladung der schwedischen Könige versucht, in Schweden heimisch zu werden, aber die Aufzeichnung im Registre des témoignages beweist, daß die streng lutherischen Schweden den calvinistischen Fremdlingen gegenüber unduldsam waren, denn sonst hätten sich die du Bois nicht entschlossen, den lutherischen Glauben anzunehmen, den sie dann wieder abschwuren, als sich in Mannheim Gelegenheit bot, dem alten reformierten Bekenntnis entsprechend ungehindert zu leben.

Martin du Bois, der also in Schweden etwa 1656 geboren war, vermählte sich in Mannheim am 16. 11. 1681 mit Elisabeth Clarice, Tochter des Mannheimer Bürgers Nicolas Clarice; seine Gattin schenkte ihm drei Töchter und einen Sohn. Dann kam im Frühjahr 1689 die Verwüstung Mannheims. Martin floh mit seinen Kindern — die Gattin war schon tot — gleich zahlreichen anderen Mannheimern nach Hanau, wo er eine zweite Ehe einging, und zwar mit Catherine Willmann, die gleichfalls aus Mannheim geflohen, hier vorübergehend sich aufhielt. Die junge Frau war die Tochter von Gilles Willmann und Jacqueline du Chastel. Der Vater kam als Glaubensflüchtling nach der Pfalz, er war in Merville in frz. Flandern geboren, ist 1642 in Middelburg nachweisbar, dann

in Bendesheim, pachtete schließlich 1665 mit Nicolas du Pont zusammen das Krongut Hemschhof (Hemsheimer Hof').

Als nun Salomon Pericard, der Pastor der französisch-reformierten Gemeinde zu Mannheim, eine große Zahl von Flüchtlingen in Hanau gesammelt und mit dem brandenburgischen Kurfürsten jenen Vertrag geschlossen hatte, der



Martin du Bois,
geb. 1656, gest. 1722,

nach dem Oelbildnis im Besitz von Regierungsbaumeister Johannes Fischer in Magdeburg.

den vertriebenen Mannheimern unter günstigsten Bedingungen Magdeburg als neue Heimat zuwies und ihnen dort eine eigene politische Gemeinde, „die Pfälzer (oft auch Mannheimer) Kolonie“, zugestand, wandte sich auch Martin du Bois mit den Seinen nach dort und wird am 16. 7. 1689 in der Bürgerliste aufgeführt: „Martin du Bois, 33 Jahr, Catherine Willmann, 5 Töchter, patria: Mannheim, Bierbrauer“. Die Familie du Bois schloß sich gleich den anderen Mitgliedern der vormaligen französisch-reformierten Gemeinde zu Mannheim der neugegründeten „wallonisch-reformierten Gemeinde“ an¹⁾, erwarb in der nördlichen Vorstadt Magdeburgs, der Neustadt, ein Brauhaus und gelangte als Brauer und Kaufmann zu Wohlhabenheit und Ansehen. Das Prädikat Sieur, das eigentlich nur in den magdeburgischen Fremdenkolonien Geistlichen und Ratsherren zustand, befindet sich stets in den Akten vor seinem Namen und denen seiner Nachkommen. Seine Gattin starb in Magdeburg am 22. 6. 1700, 5 Kinder hatte sie ihm geschenkt. Am 21. 6. 1714 schritt er zu einer dritten Ehe, wiederum mit einer Angehörigen einer reformierten Flüchtlingsfamilie, mit Judith Salomé aus Hanau, Tochter des Jacques Salomé und der Judith le Ducy; nochmals folgten 3 Kinder.

1721, also schon als älterer Mann, tat Martin du Bois einen für ihn zweifellos schweren Schritt, indem er mit seiner Familie aus der wallonisch-reformierten Gemeinde

¹⁾ „Heimatblätter für Ludwigshafen a. R.“ 1922 Nr. 10. Kleeberger „Die Wiederherstellung des Hemschhofes nach dem Dreißigjährigen Krieg“.

²⁾ Eine französisch-reformierte Gemeinde konnte man nicht gründen, da eine solche bereits in Magdeburg bestand, gebildet durch Hugenotten, von denen man sich unterscheiden wollte.

austrat und ebenso aus der Pfälzer Kolonie, das letztere mit besonderer königlicher Erlaubnis, und sich der französisch-reformierten Gemeinde und französischen Kolonie anschloß. Bestimmt zu diesem Schritt hatte ihn der Beschluß der wallonischen Gemeinde, den alten Brauch, die Psalmen beim Gottesdienst zu singen, abzuschaffen und das Stobwasserische Gesangbuch einzuführen. Die strenggläubigsten unter den Wallonen erklärten diese Maßnahme für den ersten Schritt zur Rückkehr zum „Papismus“.

So erscheint die Familie Martin du Bois' am 27. 9. 1721 in der „Rôle général des François Refugiez à Magdebourg“ unter Nr. 402 mit 3 Söhnen und 8 „Domestiques“. Im Sterberegister der französisch-reformierten Gemeinde zu Magdeburg ist am 26. 10. 1722 der Tod Martin du Bois' verzeichnet mit der Altersangabe 66½ Jahr.

Wenn in damaliger Zeit nach heutigem Maßstab der Kinderreichtum außerordentlich war und besonders die Mannheimer Kolonisten in Magdeburg sich hierin auszeichneten, war doch die Kindersterblichkeit sehr groß. Es ist keine Seltenheit, wenn nur ein Drittel der Kinder eines Elternpaares groß werden. Das ist auch der Grund, weshalb wir von Martin du Bois' Nachkommenschaft nur wenige Personen kennen lernen. Die 1691 in Magdeburg geborene Tochter Anne heiratete Johann Jacob Favreau, der ein Brauhaus an der „hohen Pforte“ besaß, welches den Namen „zum halben Mond“ führte, einen Namen, den sein Vater Jacques mit aus Mannheim gebracht hatte, denn dort hatte der letztere am 5. 10. 1675 die Schilfgerechtigkeit „zum halben Mond“ (H 2, 3)²⁾ erhalten.

Von den drei Söhnen Martin du Bois' besaßen zwei, Albert und Pierre, Brauhäuser; der dritte, Abraham, war Goldschmied. Pierre heiratete eine Mannheimer Wallonin, eine Base seines Schwagers, nämlich Susanne Favreau, die beiden anderen Brüder nahmen deutsche Frauen. In der nächsten Generation erfahren wir dann im Kirchenbuch nur noch die Heirat des André Albert Dubois, eines Sohnes des Albert; mit ihm aber hören die Träger des Namens du Bois in Magdeburg auf.

Das Oelporträt des Mannes, dessen Lebensschicksale (oben geschildert wurden, mißt 67 × 83 Zentimeter³⁾). Der geöffnete hellgraue Rock läßt eine schwarze Weste sehen; das ganz und gar nicht französisch geschnittene, sondern echt niederdeutsch-flamländisch erscheinende Antlitz wird von braunem, gewelltem Haar umrahmt.

Wenn auch dem Bildnis ein künstlerischer Wert nicht beigemessen werden kann, so besitzt es doch eine gewisse Lebenswahrheit und hat seinen hauptsächlichsten Wert dadurch, daß es die einzige vorhandene Darstellung eines Magdeburger Fremdenkolonieangehörigen zu sein scheint aus der Generation, die aus Mannheim einwanderte.

Die Grabdenkmäler der Trinitatiskirche in Mannheim.

Von Professor Hugo Drös.

(Schluß.)

9. Grabdenkmal des Georg Friedrich Kerner, † 1735.

Das barocke Wandepitaph ist bekrönt von einem Allianzwappen. Die Umrahmung enthält Schrift. Das seitlich abgeschlußprofil geht in Voluten aus. Die Schrifttafel stellt ein Tuch dar, das vom Totengerippe über den Sterbenden ausgebreitet wird, der, am Boden liegend, in der einen Hand das Stundenglas hält, mit der anderen Hand das Tuch zu entfernen sucht. Die Inschrift in lateinischer Schrift lautet:

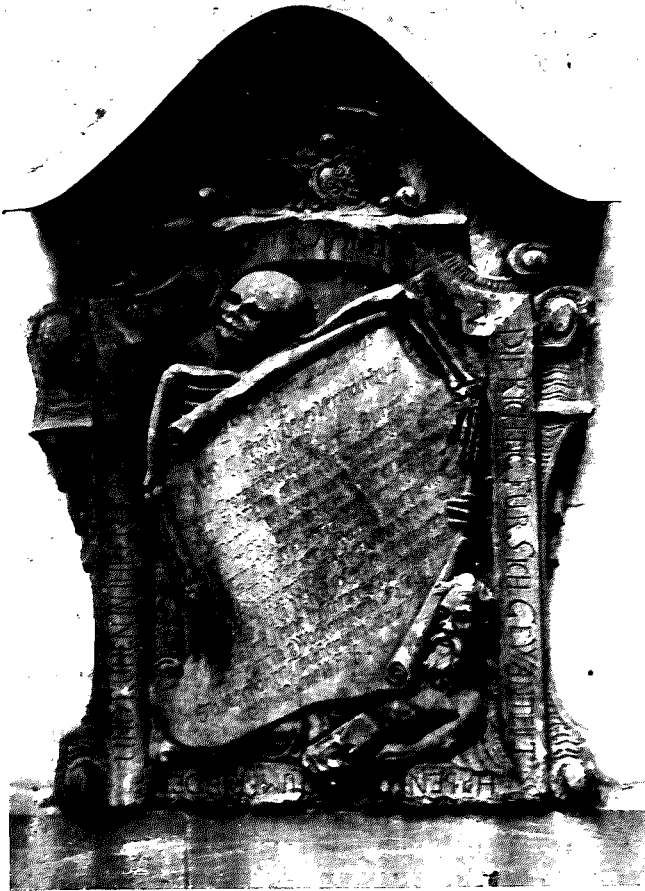
³⁾ Mannheimer Geschichtsblätter 1901, S. 114.

⁴⁾ Das Bildnis befindet sich im Besitz des Verfassers in Magdeburg.

Dieses letzte Ehrengedächtnus
hat

Zu unverletzten Liebes Vermächtnus
Weyland

Herrn Georg Friedrich Kerner Burger u:
Handelsmann alhir in Mannheim Welcher
gebohrn Ano 1704 den 6. Feber in Ehlinge
Sich Vereheliegt Ano 1734... 16. Merz an Soffhia
Georgina Helena Herrn J. N. Arnoldi h.
Gr: Lein: Westerb: Rath U: Amtm. Chel.
Tochter. er ist gestorben Ano 1735
29 Juli U: hat solges aufrichten
Lassen Seine in Schmerzen betrubten
nebst einem 8 Wochen desselb
Todt gebohrn Tochterlein zuruck
gebliebene Wittib.



Grabdenkmal des Georg Friedrich Kerner, † 1735.

Die Schrift auf der Umrahmung in lateinischer Majuskel lautet:

DIE RICHTIG FÜR SICH GEWANDELT
HABEN KOMEN ZUM FRIEDEN
UND RUHEN IN IHREN KAMERN.

Mehr als der Grabstein sagt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

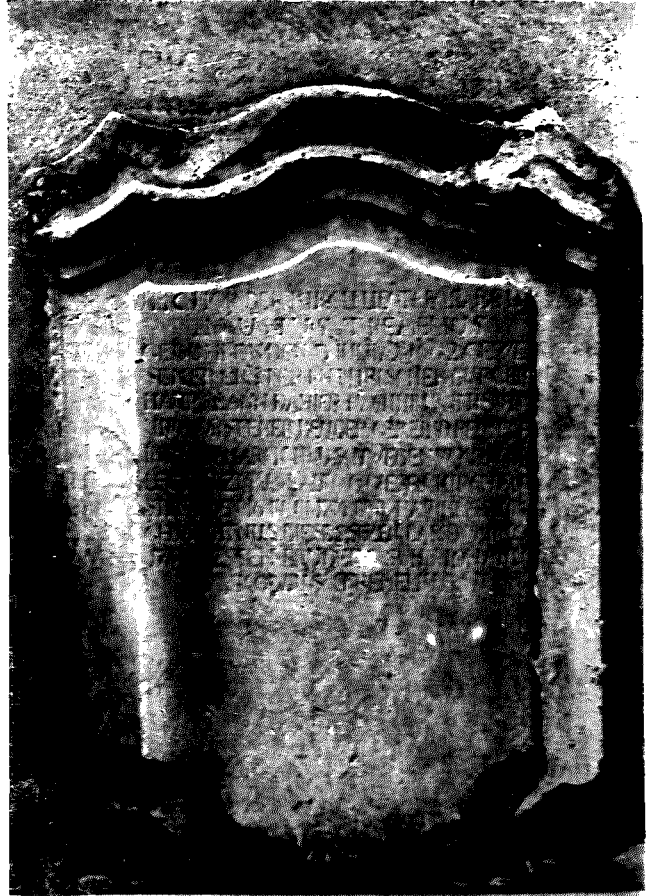
10. Grabstein des August Tremelius, † 1716¹¹⁾.

Das Grabdenkmal ist ein einfaches Wandepitaph mit mehrfach profiliertem Oberabschluß und ausgefächnitem unteren Abschluß. Die Schriftplatte zeigt nur in der oberen Hälfte Schrift; die untere Hälfte war offenbar für eine weitere Grabinschrift frei gelassen. Die Inschrift in lateinischer Majuskel lautet:

¹¹⁾ Der Grabstein ist leider nicht mehr vorhanden. Ein Lichtbild, etwa um 1900 angefertigt, liegt noch vor.

IM CHOR DER KIRCH LIEGT BEGRABEN
AUGUSTUS TREMELIUS

GEBOHREN DEN 3. JULI 1662 GEWE
SENER ERSTER LUTHIRISCHER BURGER
HAUPTMANN DAHIER NACHHER RATHSHERR
UND VORSTEHER BEU DER GEMEINDREYSETE
IN DEUNEMARCK UND SCHWEDEN WEGEN COL
LECTEN ZUR ERBAUUNG DIESER KIRCHE
STIRBT DEN 16 JUNI 1716 UND HAT IHME ZUM
GEDAECHTNUS DIESER SEZEN LASSEN ANNO
1766 DESSEN BRUDERS SOHN IOHANN
NICOLAUS TREMELIUS



Grabstein des August Tremelius, † 1716.

Nach List a. a. O. S. 298 hat sich die Familie Tremelius vor und nach Wiederaufbauung der Stadt um die Gemeinde sehr verdient gemacht. August Tremelius war Bürgerhauptmann und Ratsherr und seit 1700 Kirchenvorsteher. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er zusammen mit Johann Baltbasar Caspari, kurpfälzischem Hauptmann im Regiment Ijsebach, ausgerüstet mit einem kurfürstlichen Kollektenpatent und einem Bittschreiben der Gemeinde durch Dänemark und Schweden zog, um Gelder für den Bau der Trinitatiskirche zu sammeln. In der Sakristei der Trinitatiskirche befindet sich ein Oelbildnis von Tremelius mit folgender Aufschrift: „Augustus Tremelius, geb. im Juli 1662 zu Edenkoben, Bürger, Krämer und Gastwirt zum „Großen Faß“, welche Schilgerechtigkeit er 1699 den 16. Jan. gegen Bezahlung von 4 fl. vom Stadtrat erhielt. Bürgerleutnant 1698 den 4. August. Ratsverwandter nach kurf. Resc. vom 4. Mai 1713, verpflichtet 1714 den 9. Jan., starb 1716 den 14. Juni. Zur Erbauung der ev.-lutherischen Kirche in Mannheim reiste er mit Collecten-Patent nach Dänemark und Schweden.“

Auch von seinem Bruder Johann Nikolaus Tremelius ist in der Sakristei ein Oelbild mit folgender Aufschrift: „Johann Nikolaus Tremelius, geb. 24. Nov. 1669 zu Eckenkoben, Bürger in Mannheim, Krämer und Gastwirt zum Welschenhahnen, Stadthauptmann 1722, starb 15. April 1732.“

11. Grabdenkmal des Johann Nicolaus Tremelius, † 1772.

Das Wandepitaph ist obeliskartig aufgebaut. Der stark profilierte Sockel trägt eine Schrifttafel. Ueber einem verzierten Zwischenstück erhebt sich ein kranzbekrönter Obelisk, über den zwei Putten eine zweite Schrifttafel halten. Der Fuß des Obelisks ist von Blattwerk umgeben.

Die Inschriften lauten:

GAL. VI X
LASSET UNS SOLANGE WIR
HIER LEBEN GUTES THUN
AN IEDERMAN ALLERMEIST
ABER AN DES GLAUBENS
GENOSSEN



Grabdenkmal des Joh. Nicolaus Tremelius, † 1772.

Text der zweiten Schrifttafel:

IOHANN
NICOLAUS
TREMELIUS
PUPILLARRATH
RATHVERWAND
TER UND AELTESTER
VORSTEHER DER EV.
LUTH. GEMEINDE
ALLHIER
GEB. XXIII. FEB. MDCCIX
GEST. XVIII. OCT. MDCCLXXII

Die Inschrift, die folgenden Auszüge aus den Kirchenbüchern und die Aufschrift auf einem in der Sakristei befindlichen Oelbild geben uns Aufschluß über diesen Tremelius. Auszug aus dem Taufbuch: „Den 23. Febr. ist geboren und den 24. getauft worden Johann Nicolaus, ein Söhnl. Herrn Johann Nicolaus Tremelii, Bürger und Weinhändler alhier und Anna Catharina, dessen eheliche Hausfrau. Gevattern: Herr Johann Nicolaus Bender, Churpfälz. Oberprovidant Meißter und Frau Susanna Maria, dessen eheliche Hausfrau.“

Auszug aus dem Ehebuch: „Anno 1730 den 9. May ist copuliert worden Johann Nicolaus Tremelius, Herrn Nicolaus Tremelii, Stadthauptmann und Kirchenvorsteher, ehelicher Sohn, Bürger und Welscher Hahnenwirt alhier. Mit Maria Magdalena, Herrn Johann Philipp Seiß, Zollschreiber zum . . . (unleserlich) und Kaiserl. Postmeister zu Lindenau (?) eheliche Tochter.“

Auszug aus dem Beerdigungsbuch: „Gestorben: 18. October, begraben 20. October 1772 Johann Nicolaus Tremelius, Churpfälz. Pupillar Rath, Rats Herr, und Senior des Evang. Luth. Presbyterii allhier. alt 63 J. 7 M. 25 Tg.“

Aufschrift auf dem Oelbild: „Johann Nicolaus Tremelius, geb. d. 23. Febr. 1709, verheiratete sich 1730 den 9. Mai mit Maria Magdalena Seizin, erzeugte mit dieser 8 Söhne u. 5 Töchter, wurde Rats Herr 1738 den 24. Nov., zum Bürgermeister erwählt 1748, 1751, 1756, 1760, 1765, gest. 18. October 1772.“

12. Grabdenkmal der Maria Magdalena Tremelius, † 1769.

Ein Wandepitaph, auf dessen Stoffbehang die Schrift angebracht ist. Seitlich Dolutenblätter. Die Bekrönung bildet eine bekränzte Urne, zu deren Fuß zwei reizende Putten mit verehrender und traucnder Geste, die Sanduhr haltend, lagern.

Die Inschrift in lateinischer Majuskel lautet:

HIER RUHET
EINE TUGENDSAME FRAU
UND ZAERTLICHE MUTTER
FRAU
MARIA MAGDALENA TREMELIUS
GEBORENE SEITZIN
SIE ERBLICKTE DAS LICHT DER WELT ZU SCHRECK
DEN XV. IUL. MDCCXII
UND TRATT NACH GOTTES FUGUNG
DEN IX MAI MDCCXXX
IN EINE GESEGENETE EHE
MIT HERRN
IOHANN NICOLAUS TREMELIUS
PUPILLARRATH RATSVERWANDTEN UND
AELTESTEN VORSTEHER DER EV. GEMEINDE ALLHIER
WELCHEM SIE ALS EINE TREUE GEHILFIN
NACH XXXIX IAHREN NOCH ALLZU FRÖHE
DEN III DEC. MDCCLXIX
DURCH DEN TOD ENTRISSEN WORDEN
SIE WAR EINE MUTTER VON XIII KINDERN
VON WELCHEN IHR V SÖHNE UND III TÖCHTER
IN DIE EWIGKEIT VORANGEGANGEN
III SÖHNE UND II TÖCHTER ABER AM LEBEN
WELCHE IHR DIESES
DENKMAL DER LIEBE
STIFTTEN

Der Inschrift ist nichts hinzuzufügen:

Dievleicht ist unsere Mannheimer Familie Tremelius verwandt mit einem Emanuel Tremellius, über den wir im: Pfälz. Memorabile, Drittes Nachtragsheft oder Theil VII 24. Gabe des evangelischen Vereins für die protestantische Pfälz. Westheim 1878. Verlag des evangelischen Vereins für die Pfälz. S. 111 folgendes lesen: „Emanuel Tre-

mellius von Ferrara, eines jüdischen Mannes Sohn, geboren 1520, wandte sich zur christlichen Religion, verstand die hebräische Sprache überaus wohl, kam mit Petro Martyr¹²⁾ und anderen, die sich heimlich zur protestantischen Religion bekannten, nach Deutschland und ging, nachdem



Grabdenkmal der Maria Magdalena Tremelius, † 1769.

er sich eine Zeitlang zu Straßburg aufgehalten, nach England, die Reformation allda unter Eduard VI. zu befördern, begab sich aber, als die Maria zur Regierung kam, wieder nach Deutschland. Nach seiner Rückkunft lehrte er im Collegio zu Hornbach im Zweibrückischen, bis er von da zum Professor der hebräischen Sprache nach Heidelberg berufen ward, allwo er die syrische Uebersetzung des neuen Testaments lateinisch machte und das Alte Testament aus dem Hebräischen zu übersetzen sich vornahm, zu welchem Werk er Franc. Junium von Burges zu Hilfe zog, welcher sich nach Tremellii Tode in Corrigirung eines solchen Werks, wovon er doch nicht selbst Urheber war, allzuviel Freiheit nahm. Tremellius ging von Heidelberg nach Metz, woselbst er sich verheiratete, von da nach Sedan, um in der hebräischen Sprache daselbst zu informieren, bis er 1580 im 70. Jahre starb, und hinterließ: Grammaticam chaldaeam et syriacam. Biblia sacra scholiis illustrata: Novum testamentum graecae et syriacae; Interpretat. in Hoseam et reliquos prophetas minores; Catechismum religion. christianae hebraicum. so eine hebräische Uebersetzung von Calvini Catechismo ist.“

Erwähnt sei noch, daß das Oesterlinsche Haus A 1. 1 (früher Quadrat 104 Nr. 4) eine Zeitlang im Besitz der Familie Tremelius war. Dieses Haus, genannt „Zum Blumenstock“, das bereits 1736 bestand, gehörte den Erben des

¹²⁾ Petrus Martyr Vermilius (Pietro Martire Vermigli) war einer der Reformatoren des 16. Jahrhunderts.

Bäckermeisters Laurentius Horn. 1775 wurde es auf Rathsherrn Carl Alexander Tremelius überschrieben, 1794 an die Tremelius'schen Verwandten: Hauptmann Waldschmitt, Nikolaus Benkard, Frau Schaeffer geb. Tremelius und Katharina Tremelius. 1801 kam das Haus an Rathsherrn Johann Georg Schaeffer. 1813 kaufte es Dikasterialadvokat Matthias Esser. Seit 1842 ist das Haus im Besitz der Familie Oesterlin.

13. Verwittertes Grabmal.

Zum Schluß sei noch kurz auf ein im Hofe befindliches Wandepitaph hingewiesen, das in der Verwitterung bereits so weit vorgeschritten ist, daß nicht mehr festgestellt werden



Verwittertes Grabmal.

kann, für wen das Grabmal errichtet wurde. Vor allem ist die Inschrift vollkommen abgeblättert. Es war sicherlich ein schönes, in barocken Formen gehaltenes Grabmal. Die Bekrönung zeigt die Spur von einem Wappen. Die rechteckige Tafel trug auf dem Rand Schrift. Hinter der Schrifttafel, die von einem Schriftband bekrönt ist, das Totengerippe im Kampf mit einem Sterbenden.

Alt-Mannheim in den Augen eines Arztes.

Reisebeobachtungen von J. Fr. K. Grimm (1737—1821).

Mitgeteilt von Dr. H. Stubenrauch.

„Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland in Briefen an seine Freunde“ nennt sich eine dreibändige Reisebeschreibung, die im Jahre 1775 von der Richterischen Buchhandlung zu Altenburg herausgebracht wurde. Sie verdient die Beachtung aller Freunde unserer älteren Orts- und engeren Landesgeschichte, weil sie in ihrem ersten Teil Schilderungen über den Ober-

rhein, die Pfalz und Baden, mit besonderer Ausführlichkeit jedoch über Mannheim enthält. Der ungenannte Verfasser dieses aufschlußreichen Werkes ist nach der übereinstimmenden Angabe einschlägiger Bibliographien der Arzt Johann Friedrich Karl Grimm, geboren zu Eisenach 1737, Schüler Hallers in Göttingen, dann Sachsen-Gothaischer Leibmedikus zu Gotha, wo er in der Würde eines Geheimen Hofrats, um seiner menschlichen und wissenschaftlichen Tugenden willen tiefbetrauert, am 21. Oktober 1821 hochbetagt starb. Seine große Bedeutung als geschickter Mediziner und vielerfahrener Gelehrter, die sich in der Hinterlassenschaft eines reichen Schrifttums¹⁾ widerspiegelt, vermochte ihm sogar einen Platz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ zu sichern (vgl. dort Bd. IX, S. 689).

Es bestätigt durchaus die hohe Meinung seiner Zeitgenossen über ihn, wenn man die Eindrücke und Tatsachen nachprüft, die er mit erstaunlicher Gedächtnistreue²⁾ und einer höchst wachen Urteilskraft über seinen zweitägigen Aufenthalt in Mannheim aufzuzeichnen wußte. Da überdies Grimm das Glück hatte, die Residenz Karl Theodors in der Hochblüte ihres kulturellen und gesellschaftlichen Glanzes kennenzulernen, so darf dieser Bericht eines so umsichtigen Betrachters aller Sehenswürdigkeiten, eines so einsichtigen Augenzeugen lokaler Eigentümlichkeiten als ein überaus gewichtiges Zeugnis für jene glückliche Epoche Mannheims gelten.

Was wir davon hier im Auszuge mitteilen, steht unter dem Datum des 21. und 22. Dezembers 1773 im 9. und 10. Briefe seiner „Bemerkungen“. Auf den Abdruck allzu bekannter Dinge, wie Gemäldegalerie und Bibliothek, meinten wir verzichten zu dürfen. Auch seine mehr geologischen Beobachtungen von der Oggersheimer und Schwesinger Landschaft sind fortgeblieben. Hingegen scheint es uns notwendig, zum besseren Verständnis des Grimmschen Berichtes einigen Einzelheiten genauere Erklärungen voranzuschicken.

Das „Haus für das Lotto“ stand ehemals dort, wo heute die Handelskammer ihr Heim hat (L 1, 2). Der Graf von Saint-Martin hatte es 1768 aus dem Besitze des Freiherrn Ignaz von Oberndorff erworben und zum Verwaltungsgebäude der kurpfälzischen Lotterie gemacht. Ueber den späteren Besitzwechsel vgl. Fr. Walters „Geschichte Mannheims“, Bd. I, S. 690. Eine hübsche zeitgenössische Abbildung (projektierte Fassade) findet man als gefaltete Holzschnit- tafeln im „Almanach de bonne fortune pour l'année 1772“ (Mannheim 1772). Mit der „Kaserne bey der Jesuiterkirche“ sind offenbar jene heute verschwundenen zwei langgestreckten Gebäude des Leibgarderegiments zu Fuß gemeint, die aber der Garnisonkirche weit enger benachbart waren. Das „Opernhaus“ wurde bekanntlich bei der Beschießung Mannheims durch Wurmsers Batterien völlig vernichtet. Grimms Beschreibung bestätigt und ergänzt das Wenige, was wir von dem Aussehen dieser Bühne wissen. Vgl. Walter, a. a. O. Bd. I, S. 437 f., und Mannheimer Geschichtsblätter XII. Jg., Sp. 202 f., und XIV. Jg., Sp. 133 f. Die M. G. XII erwähnten Beschreibungen sind sämtlich jünger als die von Grimm; die älteste, die ich einsehen konnte, findet sich in den „Etrennes Palatines. Pour L'année 1769. Mannheim.“ In seiner „Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe“ erwähnt Fr. Walter (S. 84 f.) noch das Urteil eines Marquis de Fosseuse vom Jahre 1750.

Das „Naturalienkabinett“, dem Adolf Kistner ein besonderes Kapitel seines kürzlich erschienenen Werkes „Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim“ (S. 117—121) gewidmet hat, befindet sich noch heute an gleicher Stelle. Der von Grimm dort bewunderte „Fisch in Schiefer“ ist offenbar der bei Kistner a. a. O. beschriebene und auf

¹⁾ Vgl. Hamburger-Meusel, Das gelehrte Teutschland. 5. Aufl. Lemgo 1795 ff., und Holzmann-Bohata, Deutsches Anonymen-Lexikon, Bd. I, Nr. 5099.

²⁾ Sicherlich unterstützt vom „Pfälzischen Kleinen Kalender a. d. Jahre 1773.“

Tafel XXXII nach Verheßts Kupfer (Acta V, Ppff., Tab. 1) reproduzierte „Pterodaktylus“, den auch schon C. A. Collini irrtümlich „parmi les animaux marins“ rechnete.

Unter der „Wachsfarbe“ eines Mannheimer Künstlers kann nur jene neue Maltechnik verstanden werden, die der kurpfälzische Hofmaler Joseph Fratrel (1730—1783) mit einem 1770 zu Mannheim erschienenen Buche propagierte, das den Titel führte „La cire alliée avec l'huile ou la peinture à huile-cire“. Doch stammt die Erfindung dieser Malweise nicht von Fratrel, sondern von dem Freiherrn Karl von Taubenheim, Hauptmann im Infanterieregiment Nassau-Saarbrücken, der die Versuche des französischen Altertumsforschers A. C. Dh. de Tubières-Lévis, Comte de Caylus, die antike Technik der Enkaustik zu enträtseln, zu einem erfolgreichen Ergebnis geführt zu haben meinte. Der im gleichen Zusammenhang genannte Herr P—r ist der „Malerey-Cabinets-Inspector“ und Hofvergolder Franz Pichler, dem auch die Inspektion über die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen anvertraut war. Der Preis der von Pichler als unverkäuflich bezeichneten Wachsfarbe war tatsächlich sehr hoch: er betrug für eine Farbenbüchse, die zur besseren Konservierung des Inhalts aus verzinnem Eisen hergestellt war, einen vollen Louis'd'or. Den Vertrieb hatte selbstamerweise die Akademische Buchdruckerei übernommen, die auch Fratrels Buch gedruckt hatte und gegen einen Gulden abgab.

In den „Statuen etc.“ bewundert Grimm den ehemaligen Antikensaal, der auf Goethe einen so nachhaltigen Eindruck ausübte und von dem sich eine eingehende Schilderung in Schillers „Rheinischer Thalia“ findet. Seine sämtlichen Stücke wurden 1803 mit den übrigen Kunstschatzen nach München überführt. Mit der Gipsabgusssammlung, die der Großherzog Karl Friedrich von Baden der Stadt daraufhin schenkte, ist er nicht zu verwechseln.

Zur Baugeschichte der „Sternwarte“ vgl. die Darstellung Kistners a. a. O., S. 34 f.

Die „Anatomie“ war ein Institut der bei Kistner a. a. O. S. 169 f. behandelten Chirurgenchule. Seit 1772 war der Kriegschirurg Simon Leist ihr Direktor, in welcher Eigenschaft er auch die notwendigen Vorlesungen zu halten hatte. Kistner zitiert die entsprechende Textstelle unseres Auszuges wörtlich mit dem Lobe einer außerordentlich zutreffenden Kritik. Seitdem wir wissen, daß der ihm „leider unbekannte Reisende“ ein bedeutender Arzt war, gewinnt das trefflichere Urteil als das eines speziellen Fachmannes für den Historiker noch an Gewicht. Der „Kräutergarten“ ist natürlich der Botanische Garten, der von H. M—s, nämlich Friedrich Kasimir Medicus 1766 vor dem Heidelberger Tore angelegt wurde. Zu den „amerikanischen Sträuchern“ gehören die von ihm recht eigentlich erst in Europa eingeführten „Robinien“, die man meist fälschlich Akazien nennt¹⁾. Vgl. im einzelnen Kistner a. a. O., S. 125—129 und seinen ausführlicheren Aufsatz im Jahrg. 1929 der „Mannheimer Geschichtsblätter“. Das Akademiemitglied, dem es oblag, „die Pflanzen der Pfalz aufzusuchen und zu beschreiben“, war Noël Joseph de Neckar, jener fragwürdige Gelehrte und Mensch, dessen Wesen und Leistungen Kistner in seinem oft zitierten Buche an vieler Stellen dargestellt hat.

Alles übrige bedarf keiner besonderen Erklärung.

Neunter Brief.

Mannheim den 21. December [1773]

Man mag Mannheim betrachten, von welcher Seite man will, so muß man allezeit einräumen, daß es eine von den schönsten und merkwürdigsten Städten Deutschlands sey. Die unglückseligen Verheerungen, denen die Pfalz in dem vorigen und zum Theil noch in diesem Jahrhundert aus-

²⁾ Im besonderen sei auf die Schrift von Medicus „Ueber nordamerikanische Bäume und Sträucher, als Gegenstände der . . . schönen Gartenkunst“, Mannheim 1792, verwiesen.

gesetzt gewesen, haben hauptsächlich auch sie mit betroffen und zu ihrer jetzigen Gestalt in der Folge Anlaß gegeben. Da man anfang auf ihre Wiedererbauung zu denken, so wurde der Plan ihrer Einrichtung und vorzüglich der Festungswerke dem General Coehorn übertragen. Von diesem rühren die Festern eben sowohl wie ihr übriges her. Die Gräben um die Stadt sind sehr tief und an einigen Orten mit Wasser angefüllt, die Werke selbst gut ausgemauert, die Wälle hoch und breit, und wo ich mich nicht irre, ein Achteck. Sie ist nicht sehr zahlreich an Gebäuden, aber doch volkreich und die Anzahl der Einwohner wird mit der Besatzung auf 25 000 geschätzt. Im Winter kann sie sich um der Anwesenheit des Hofes und vieler Fremden willen etwas vermehren. Hergegen fällt sie aus entgegen gesetzten Ursachen auch wieder. Die Häuser sind ungemein regelmäßig gebauet, meistens von einem Stock, und viele davon laufen sogar unter einem Dache fort. Wenn man aber sagt, daß die ganze Stadt gleich hoch sey, so ist es übertrieben. Man trifft sogar noch in den vornehmsten Straßen alte elende Häuser an, deren sich die Nachbarn zu schämen hätten, wenn sie mit ihnen unter einem Dache wären. Ungeachtet ich aber eben nicht glaube, daß alte raucherige und ungleich aufgeführte Häuser eine Stadt zieren, so kann ich mich doch nicht zuweilen des Einwurfs erwehren, ob es nicht auch in der Regelmäßigkeit zu weit getrieben werden könne. Das Auge des Reisenden wird müde, und er fängt an zu gähnen, wenn er immer einerley sieht. Ich wollte wohl, daß aus Mannheim die alten schmutzigen und unscheinbaren Häuser weg, und neue regelmäßige an ihrer Stelle wären, aber sie müssen nicht alle jußt nach einem Model gebaut seyn.

Da die Gebäude mit einander im Dierek eingeschlossen sind, so giebt es den Straßen eine solche Gleichheit, daß sie alle entweder parallel neben einander fortlaufen, oder einander recht winklicht durchschneiden. Dabey sind sie breit, helle, schön gepflastert, mit guten Abzügen versehen, und an der Seite der Fahrstraße mit Laternen besetzt. Hier und da stößt man auf kleine Plätze, die in Schranken eingeschlossen und mit Bäumen besetzt sind, wodurch man im Sommer bey der Hitze nahe bey den Gebäuden, die angenehmsten Spaziergänge erhält. Wenn man sagt, daß man in Mannheim im Mittel der Stadt zu allen Thoren hinaussehen könne, so sollte man das Hinaus weg lassen, ich wüßte keines, als dasjenige, welches der Residenz gerade entgegen liegt, hierzu einigermaßen schicklich.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind einige sehr ansehnlich, wie das Haus für das Lotto, das Kaufhaus, welches rings herum Arcaden hat, die Kaserne bey der Jesuiterkirche und verschiedene andere. Nichts schöner kann man sich vorstellen, als eben das letztere Gebäude, welches eigentlich die Hofkirche ist, aber darum die Jesuiterkirche heißt, weil diese Ordensgeistlichen sie zur Haltung des Gottesdienstes für den Hof angewiesen bekommen. Sie liegt in einer kleinen Entfernung seitwärts vom Schlosse, an der vordern Seite ganz frey. Ihre große Regelmäßigkeit und länglich viereckichte Gestalt lassen in dem Innern viele Kunst erwarten. Die Säulen sind in dem Innern eben sowohl, wie die Seitenwände an ihrem untern Theile von Marmor. Sie hat außer dem Hauptaltar an jeder Seite noch drey Nebenaltäre, die ebenfalls aus Marmor sind. Ueberall ist eine Menge Schnitzwerk nebst einer reichen Vergoldung angebracht. Gerade dem Hauptaltar gegen über ist das Chor, mit einer für das Ganze proportionirlichen Orgel. Man kann leicht denken, daß man auch an den übrigen Auszierungen nichts gespart haben wird. So ist zum Beispiel die Decke gut gemahlt. Zu beyden Seiten neben der Hauptthüre gegen Abend hält ein Engel ein Weihbecken in Gestalt einer Muschel aus schwarzen Marmor, das aus einem Stücke ist, und zuverlässig drey Fuß in der Länge und anderthalb in der Breite hat. Beyde sind vom Verschaffelt ausgearbeitet. Es ist schade, daß durch das eine eine große

weiße Ader läuft, die ihm einigen Uebelstand giebt. Das Jesuitercollegium stößt gleich von der Nordostseite an dieses mit zween ansehnlichen Thürmen versehene Gebäude. Die ganz moderne Bauart der Kirche zeigt, daß sie erst kürzlich müsse fertig geworden seyn.

Unter allen Gebäuden bleibt freylich die Residenz das vornehmste. Sie liegt am südlichen Ende der Stadt und theilt sich von selbst in drey Haupttheile ab. Sie ist aus einem röhlichen Sandsteine aufgeführt, zwey Stockwerk hoch, und hat ein gebrochenes Dach. Der mittlere Theil ist im Grunde, und macht den hintern Theil des Schloßhofes, der sehr geräumlich ist, aus. Von vorne ist er theils mit einem eisernen Gatter, theils und zu beyden Seiten an den Thoren mit einer Wache versehen. Die Flügel sind nach der Stadt zu vorgeückt, und länger, als das Hausgebäude, so wie in dem Festern hauptsächlich die churfürstlichen Wohnzimmer sind, so befinden sich in dem Flügel gegen Abend das Opernhaus und andere zum Vergnügen bestimmte Plätze. Das Erstere ist unfehlbar eines der schönsten und soll größer seyn, als das neue Opernhaus zu Paris. Das Maschinenwerk für das Theater ist sehr zahlreich und gut eingerichtet. Die Bühne selbst wird von vorne zu beyden Seiten von schwarzen marmornen Säulen geschlossen; die Decke ist gut gemahlt, und außer den gewöhnlichen Logen, wo alles mit Mahlerarbeit und Vergoldungen ausgepußt ist, auch noch das Parterre in seinen Erhöhungen mit Sitzen versehen, so daß man eigentlich nirgends zu stehen nöthig hat. Der Zugang zu den Schauspielen ist unentgeltlich, wird aber noch besonders gestattet, oder man muß specielle Erlaubniß erhalten haben.

In dem auf der östlichen Seite gelegenen Flügel sind die für die Wissenschaften bestimmten Säle und Zimmer beyammen. In dem untern Theile des Gebäudes findet sich ein Naturalienkabinet, welches der jetzige Churfürst anlegen lassen. Es ist zwar eine Sammlung aus allen drey Naturalreichen, aber untreitig das Mineralreich in Absicht auf die Erzstufen am reichsten. Man trifft eine Menge reiche Silberstufen, Stufen von gediegnem Golde, Bauernerz, und was wohl das vornehmste und dem Cabinette eigne ist, so hat man sich beflissen, alle Erze, Steine, Erden und so weiter, welche der Churpfalz eigen sind, zusammen zu bringen. Aus diesem Grunde bekommt man eine Sammlung von Quecksilber und Zinnoberstufen aus der Pfalz zu sehen, die man gewiß an keinem andern Orte aufzuweisen hat. Das Land hat sehr schöne Marmorbrüche, davon man die bisher bekannten Gattungen ebenfalls aufbehält. Die aus der Pfalz in Menge zusammen gebrachten Versteinerungen sind sehr schön. Man zeigt auch den Abdruck eines sehr großen Fisches in Schiefer. Ein besonders schönes Stück. Ich will aber nicht verrathen, wie der Fisch heißen mag.

In Ansehung des äußerlichen ist nichts gespart, was theils die bessere Erhaltung der Naturalien angeht, theils aber auch zum Duze erforderlich ist. Die Sachen sind in verschiedenen auf einander stoßenden hellen Zimmern aufbehalten, und die Naturalien theils auf Tafeln ausgelegt, und mit Glasfenstern bedeckt, theils in Schränken hinter Glathüren ausgestellt. Ich habe hier einen jungen Zebra gesehen, der sich schön erhalten hatte. Die Zimmer sind zum Vortheile des Publici Dor- und Nachmittage offen, und werden auch im Winter gebeizt. Insgemein begleiten die Fremden die zur Aufsicht gesetzten Bediente. Kenner lassen sich nicht irre machen, wenn man ihnen etwas falsch angiebt, und die, welche solche Sachen wie einen Raritätenkasten, oder ein Spielwerk betrachten, für die ist das Unglück nicht groß, wenn man ihnen einen Markkäfer für ein Nasenhorn weist. (Folgt Beschreibung der kurfürstlichen Bibliothek.)

Zehnter Brief.

Mannheim den 22. December.

... Das herrlichste, was man zu Mannheim überhaupt, und in der Residenz insbesondere sehen kann, ist der Bilder-

saal. Er befindet sich in eben dem Flügel, und nimmt neun große Zimmer ein, welche außer ihrem reinlichen Ansehen auch noch die gute Eigenschaft haben, daß sie Licht genug erhalten. Man braucht weiter nichts, als einen gesunden Menschenverstand, um sogleich von der Schönheit der Gemälde getroffen zu werden.

Man hat lauter Originale von den größten Meistern aus allen Schulen dieses und der vorigen Jahrhunderte zusammengebracht. Sie sind in keiner genauen Ordnung aufgehängt, welches in der That für den Künstler, ihn in den Stand einer guten Beurtheilung zu setzen, ein großes Hülfsmittel wäre. Daher trifft man einzelne Conterfalte, Schilderpen, Cabinetstücke, Miniaturstücke, Köpfe u. s. w. von eben so vielen Maltern unter einander an. Inzwischen sind dieses Nebendinge, und die Gemälde bleiben immer was sie sind. Ich will nur einige erwähnen, die mir vorzüglich in die Augen gefallen sind, und ohne mich an das zu binden, was insgemein den Fremden davon gesagt wird . . . (Folgt Beschreibung.)

Ich habe hier ein Bild gesehen, davon das Original im ersten Zimmer gleich über der Thür hieng; das mit Wachsfarbe gemahlt war. Man erinnert sich, daß vor einigen Jahren ein Manheimer Künstler eine Wachsfarbe erfunden zu haben vorgab, die alle Vollkommenheiten der Oelfarben und noch andere neue haben, und hergegen von allen Mängeln der Firnisfarben frey seyn sollte. Sie wurde damals zum Verkaufe Büchsenweise ziemlich theuer feil geboten. Mit solcher Farbe war das Stück gemahlt. Allein Herr P—r klagte, daß sie sich unter der Arbeit nicht genug vertreiben lasse; daß sie zu zähe sey, und nicht einmal genugsam hänge, daß sie überdies sehr grob sey, und nicht erlaube, dem Gemälde einen guten Umriss zu geben.

Von dem Grunde dieser Klagen kann man sich durch das erwähnte Gemälde überführen. Die Farben lassen sich mit dem Nagel wie eine grobe Haut abschälen, sie sind auch überaus todt, und das Bild hebt sich ordentlich in die Höhe, oder es steht ungleich von dere Fläche ab. Sie ist auch wieder ganz abgekommen, und man hat mich versichert, daß der Erfinder keine mehr verkaufe.

Was meine Aufmerksamkeit noch besonders in der Residenz auf sich gezogen, waren die in der vor der Naturalienkammer hinlaufenden Gallerie aufgestellten römischen und deutschen Alterthümer, an Meilensäulen, Inschriften und dergleichen Höhenbildern aus einem weißlichen Sandsteine, die in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften wieder hergestellt und beschrieben worden. Außer diesen in der Residenz befindlichen schönen Sammlungen läßt der Churfürst auch noch in andern Gebäuden zur Beförderung der Wissenschaften das nöthige Geräthe aufstehen. So habe ich in einem geräumlichen Saale eine Menge Statuen, Gruppen, Büsten und so ferner gesehen. Sie sind alle aus Gips und nach den Formen gegossen, die man von den Originalen in Italien zu nehmen die Erlaubnis erhalten hat, so daß sie mit denselben vollkommen übereintreffen und ihre Stelle vertreten können. Sie sind ungemein glatt polirt, und da der Gyps nach und nach eine blaßgelbe Farbe angenommen hat, so sehen sie dem, der sie nicht genau betrachtet, wie von Marmor aus. Die Statuen und Gruppen sind auf hölzerne Böcke so frey gestellt, daß man sie von allen Seiten ansehen kann. Die Büsten hergegen stehen mit einander auf einem Brete, das rings in dem Saale an der Wand herumgeht. Unter andern entsinne ich mich den Tarso, den Farnesischen Herkules, den sterbenden Fechter, die Medicische Venus, das Florentinische Schwein, den Farnesischen Löwen, den Hermaphroditen, welchen man insgemein für eine schlafende Venus hält; den Daticanischen Apollo, den Castor und Pollux, einen schönen Centaur, die Grupe des Laocöon, den Schleifer, eine Minerva, eine aus dem Bade steigende Venus, einen Bacchus, und unter den Büsten alle die bemerkt zu haben,

welche ich mich, ehedem in Herrenhausen gesehen zu haben, erinnere. Die jungen Leute, welche sich der Zeichenkunst und der Bildhauerkunst widmen, erhalten hier Anleitung. Sie haben gleich neben dem Saale ein Zimmer, wo sie ihre Arbeiten, besonders die Ersten, fortsetzen, die sie hausen bey den Statuen und Bruststücken anfangen.

Der Churfürst läßt gegenwärtig auch eine Sternwarte nahe bey der Jesuiterkirche nach den Kasernen zu aufführen. Das Gebäude wird ein aus röthlichem Sandstein errichteter Thurm, und nach dem, was ich gesehen habe, ein sehr brauchbares Stück werden.

Zum Vortheil der Aerzte und Wundärzte, insbesondere derer, die bey den Soldaten und im Kriege gebraucht werden, ist auch schon seit langen Jahren eine Anatomie errichtet worden, wo alle diejenigen, welche sich Erkenntniß erwerben wollen, unentgeltlich unterrichtet, und ihnen auch sogar Anleitung selbst Hand anzulegen gegeben wird. Für eben die jungen Wundärzte muß überdies der Demonstrator Lektionen in dere Physiologie halten. An Leichen hat die Anatomie einen Ueberfluß, da alle Soldaten, die der Demonstrator fordert, aus dem Hospitale, welches gleich darbey ist, abgegeben werden müssen. Das Theater ist nicht groß, doch sonst ganz geräumlich, und nur auf der einen Seite mit einer Orchester umgeben. Sie haben in der Präparierstube feine Gemälde und einige Schränke, mit guten Präparaten für die Physiologie, auch einen guten Vorrath sauber gebleichter Knochen. Man hat mir einen länglicht viereckichten Kasten gewiesen, worin die Knochen der Glieder in solche Einschnitte gelegt waren, wie es ihre Form foderte, um dadurch den Schülern einen guten Begriff von der Lage herzubringen. Ich muß sagen, daß mir alle diese Anstalten in Absicht auf die Anatomie und Physiologie recht wohl gefallen haben, und daß ich überzeugt bin, daß ob schon alles ohne großes Gepränge vor sich geht, die Wundärzte in Manheim recht gute Leute werden können, wenn sie nur anders wollen, aber mir deucht sie belieben zum Theil das Gute nicht zu erkennen, das ihnen öffentliche Anstalten wollen zufließen lassen. Die Leute gehen oft an fremde Orte um mehr in solchen Dingen zu lernen und lernen just nichts, weil das Getümmel zu groß ist und die Sorgfalt der Lehrer mit dem Anwachs desselben abnimmt. Und die, welche bereits mit ihrer Erfahrung prahlen, schämen sich zu lernen und sind darüber oft in gemeinen Dingen, die aber neu sind, ganz unbewandert.

Um alle Theile der Wissenschaften, welche die Akademie zu ihrem Gegenstand hat, desto besser zu bearbeiten, hat der Churfürst einen Kräutergarten ungefähr tausend Schritte von der Stadt gegen Abend, neu anlegen lassen. Er hat ein schwarzes, thonigtes Erdreich und ist ins Gevierte eingerichtet. Ich habe eine artige Raumschule americanischer Sträucher daselbst angetroffen, die man an unsern Himmelsstrich zu gewöhnen sucht. Für die, welche in freyer Luft nicht ausdauern können, ist eine Reihe recht schöner Treibhäuser erbauet worden. Die Fenster stehen in denselben, nach Art der im Pariser Garten, senkrecht. Die wärmern werden nicht mit ausgemauerten Kanälen wie jene, sondern nur mit einfachen Windöfen und verschiedenen aus ihnen ins Kamin geführten Röhren erwärmt. Außerdem sind sie noch mit Lohbretern, guten Vorhängen und dem übrigen versehen, was die Luft warm erhält, ohne die Menge Ausdünstungen zu vermehren. In dem Museum das für dem Aufseher des Gartens bestimmt ist, und den westlichen Theil der Treibhäuser einnimmt, wird eine botanische Bibliothek angelegt, die zwar noch sehr klein ist, aber doch bereits schöne Bücher aus den letzten Jahren enthält. Die Hauptabsicht bey Anpflanzung des Gartens ist, neue Gewächse aus andern Ländern genau zu bestimmen und ihren Lebenslauf zu beschreiben. Man trifft auch wirklich verschiedene daselbst an, die von den Botanisten noch nicht erwähnt worden sind. Da dem H. M—s, einem Manne von Talenten die Aufsicht über ihn

gegeben, und er die Pflicht auf sich hat, die Beschreibungen zu verfertigen, so kann man sich allezeit viel Gutes versprechen. Es ist jährlich zu Erhaltung des Gartens eine gewisse Summe ausgefetzt. Weil inzwischen die Akademie sich mit Untersuchung der einheimischen Naturproducte ebenfalls abgeben soll, so ist einem andern ihrer Mitglieder aufgetragen, die Pflanzen der Pfalz aufzusuchen und zu beschreiben. Es ist wirklich zu wünschen, daß sich diese fürtrefflichen Anstalten bey veränderten Zeitläuften erhalten und nicht mit andern ein gleiches Schicksal haben mögen, wo man den Nutzen immer in der Ferne geföhlt. Gewiß werden dadurch die Wissenschaften in einem Theile von Deutschland, wo, wie man sagt, sie noch immer vernachlässiget worden sind, viel gewinnen und sich besser ausbreiten.

Die ganze Churpfalz ist eine von den gesegnetsten Provinzen Deutschlands. Wenn in den vorigen Zeiten sich zuweilen ihre Einwohner in andere Gegenden gezogen haben, so haben mehr die Religion und andere Staatsmängel hierzu Anlaß gegeben, als das Unermögen des Landes viele Einwohner zu nähren. Die erste Ursache zum Auswandern hat wohl jezo größtentheils aufgehört und es leben hier alle Arten Religionsverwandten von den Hauptsecten des Christenthums friedlich bey einander. Auch in Manheim ist die Tolerenz vollständig. In allen Städten, besonders aber in Manheim und Frankenthal sind Fabriken angelegt, welche die Landproducte verarbeiten. Man bauet viel türkisches Korn und Tobak, man giebt sich mit dem Seidenbau ab, man pflanzt Maulbeerbäume und so weiter. Wie es mit den Khabarberbau geht, weiß ich nicht, ich denke aber, daß die Pfalz nicht Tibet ist, und es am Ende den Drogisten zu neuen Verfälschungen Anlaß geben werde. Man rühmt den jetzigen Landesheern als einen Kenner und Liebhaber der Wissenschaften, man mißt ihm überdies noch eine gute Einsicht in die Oekonomie bey, und durch den Hof und die daseibst angestellten Lustbarkeiten wird Manheim ein angenehmer Aufenthalt für Fremde, besonders in der Carnavalszeit. Leute von einiger Erziehung zeigen viele Lebensart in einem ziemlich freyen Umgange, bey dem man sich keine große Gewalt anthut. Es wird schon sehr viel französisch gesprochen, das Frauenzimmer ist schön von Gesicht, mehrentheils blond, gut gefärbt und wohl gewachsen, und verschönert sich noch mehr durch gut gewählte Kleidungen. Ich muß gestehen, daß mich die Pracht der Einwohner ziemlich in Verwunderung sezte, wenn ich sie mit dem vergleiche, was ich zeithero an andern Orten, die man für reich hält, gesehen hatte. Ich getraue mir zu behaupten, daß man fast so viel Seide von den glänzendsten Farben, als Wolle und Baumwolle trägt, und wenn ich von dem Außern auf die Cassen fortschließen darf, so muß es in Mannheim sehr reiche Leute geben . . .

Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Don Johannes Fischer, Architekt in Adelsheim.

8. *)

Bautätigkeit.

Obgleich schon bis anfangs der sechziger Jahre Wohnungsmangel bestand, vermochte dieser die Bautätigkeit nicht anzuregen, da die Bauhandwerker keine Lust hatten, Mietwohngebäude auf eigene Kosten zu erstellen. Ein Unternehmertum gab es noch nicht, und Privatleute waren hierfür nicht zu gewinnen. Die Bautätigkeit beschränkte sich auf die notwendigen Bauunterhaltungsarbeiten, Um- und Aufbauten, sowie einzelner Neubauten für Gewerbebetreibende. Da das Wachstum der Bevölkerung sich nur langsam vollzog, behalf man sich eben mit den vorhandenen Wohnungen, denn wo und wie die Bevölkerung wohnte,

*) Abschnitte 1—7 siehe Heft 1 dieses Jahrgangs, Sp. 5.

darum kümmerte sich noch keine Behörde. Dabei war es ortsüblich, daß beim Wohnungswechsel von seiten der Gebäudeeigentümer keine Instandsetzungen zu erfolgen brauchten. Der Mieter hatte alle Instandsetzungen auf seine Kosten zu bewirken. Was dies in jener armen Zeit bedeutete, kann sich der Leser selbst ausmalen. Es herrschten daher in vielen Gebäuden, besonders in der Unterstadt trostlose Zustände. Aber darum kümmerte sich ja niemand, die Leute mußten eben sehen, wie sie sich miteinander abfanden.

Erst als das Drängen nach Gewerbefreiheit und Freizügigkeit einsezte, wurde mit dem Öffnen verschiedener Straßen und deren Fortführung nach dem Ringdamm begonnen, um neues Baugelände zu erschließen und damit Anreiz zum Bauen zu geben.

Eine der ersten Straßen, die nach dem Ringdamm geführt wurde, war die „Jungbuschstraße“. Diese war bereits bis zur „Anlage“ vor dem Ringdamm hergestellt und teilweise bebaut. Im Jahre 1861 wurde mit der Fortführung der Jungbuschstraße nach dem Ringdamm und gleichzeitig mit der Anlage der Ringstraße bei den Baublöcken F 7 und G 7 begonnen. Alsbald regte sich nun hier die Bautätigkeit. Schon nach kurzer Zeit erfolgte die Fortsetzung der Ringstraße an den Baublöcken H 7 und J 7, so daß bis etwa Mitte der siebziger Jahre der westliche Teil der Ringstraße bis zum Gaswerk K 6 nahezu ausgebaut war. Dor den Gebäuden der Ringstraße wurden Vorgärten angelegt. Diese sind Eigentum der Stadtgemeinde, den Gebäudeeigentümern vertraglich zur Benutzung überlassen mit der Bedingung, daß durch sie die Instandsetzung und Unterhaltung zu geschehen hat.

Die Bautätigkeit begann sich in der Weststadt zu entwickeln, was ja sehr natürlich war, indem diese sich unmittelbar an die Verkehrsanlagen angeschlossen, Handel und Verkehr sich daseibst immer mehr entwickelte, wodurch Arbeitsgelegenheit geschaffen wurde und schließlich Wohnungsbedürfnisse sich geltend machten.

Der Fortführung der Jungbuschstraße nach dem Ringdamm folgten bald die „Kirchen“- und die „Akademiestraße“. Diese beiden Straßen waren ebenso wie die Jungbuschstraße bereits bis zu den Anlagen vor dem Ringdamm als Straße hergestellt, mußten aber ihrer Tiefelage wegen der Steigung nach dem Ringdamm entsprechend aufgefüllt werden. Solche Auffüllarbeiten dauerten immer sehr lange, da das Material lediglich aus Bauschutt, Aushub von Baugruben, auch Unrat aller Art gewonnen wurde, was ja nicht als einwandfrei bezeichnet werden kann, aber es war eben nichts anderes zu haben, und billig mußten die Straßenauffüllungen ausgeführt werden.

Zur gleichen Zeit, als die Jungbuschstraße nach dem Ringdamm geführt wurde, geschah das Gleiche mit der Katharinenstraße, die noch vor der Jungbuschstraße fertiggestellt werden mußte, da hier ein dringendes Bedürfnis vorlag. Durch Öffnen der Katharinenstraße war die direkte Verbindung des Schlachthauses mit dem Stadttinnern hergestellt. Um diese Straße möglichst rasch dem Verkehr übergeben zu können, wurde über den zu überquerenden Stadtgraben eine Holzbrücke hergestellt und die Ueberwölbung des Grabens auf spätere Zeit verschoben.

Der Katharinenstraße folgte alsbald die „Ludwig-Wilhelm-Straße“. Doch dauerte deren Durchführung nach dem Ringdamm noch eine Reihe von Jahren, da ein dringendes Bedürfnis nicht vorlag; der Straßenkörper diente zunächst als Schuttanlage.

Die Eröffnung bzw. Durchführung der Straßen vom Stadttinnern nach dem Ringdamm war bei den ersten Straßen jeweils ein Ereignis, das die gesamte Bevölkerung interessierte. Wurde es jezt doch jederman möglich, auf kürzerem Weg wie bisher nach dem Ringdamm und von diesem ins Innere der Stadt zu gelangen.

Der untere Teil der Ludwig-Wilhelm-Straße von der Straßenecke J 5, 1 ansteigend bis zur Ecke K 5, wo diese von der Fabrikstraße gekreuzt wird, war schon früher fertiggestellt und bebaut. Dagegen war die Straßenstrecke von der Straßenecke J 5 nach dem Ringdamm des noch tiefgelegenen Engelhornschen Gaswerks, sowie der Kahnschen Federnfabrik und einiger Wohngebäude wegen noch nicht durchführbar.

Die Straßenbezeichnungen wurden in der Innenstadt durchgeführt und gleichzeitig die Grundstücke mit Straßennummern in der Weise versehen, daß die Grundstücke der rechten Straßenseite die geraden Nummern, diejenigen der linken Straßenseite die ungeraden Nummern in roter Farbe erhielten. Diese Neuerung wirkte verwirrend, sie scheint in der Absicht vorgenommen worden zu sein, die Straßenbezeichnung später an Stelle der Literierung zu setzen. Es hat sich jedoch gezeigt, daß für das Quadratsystem der Innenstadt die Literierung die geeignetere Bezeichnung ist. Die Straßennummern sind in der Folge fallen gelassen worden, dagegen bestehen die Straßenbenennungen noch, haben sich aber bis heute nicht eingelebt.

Bei der Durchführung der Straßen vom Stadttinnern nach dem Ringdamm wurde sehr viel Baugelände erschlossen, das den Grundstücksbesitzern auf Jahrzehnte hinaus reichlichen, unverdienten Gewinn brachte. Ohne einen Finger rühren zu müssen, ernteten diese von Grundstücken, die bisher noch kaum benutzt worden waren, durch deren Umwandlung zu Baugelände große Vermögen. Ein Straßengesetz gab's noch nicht, daher auch keine Straßenkosten, und nach Vermögenszuwachs krächte noch kein Hahn.

Unter den anfrässigen Baumeistern gab es noch viele, die sich mit der Errichtung eines Neubaus, einigen Umbauten und Baureparaturen im Jahr begnügten, denn ein lukratives Geschäft war das Bauen noch nicht, auch der Geldmarkt noch herzlich schlecht. Privatleute gab es nur wenige, die genügend Mut und Geld zum Bauen aufbrachten; auch unter den Bauhandwerkern konnten es nur wenige wagen, Neubauten auf eigene Rechnung auszuführen. Da das Baubedürfnis in keinem Stadtteil besonders hervortrat verteilte sich das Bauen auf das ganze Stadtgebiet. Von den damaligen Baumeistern seien genannt: Schmitt, Ritter, Riesterer, Dietrich, Schwind, Bauer, Hausmann, Müller, Stein, Steinel, Stammnig, Würz, Wittemann, Lockowig, Hoffmann (Kaver), Held, Geper. Die regste Baulust und Bautätigkeit entfaltete Baumeister Schmitt, der schon Anfang der sechziger Jahre starb.

Die Erstellung von Industriebaulichkeiten war noch unbedeutend. Immerhin aber war die Bautätigkeit insofern befriedigend, als die Bauhandwerker genügend Beschäftigung für ihre Arbeiter hatten.

Schon Mitte der sechziger Jahre bot das Rathaus der Gemeindeverwaltung nicht mehr den erforderlichen Raum, so daß ein Erweiterungsbau ins Auge gefaßt werden mußte.

An der Breitenstraße stand zwischen dem Rathaus und dem Nachbargebäude F 1, 4 (Dautsches Haus) das Amtsgefängnisgebäude, der sog. „hoorige Ranze“. Im Erdgeschoß dieses Gebäudes befand sich auf der linken Seite die „Militär-Hauptwache“. Die Gewehre standen in eisernen Stützen, die auf der Straße vor dem Gebäude angebracht waren, dabei ein Schilderhaus mit Wachtposten. Auf der rechten Seite befand sich die „Polizeiwache“. Außerdem war im Gebäude die Wohnung des Gefängniswärters. Zwischen Polizeiwache und Rathaus befand sich das Lokal der Laternenanzünder.

Im Jahre 1866 wurde das Gefängnisgebäude niedergelegt und der Erweiterungsbau des Rathauses ausgeführt. Dieser bestand aus der Mittelpartie an der Breitenstraße mit großem Giebelfeld und dem an das Gebäude F 1, 4 (Dautsches Haus) anschließenden Flügel. Nachdem das erweiterte Rathaus fertiggestellt war, waren nicht nur genügend

Verwaltungsräume vorhanden, sondern auch noch Raum zur Unterbringung der Polizeiwache und eines Teil der Löschgeräte der freiwilligen Feuerwehr. Letztere mußten Anfangs der sechziger Jahre bei Errichtung des Stadtbauamtes anderweitig untergebracht werden. Im übrigen aber hatte die gesamte Stadtverwaltung bis Mitte der achtziger Jahre in diesem Gebäude ihren Sitz. Erst um diese Zeit machte sich infolge der starken Bevölkerungszunahme und der damit verbundenen gesteigerten Anforderungen an die Stadtverwaltung Raummangel bemerkbar, so daß die Verlegung einzelner Verwaltungszweige, die nur mittelbar mit der Zentralverwaltung zusammenhängen, außerhalb des Rathauses ins Auge gefaßt werden mußte. Zunächst wurde die Sparkasse nach F 1, 11 (Semle-Moses-Klaus-Stiftung) verlegt, um Raum für die Stadtkasse zu schaffen. Um die Raumnot im Obergeschoß zu beheben, mußte die Verlegung des Stadtbauamts sowie der Polizeiwache erfolgen. Ersteres wurde im katholischen Pfarrhaus F 1, 7, letztere im Kaufhaus — Bezirksamt — untergebracht. Die freigewordenen Erdgeschoßräume wurden alsdann vom Standesamt bezogen. Das Grundbuchamt wurde in das von Stadtgemeinde käuflich erworbene Gebäude N 6, 5 und die Baukontrolle nach Q 1, 5 verlegt. Dies waren die ersten Veränderungen, die nach etwa zwanzigjähriger Inbesitznahme des erweiterten Rathauses infolge des starken Wachstums der Stadt und seiner Bevölkerung nötig geworden sind, und es sollen auch nur diese hier erwähnt werden.

Obwohl jährlich eine größere Anzahl Neubauten errichtet wurden, blieb der Wohnungsmangel für die untere Bevölkerungsschicht bestehen, da die Mehrzahl der Neubauten mit großen, in beschränkter Zahl auch mit mittleren Wohnungen ausgestattet wurden. Nur bei Umbau alter Gebäude durch Aufsetzen weiterer Stockwerke, Ausbau der Dachstöcke mit Dachwohnungen wurden kleinere Wohnungen erstellt.

Nur an zwei Privatleute kann ich mich erinnern, die in den sechziger Jahren als Bauunternehmer auftraten und verschiedene dreistöckige Wohngebäude mit Kleinwohnungen in der Innenstadt errichteten. Es waren dies der Privatmann Jakob Karwin und der Kirchendiener der St. Sebastianskirche Johann Zinjer. Karwin errichtete seine Bauten in der Katharinenstraße K 3 und 4, Zinjer in der Fabrikstraße auf die ganze Länge des Quadrats K 4.

Bis gegen Ende der sechziger Jahre waren sämtliche Straßen der Weststadt bis zum Ringdamm durchgeführt, so daß an diesem sowie an der Ringstraße die Bautätigkeit etwas lebhafter wurde.

Einige Wohngebäude mit großen Wohnungen wurden in der Rhein- und Heidelbergerstraße errichtet, auch einige Magazingebäude und industrielle Baulichkeiten in verschiedenen Stadtteilen. Das Hauptgebiet der Bautätigkeit blieb nach wie vor die Weststadt. An vielen Baustellen kamen bei den Ausgrabungen der Fundamente bedeutende Reste von ehemaligen Festungsmauern zum Vorschein, deren Beseitigung viel Arbeit und Kosten verursachte.

Die Bauaufsicht wurde wie heute noch durch die Staatsbehörde, damals durch das Stadtamt, später Bezirksamt (Polizeibehörde) ausgeübt. Bei Behandlung der Baugesuche konnte diese in technischer Beziehung die Groß. Bezirksbauinspektion sowie die Groß. Baudirektion in Karlsruhe gutachtlich hören.

Die Stadtgemeinde selbst verfügte nur über einen technischen Beamten, den Stadtbaumeister. Dieser war damals Mag. Kieferle.

Die Baugesuche, die beim Amt einzureichen waren, wurden der Gemeindeverwaltung zur Anhörung bzw. Kenntnisnahme übermacht, die sie alsdann ihrem Stadtbaumeister zur Aeußerung übergab. Dieser nahm nur eine Prüfung insoweit vor, als die Planvorlage städtische Interessen betrafte. Eine technische Prüfung der Baugesuche hatte er nicht vorzunehmen.

Die damaligen baupolizeilichen Vorschriften zeichneten sich noch durch Kürze und Milde aus. Besonders zu beachten waren die landrechtlichen Bestimmungen hinsichtlich der Grunddienstbarkeiten, ferner feuerpolizeiliche Bestimmungen über Kaminherstellungen und verschiedene Bestimmungen konstruktiver Natur. Unter letzteren das merkwürdige Verbot der gebrochenen Dächer (Mansardendächer).

Dadurch, daß sämtliches Straßengelände der noch nicht nach dem Ringdamm führenden Straßen stadteigenes Gelände war, konnte die Stadtgemeinde ohne weiteres die Straßen der Bebauung und dem Verkehr erschließen, was von großem Wert war.

Alle Baublöcke, die durch die Fortführung der Straßen nach dem Ringdamm gebildet worden sind, mußten auf ihre ganze Länge geschlossen erbaut werden, da die Durchführung von Querstraßen innerhalb dieser Baublöcke für die Stadtverwaltung noch eine Unmöglichkeit war und die Grundstücksbesitzer, die hierbei in Betracht kamen, kein Interesse für solche hatten.

Wie bereits ausgeführt, war die Bautätigkeit bis gegen Ende der sechziger Jahre etwas lebhafter geworden und setzte im Frühjahr 1870 mit der gleichen Lebhaftigkeit ein. Doch schon im Monat April zogen sich am politischen Horizont drohende Gewitterwolken zusammen, die in den deutschen Ländern große Besorgnis auslösten und in der Folge im geschäftlichen Verkehr große Zurückhaltung hervorriefen, die sich besonders beim Bauen sehr bemerkbar machte. Doch hoffte man, daß sich die drohenden Kriegswolken wieder verziehen werden, denn im Ernst dachte ja kein Mensch daran, daß die Hohenzollernsche Thronkandidatur den Franzosen Anlaß zum Krieg gegen Preußen geben könnte.

Wie eine Bombe platzte die französische Kriegserklärung im Monat Juli in die friedliche Stille unserer Heimat.

Kaum war die Mobilmachung angeordnet, so war die nächste Folge Einstellung der Bauarbeiten.

Nach dem Friedensschluß begann sich im Laufe des Frühjahrs die Bautätigkeit zu regen. Man erwartete einen allgemeinen Aufschwung des öffentlichen Lebens, wozu die Kriegsschädigung von 5 Milliarden große Hoffnungen erweckte.

Der Handel fing an zu blühen, Industrie und Gewerbe begannen sich zu entwickeln. Da schon mehrere Jahre vor Kriegsbeginn Gewerbefreiheit und Freizügigkeit eingeführt waren, machte sich alsbald ein starker Zustrom fremder Elemente bemerkbar, die sich in der Folge oft recht eigenartig auszuwirken pflegten. Unsolide Unternehmungen machten sich breit, was insbesondere beim Baugewerbe bald in die Erscheinung trat. Einheimische Privat- und Geschäftsleute begannen ihre Gebäude umzubauen, neue Geschäfts- und Wohngebäude zu errichten, wodurch den eingefessenen Bauhandwerkern Arbeit und Verdienst zusfloß.

Die Stadtgemeinde legte den neuen Stadtteil jenseits des Neckars, längs des Neckardammes auf stadteigenem Gelände an, das die Neckargärten mit der Käfertalerstraße verbindet. Dieser neue Stadtteil bestand aus sieben rechteckigen Baublöcken von je 120 Meter Länge und 60 Meter Tiefe, welche gleichmäßig in Einzelbaupläge aufgeteilt waren. Die Baublöcke an der Dammstraße waren mit C 1, D 1, E 1 und F 1, die zurückliegenden mit C 2, D 2 und E 2 bezeichnet. Da die Neckargärten, welche durch die Mittelstraße in zwei gleiche Teile geschieden sind, ebenfalls literiert waren, und zwar mit A 1 bis Buchstabe N 1 rechts der Mittelstraße und mit A 2 bis Buchstabe M 2 links der Mittelstraße, so mußten zur Verhütung von Irrtümern jeweils neben der Bezeichnung der Literierung der Stadtteil angegeben werden. Diese unpraktischen Literierungen der Neckargärten und des neuen Stadtteils wurden später durch Straßennamen ersetzt.

Kaum war der neue Stadtteil vermessen und die Straßenprofile abgesteckt — die Staatsgenehmigung war noch nicht erfolgt —, wurde mit der Versteigerung der Baupläge begonnen, da sich viele Baulustige meldeten. Im Frühjahr 1872 — die Staatsgenehmigung war immer noch nicht erfolgt — begannen verschiedene Unternehmen, ohne die Genehmigung abzuwarten, mit der Bauausführung. Das Bauverbot war die Folge. Nun ging das Schimpfen los, denn jeder wollte so rasch wie möglich seinen Neubau in die Höhe bringen, da ja bald die Anshüttung der Straßendämme beginnen sollte, wodurch eine Hemmung der Bauten auf dem tiefliegenden Wiesengelände zu erwarten stand.

Trotz Bauverbot wurde von Hühköpfen weitergebaut und als inzwischen die Staatsgenehmigung erfolgte, die Bauten teilweise schon auf und über Straßenhöhe aufgeführt waren, brachte anhaltendes Regenwetter Hochwasser, das wochenlang anhielt. In kurzer Zeit hatte das aufsteigende Druckwasser den gesamten neuen Stadtteil unter Wasser gesetzt, so daß jedes Weiterarbeiten an den Neubauten zur Unmöglichkeit wurde. Teilweise zwei Meter hoch stand das Wasser über dem gesamten Bauterrain und es dauerte eine geraume Zeit, bis es soweit zurückgegangen war, daß die Bauarbeiten wieder aufgenommen werden konnten.

Diese Uebersflutungskatastrophe wurde dem neuen Stadtteil zum Verhängnis.

Diejenigen, die rasch mit dem Baubeginn waren, bedauerten, daß sie nicht gewartet hatten, die andern, die noch nicht begonnen hatten, freuten sich über ihr Zuwarten, gaben teilweise ihre Baupläge zurück oder ließen solche unbebaut liegen, da ihnen alle Lust zum Bauen genommen war. Bauten an der Dammstraße, die bereits nahezu auf erste Stockhöhe gediehen waren, zeigten große Risse, die in einigen Fällen zu Prozessen zwischen Bauherr und Unternehmer führten.

Auch zeigte sich jetzt klar, daß die Bodenverhältnisse recht ungünstig sind; daher eine solide Fundierung der Bauten schwieriger und teurer zu stehen kam, als dies allgemein angenommen worden war. Die Uebersflutung des Baugeländes und die dabei gemachten Erfahrungen wirkten abschreckend, so daß das Interesse für diesen Stadtteil geschwunden war.

Gleichzeitig mit der Planlegung des neuen Stadtteils erfolgte die der „Neckargärten“, da durch erstere die Bautätigkeit in den Neckargärten angeregt wurde. Nach dieser Planlegung sollte die Mittelstraße eine Breite von 15 m erhalten. Von den nur 3 m breiten Gartenwegen sollte einer über den andern eingehen und die noch verbleibenden als 12 m breite Straßen hergestellt werden. Dieser Plan nahm sich auf dem Papier recht schön aus, ließ sich aber leider nicht durchführen, ohne daß die Stadt die gesamten Neckargärten erworben, die Straßen durchgeführt und das Gelände neu parzelliert hätte. Eine solche Maßnahme aber konnte nach Sachlage und der bedeutenden Kosten wegen gar nicht in Betracht kommen. Auch lag die Zeit noch fern, in der man an die notwendige rechtzeitige Herstellung von Stadterweiterungsplänen dachte.

Die Neckargärten blieben jahrzehntelang das Scherzkind der Stadtverwaltung, sowie der Bau-, Feuer- und Gesundheitspolizei. Jedes Baugesuch gab zu langwierigen Verhandlungen Veranlassung. Trotz alledem konnte das Bauen nicht gänzlich verhindert werden und so wurden die Mißstände in den Neckargärten immer größer, da es ja überall am nötigsten fehlte. Der Laie hatte keine Ahnung, welche Gefahren mit der Bebauung der Gärten verbunden waren, solange die lebensnotwendigen Einrichtungen, Straßen, Wasserversorgung, Kanalisation, Beleuchtung usw. fehlten. Trotzdem die zuständigen Behörden die große Verantwortung kannten, die mit der weiteren Bebauung der Neckargärten verbunden war, geschah nichts. Man ließ diesen

Stadtteil weiter vegetieren, zumal auch, wie wir weiter sehen werden, die Erwartungen, die an dem ins Leben gerufenen neuen Stadtteil sich nicht erfüllten.

Durch die starke Bevölkerungszunahme, die Steigerung der Bautätigkeit, des Verkehrs und Entwicklung der Industrie erwachsen der Stadtverwaltung große Aufgaben, zu deren Bewältigung die erforderlichen Einrichtungen im Verwaltungskörper geschaffen werden mußten. Das Stadtbauamt wurde errichtet, da ohne geeignete technische Kräfte die Wahrung städtischer Interessen wie erforderlich nicht mehr möglich war. Die Staatsbehörde rief die Baukontrolle ins Leben, da die ständige baupolizeiliche Ueberwachung der Bautätigkeit zur Notwendigkeit wurde.

Auch die Schulhausfrage wurde immer dringender, da die Schülerzahl ständig anstieg. Es sollte auf dem Baublock K 5 ein großes Schulgebäude errichtet werden, das, wie man glaubte, auf längere Zeit ausreichen werde. In einem 1875 ausgeschriebenen Wettbewerb erhielt den ersten Preis Baurat Warth in Karlsruhe. Bald aber wurde dieser Plan fallen gelassen. Man behalf sich zunächst mit Erweiterungen und Umänderungen in den bestehenden Schulgebäuden. In K 2 wurde ein Magazin erworben und dieses zu einem Schulgebäude umgebaut. Inzwischen aber hatte sich in der Neckar- und Schwefingervorstadt die schulpflichtige Jugend — besonders in ersterer — derartig vermehrt, daß die Schulhausfrage für diese Vororte nicht mehr von der Tagesordnung verschwand. Nach den näheren Feststellungen wurde für die Neckarstadt das Bedürfnis für ein Schulgebäude anerkannt und demzufolge auf dem Baublock E 2 der Neckarstadt ein Schulhausneubau für Knaben und Mädchen im Jahre 1875 errichtet. Der Plan hierzu war von dem Militärbaubeamten Gerstner in Karlsruhe gefertigt worden.

So sehr der Aufschwung, der nach Kriegsende einsetzte, zu begrüßen war, so sehr waren aber auch die teilweise recht üblen Auswirkungen zu bedauern. Ein neuer Zeitgeist beherrschte das öffentliche und private Leben; für den Gewerbetreibenden eine schwere Zeit. Das spekulative Unternehmertum machte sich allenthalben breit, der solide Handwerker wurde beiseite gedrängt, an Stelle der Solidität und Ehrlichkeit traten Unsolidität und Unehrllichkeit, häufig auch Schwindel.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel erfolgte im Spätjahr 1873 der „Wiener Bankkrach“, der unübersehbare finanzielle Schäden verursachte, die sich auf allen Wirtschaftsgebieten nachteilig auswirkten. Sehr bald schon machten sich die Folgen beim Bauen bemerkbar. Der Kredit wurde überall jäh unterbunden, damit kam die Bautätigkeit ins Stocken und ersahnte nach und nach gänzlich. Nur wer über genügende Geldmittel verfügte, konnte weiterbauen. Hypotheken waren schwer zu erhalten und Baugeld, um das Bauen zu fördern, gab's nicht mehr, überall traten Zahlungsschwierigkeiten ein, denen in der Regel der Konkurs folgte. Trostlose Zustände herrschten in den folgenden Jahren auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens; das Vertrauen war so sehr erschüttert, daß sich fast niemand mehr an ein Unternehmen heranwagte.

Sehr hart betroffen durch der Zeiten Ungunst wurde die Neckarstadt. Verlassen lagen die Baupläze, auch teilweise begonnene Neubauten, Arbeit fand hier nur noch der Gerichtsvollzieher und der Konkursverwalter. Nicht allein gewissenlose Spekulanten traf das Verderben, auch viele fleißige, bisher gut situierte Gewerbetreibende wurden das Opfer der Zeitverhältnisse. Der Verlust der vom Schicksal Betroffenen wurde vielfach Gewinn derer, die wie Raubvögel auf Beute lauerten.

(Schluß folgt.)

Kleine Beiträge.

Aus Friedrich von der Trends Gedichten. In Nachen, gedruckt mit Müllerischen Schriften, erschien 1772 der erste Band der sämtlichen Werke und Gedichte des berühmten Gefangenen von Magdeburg, Frhr. Friedrich von der Trend, „welche meistens in seinem 10jährigen Gefängnisse geschrieben, nunmehr mit neuen Stücken vermehrt, von ihm selbst übersehen, verbessert, auch zum Druck befördert worden“.

Die der Erzherzogin Maria Anna gewidmete Vorrede hat Trend am 24. März 1772 in Nachen geschrieben, wo er damals seinen Wohnsitz hatte.

Der Band enthält unter den „Geistlichen Sachen und Oden“ S. 76 eine „Trauerode bey dem Grabe des Durchlauchtigsten Prinzen Friedrich von Zweybrücken dem Durchlauchtigsten Churfürsten zu Pfalz übergeben, da ich 1767 durch Mannheim reisete, und meinen ehemaligen hohen Gönner begraben sahe“.

Ferner S. 228 unter den „Vermischten Gedichten“ ein Gedicht: „Auf das Bild der verwittibten Churfürstin von Sachsen, da sich Hochdieselbe in Mannheim mahlen ließ“. Dem kurzen Gedicht ist folgende Vorbemerkung vorausgesetzt:

„Ich kam eben im Octob. 1771 nach Mannheim, da diese gelehrte Fürstin sich einige Tage daselbst aufhielt. Sie hatte den Mahler bestellt, und befahl mir während der Zeit seiner Arbeit Ihr den Zusammenhang meines wunderbaren Schicksals zu erzählen. Bey dieser Gelegenheit erjann ich folgende wenige Zeilen, die, wan ich mich nicht irre, viele Gedanken einschränken, und in dieser Sammlung meiner Gedichte einen Platz verdienen. Wer die Churfürstin von Sachsen kennt, der verspricht mir Ihren Beifall, und weiß, daß Sie concentrirte Gedanken des übereilten Dichters von weitläufigen Lob-Reden zu unterscheiden weiß. Und im Schmächeln der Großen ist meine Feder eben nicht verdächtig.“

Der Schluß des Gedichtes lautet:

„O Mahler schildre was sie denkt:
Dann bleibt ihr Bild hier ewig schön.
Carl Theodor, dem sie es schenket,
Wird sich zugleich getroffen sehn.
In Mannheim bleibt des Bildes Pracht.
Trend schreibt was Bilder leben macht.“

Zeitschriften- und Bücherchau.

Martha Schweisgut, Landschaftliche Veränderungen in der badischen Rheinebene und im Schwarzwald in den letzten hundert Jahren. Badische Geographische Abhandlungen, 6. Heft. Mit 14 Abbildungen. 1930. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe. 5.50 RM, für Abonnenten der Abhandlungen 5 RM. — Die Abhandlung, die in ihrem ersten Teil aus einer am Heidelberger Geographischen Institut entstandenen Dissertation 1921 hervorging, ist einer völligen Umarbeitung unterzogen worden, bei der auch der Schwarzwald mit einbezogen wurde. Es ist hier der Versuch gemacht, aus dem Vergleich älterer und jüngerer Kartenwerke Gesetzmäßigkeit und Grad der landschaftlichen Wandlungen innerhalb des letzten Jahrhunderts festzustellen. Die badische Rheinebene und der badische Schwarzwald stehen im Mittelpunkt der Betrachtung. Nicht die historische Entwicklung des heutigen Bildes dieser Landschaften wird gegeben, sondern es wird das Bild der Landschaften im Anfang des vorigen Jahrhunderts mit dem heutigen Bild verglichen, ähnlich wie man alte Stiche und moderne photographische Aufnahmen einer Stadt zur Hand nimmt und die Veränderung des Stadtbildes verfolgt. Solche Landschaftsbilder aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts gibt es freilich nicht allzuvielen, aber die Karte ist zum Glück ein guter und zuverlässiger Ersatz dafür. Die Schrift gibt ein Stück Wirtschafts-, Verkehrs- und Siedlungsgeschichte, fesselt aber gerade in ihrer Beschränkung außerordentlich durch ihre Mannigfaltigkeit. In der Verknüpfung der „alten“ mit der „neuen“ Zeit liegt der besondere Reiz dieser Schrift.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz

Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Fernruf: 29717 — Postfachkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depositionskasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Juli 1930

Nr. 7

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertums-Verein. — Vereinsveranstaltungen. — Schenkung an das Schloßmuseum. — Bibliotheksentwürfe Peter von Verschaffelts. Von Dr. Wilhelm Fraenger. — Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Architekt Johannes Fischer (Schluß). — Pfälzer Studenten auf niederländischen Universitäten. Von Dr. Karl Wolf (Nachtrag). — Carl Rottmann. — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Das Ehren- und Ausschußmitglied unseres Vereins, Herr Carl Baer feierte am 5. Juli seinen 75. Geburtstag. Der Verein hat ihm zu diesem Tage seine Glückwünsche dargebracht. — In der Ausschuß-Sitzung vom 1. Juli wurden bis jetzt für das Winterhalbjahr 1930/31 folgende Vorträge beschlossen: Dr. St. Kasper-Mannheim: Sinn und Unsinn in der Geschichte; Prof. Dr. Franz Schnabel-Karlsruhe: Tradition und Zeitgeist; Dr. Fl. Waldeck: Mannheimer Persönlichkeiten 1848/49; Prof. Dr. Friedr. Walter über ein noch zu bestimmendes Thema; Dr. Gust. Jacob: Adelsitze des 18. Jahrhunderts in der Umgebung von Mannheim. Herr Prof. Dr. Gropengießer wird Ende September und Anfang Oktober einen siedlungs-geschichtlichen Spaziergang Feudenheim—Wallstadt—Straßenheimer Hof—Feudenheim sowie eine Führung in der archäologischen Abteilung des Schloßmuseums: „Denkmäler zur Kulturgeschichte Altitaliens“ veranstalten. Ein vollständiges Programm mit allen näheren Angaben wird den Mitgliedern im Laufe des Monats September zugehen. — Angekauft wurde ein Album mit Zeitkarikaturen 1848, Originalzeichnungen mit dem Titel „Hinkmann“; zwei Mannheimer Gelbilde von 1845, darstellend Joh. Friedr. Rippert (1817—1860) und seine Ehefrau geb. Küchler (1821—1871). Als Geschenk erhielt der Verein von Herrn Wilhelm Kaesen und seiner Schwester Frau von Rink verschiedene Gegenstände aus Familienbesitz. — Wir verweisen auf den günstigen Bezug des Speyerer Dombuches für unsere Mitglieder. (Näheres zweite Umschlagseite.)

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Esch, Friedrich, Bankdirektor a. D.
Küllmer, Frau Emma, Witwe.

Vereinsveranstaltungen.

Trotz der sommerlichen Hitze waren es doch gegen 40 Damen und Herren, die Sonntag, den 6. Juli an dem Ausflug nach Kirchheimbolanden teilnahmen. Niemanden sollte es gereuen. Schon die Autofahrt in der Morgenkühle durch die nun freie Pfalz nach Worms, von da durch das alte Reichstädtchen Pfeddersheim, dessen Türme und alte Gemäuer im Morgendunst noch stimmungsvoller wirkten, in das Hügelland des südlichen Mainzer Beckens durchs Pfimmltal dem Donnersberg entgegen, war ein hoher Genuß. In

Kirchheimbolanden begrüßte die Angekommenen der Führer des Tages, Herr Notar Dr. Breith. Am Schloß begann dann 9.30 Uhr die Besichtigung. Zunächst führte der Besitzer, Herr Kommerzienrat Brunn, durch den herrlichen Schloßgarten, der in seiner ganzen Anlage mit vielen fremdländischen Bäumen wie durch einzelne Blicke das Entzücken der Besucher erregte. Von älteren erhaltenen Anlagen sei noch das Ballhaus erwähnt wie zwei prächtigen schmiedeisenen Tore der Barock- und Empirezeit, zu denen noch ein modernes der jetzigen Besitzer hinzugekommen ist. Während in einem Gartensaal die Gäste in liebenswürdiger Weise bewirtet wurden, sprach Herr Notar Dr. Breith über die Geschichte des Schlosses. Man merkte sofort, mit welcher Liebe der Redner sich seines Stoffes angenommen und mit welchem Fleiß er die Entwicklung Kirchheimbolandens in den verschiedensten Archiven schon erforscht hat. Möge es ihm vergönnt sein, die geplante Veröffentlichung recht bald in Druck zu geben. Der Redner zeigte, wie vom achten Jahrhundert an, wo der Pfalz noch Königsgut war, seit den Herren von Bolanden, den Ministerialen der Staufer, die Besitzer wechselten, bis die Grafen von Nassau im 17. Jahrhundert Herren in „Kirchheim“ wurden, jene Grafen, deren Linie Niederlande-Luzemburg später eine große Rolle spielen sollte. Manches Rätsel gilt es noch zu lösen in der Baugeschichte des Schlosses, dessen Schicksale (Franzosenzeit, Zerstörung) wenig klar sind. Jedenfalls kam der im 18. Jahrhundert entstandene neue Barockbau nach wechselnden Besitzern 1854 in den Besitz der Familie Brunn, deren Verdienst es ist, 1887 den schönen Park neu ausgebaut und mit dem Wiederaufbau der schönen Tore viel zur Herstellung des heutigen Zustandes getan zu haben.

Mit herzlichem Danke schied man von dem gastfreundlichen Schloße und begab sich zur Paulskirche, die kurz bergan das Schloß überragt, jenem von Karl August von Nassau als Schloß- und Predigtkirche 1739 erbauten Gotteshaus, dessen Entwurf vielleicht von dem bekannten Saarbrücker Baumeister Stengel herrührt. Jedenfalls hat die Kirche große Ähnlichkeit mit der Schloßkirche zu Weilburg an der Lahn. Ihr Stil ist Barock mit drei Kartuschen des Frühroko, in dessen Stil auch die Deckenputzatur des großen fürstlichen Kirchenjuchls der Empore gehalten ist. Eigenartig wirkt die Einheit von Altar, Kanzel und Orgel. Neben Speyer, Blichsfel und Oggersheim ist diese Kirche die einzige stilreine Barockkirche der Pfalz und eine der ganz wenigen protestantischen Kirchenbauten des 18. Jahrhunderts.

Auch die Peterskirche, deren Besichtigung nun folgte, ist höchst merkwürdig. Ihr Turm mit seinem Rundbogenfries, Eckfigur und Frage stammt aus dem 11. Jahrhundert, der obere Teil aus dem 18. Jahrhundert. Das Innere birgt eine wunderschöne Kanzel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und eine Orgel aus dem Jahre 1778. Scharf hebt sich der mehr bäuerliche Charakter dieses Gotteshauses mit seiner Innenausstattung in gediegener Zimmermanns- und Schreinerarbeit gegen den höfischen der anderen Kirche ab.

Inzwischen war es Mittag geworden, und die Teilnehmer wanderten nun durch die sonntagsstillen Gäßchen zum Schillerbain hinauf, wo Mittagsrast gehalten wurde. Der weite Blick ins nord-pfälzische Land, den man von hier genos, konnte jedem das hohe Lob erklären, das Niehl, der vortreffliche Kenner der Pfalz, diesem Teile von ihr spendet.

Nach der Mittagsrast wanderten die Teilnehmer durch den Wald an den nordpfälzer Hartsteinbrüchen, die besichtigt wurden, vorbei zum Rotherkircher Hof. Von dem Kloster, das hier in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet wurde, steht noch das Refektorium, heute als Kuhstall (!) benutzt; aus der Bodenauffüllung ragen die Säulen mit ihren prächtigen Kapitellen heraus und tragen die Gewölbe mit ihren schweren Gurten. Die Einzelformen der Kapitelle erinnern deutlich an die des Klosters Otterberg bei Kaiserslautern.

Hier schloß nun die eigentliche Führung. Die Heimfahrt, die am Klosterhof vorbei über Bolanden führte, brachte noch mehrere interessante Unterbrechungen. Beim Weierhof, der Mennonitensiedlung, wurde die Realanstalt am Donnersberg besichtigt, deren Aula mit ihren Glasfenstern aus der Pfälzer Geschichte Interesse erregte. In Marnheim nahmen wir dankerfüllt Abschied von dem Führer des Tages, Herrn Dr. Breith. In Kerzenheim wurde das eigenartige Baudenkmal der geschmackvoll renovierten Empirikirche bewundert, ein Rundbau mit Säulenstellung im Innern, und als dann im goldenen Schein der Abendsonne die Fahrt über Dirmstein zum Rheine wieder ihre Richtung nahm, wurde den Teilnehmern noch die Freude zuteil, am Gebirgsrande entlang das Luftschiff „Graf Zeppelin“ fahren zu sehen, dessen Gestalt als Silhouette einzigartig schön am hellen Abendhimmel sich abhob.

Somit schloß der genuehrreiche Tag, der so viel historisch Schönes gezeigt hatte, mit einem Bilde allerneuester Gegenwart. K. Gr.

Es war ein glücklicher Gedanke, zur 900-Jahrfeier des Speyerer Doms einmal wieder das zu versammeln, was die große Vergangenheit des schicksalreichen Gotteshauses im einzelnen und kleinen bei Gottesdienst und Kirchenfeiern geschmückt hatte, und dies auf den weiteren Hintergrund des kunstgeschichtlichen Besitzes des ganzen ehemaligen Bistums zu stellen, soweit er sich aus den Nöten der Jahrhunderte zu uns herübergerettet hat. Das bedeutete Anlaß genug, daß auch der Mannheimer Altertumsverein seine Mitglieder auf Sonntag, den 20. Juli nach Speyer lud. Unter persönlicher Führung von Museumsdirektor Dr. Sprater ging man zuerst zu den Domsälen im Erdgeschloß. Hier sind die alten Bestandteile des Museums durch neue Zeichnungen und Rekonstruktionsentwürfe von J. Klimm und E. Dausmann über das Aussehen des alten Doms in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen sehr lehrreich ergänzt worden; es ist auch geglückt, im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln eine Federzeichnung von 1609, die älteste originale Zeichnung, die uns den Dom und seine Umgebung gibt, aufzufinden und nach Speyer zu bekommen. Die photographischen Aufnahmen von der Öffnung der Kaisergräber 1900 werden hier zum erstenmal seit langer Zeit gezeigt, und das Staatsarchiv hat durch seinen Direktor Dr. Pfeiffer eine Schau seiner wichtigsten Urkunden und Siegel zu Dom und Stadt darangeschlossen. Das Schwergewicht der Ausstellung liegt aber in den zwölf Sälen des Obergeschosses. Da blicken gleich im ersten Saal zehn lebensgroße Porträtbilder von Speyerer Fürstbischöfen vom 15. Jahrhundert an auf uns hernieder, die sonst in beschaulicher Ruhe die Wände von St. Peter im Schwarzwald bei Freiburg zieren. Einen ganzen Saal hat die glänzendste Schöpfung des Speyerer Bistums, Bruchsal, mit seinem Schloß und seiner Kirche erhalten. Dann folgen in bunter Reihe gottesdienstliche Geräte, die mit der christlichen Taubenlampe in Bronze aus dem spätromischen Altirip und dem christlichen Brotstempel aus dem spätromischen Eisenberg beginnen und mit den Meisterwerken der Silber- und Goldschmiede wie der Emailkeramik über das reiche Mittelalter ins 18. Jahrhundert hineinreichen, und die Holzstatuen Marias und der Heiligen und sonstige kirchliche Plastik, fein empfundene künstlerische Arbeiten, wie die Beweinungen Christi aus Landau und aus Obergrombach, neben einfachem Schnitzwerk der Bauernkirchen. Auch drei große Altartafeln haben sich in der Pfalz noch erhalten, von denen die von Maifammer die eindrucksvollste ist. Vervollständig wird dieses meist bodenständige Bild des Mittelalters der Pfalz durch den einzigen Neubesitz in größerem Umfang in der Pfalz, wenn er auch meist

landfremd ist, durch die wertvollen Gemälde und Plastiken des Mittelalters aus der Sammlung des Geheimrats Dr. J. v. Baffermann-Jordan in Heidesheim, der es sich nicht hatte nehmen lassen, als korrespondierendes Mitglied des Vereins selbst herüberzukommen. Ein Rundgang durch das übrige Museum und ein Besuch des Judenbades beschloßen den Vormittag. Nach dem Mittagessen im Wittelsbacherhof erklärte Herr Sprater, dem der Verein für seine Bereitwilligkeit zu großem Danke verpflichtet ist, noch die Baugeschichte des Doms und führte zu den Kaisergräbern. Nachdem man noch das Zeppelinluftschiff über die Domtürme seine Bahn hatte ziehen sehen, fand der Nachmittag im Rheintafel seinen gemüthlichen Abschluß an den Ufern des Stroms, der jüngst von fremdem Joch hier freigeworden war. Auf seinem Rücken führte uns der Dampfer durch einen schönen Sommerabend wieder nach Hause. H. G.

Schenkung an das Schloßmuseum.

Aus Anlaß der Wiederkehr des Eröffnungstages unseres städtischen Schloßmuseums hat Herr Carl Baer, wie in den Vorjahren, der Stadt ein wertvolles Geschenk überwiesen: eine Ludwigsburger Porzellangruppe und zwei Pastellbildnisse. Die um 1762 geschaffene Ludwigsburger Gruppe verbannt ihre Entstehung der Welt des Theaters, das auch am herzoglich württembergischen Hofe eine glanzvolle Pflege fand. Sie stellt eine Ballettszene von drei Personen im typischen Bühnenkostüm der Zeit dar; zwei Tänzer halten über der zwischen ihnen schreitenden, eine Girlande tragenden Tänzerin einen Kranz. Die überaus reizvolle, in delikaten Farben gemalte Gruppe zeigt alle Besonderheiten der 1758 von Herzog Karl Eugen gegründeten Ludwigsburger Manufaktur und gehört zu den Seltenheiten der das reine Rokoko bevorzugenden Frühzeit dieser Porzellanfabrik. Der reich geschwungene Rocaille-Sockel geht wohl auf einen Entwurf von Gottlieb Friedrich Riedel (1724—1784) zurück, während der Modelleur der Figuren nicht eindeutig zu bestimmen ist.

Die beiden Pastelle sind Brustbildnisse des Leiningenschen Fürstenpaares von 1770; sie stellen dar: den Fürsten Karl Friedrich Wilhelm von Leiningen und seine Gemahlin Gräfin Christine Wilhelmine Luise von Solms-Rödelheim. Karl Friedrich Wilhelm von Leiningen (1724—1807), ein Zeitgenosse des Kurfürsten Karl Theodor, stand zum Mannheimer Hof in nahen Beziehungen, er wurde 1768 Ritter des pfälzischen Löwenordens und 1779 Reichsfürst. Um seine Residenz Dürkheim machte er sich verdient durch die Vollendung des dortigen Schlosses und durch die Pflege eines Gesellschaftstheaters, an dem auch Ifland mitwirkte. Die beiden Bildnisse sind sowohl durch ihre künstlerische Qualität als auch nach ihrer historischen Bedeutung sehr beachtenswert; sie beweisen von neuem, mit welcher unermüdeten Liebe Herr Baer, dem das Schloßmuseum für seine Zuwendung herzlichsten Dank schuldet, den Sammelgebieten unserer Heimat nachspürt.

Bibliotheksentwürfe Peter von Verschaffelts.

Von Dr. Wilhelm Fraenger.

I.

Das Mannheimer Bibliotheksprojekt.

Wir legen aus der reichhaltigen Hinterlassenschaft Verschaffeltscher Entwürfe, die das Kurpfälzische Museum zu Heidelberg verwahrt, vier Blätter vor, die für die Werkgeschichte dieses Künstlers, wie für die Bibliotheksgegeschichte Mannheims von besonderer Bedeutung sind. Wird doch mit diesen Bauzeichnungen die bisher unbekannt gebliebene Tatsache ans Licht gehoben, daß Peter von Verschaffelt Ausstattungsentwürfe für den großen Saal der Mannheimer Schloßbibliothek gefertigt hat. Unsere vier Entwürfe sind in Heidelberg unter der Ordnungsnummer VIII/379 inventarisiert. Sie stehen mit über einem Duzend anderer Bibliothekszeichnungen P. v. Verschaffelts

in thematischem Zusammenhang: So mit der originellen Planung eines Bibliothek-Turmbaus, die in drei Studienblättern festgehalten ist (J.-Nr. VIII/149), sowie mit einer ganzen Serie von Grundrissen, Fassadenstudien und Innenraumkonzepten, die Verschaaffelt einem ganz großen Bibliotheksprojekt gewidmet hat (VIII/150, 152 bis 156, 244—246, 381 und 382).

1. Bisherige Beurteilung der Bibliotheksentwürfe.

Man hat bisher in diesen Bauzeichnungen ohne Unterschied¹⁾ Entwürfe für eine nicht zur Ausführung gelangte Münchener Bibliothek erblicken wollen. Als solche hat sie Joseph August Beringer in seiner grundlegenden Studie über Verschaaffelt angesprochen²⁾ und Edmund Beißel machte sich in seiner Abhandlung über den „Ritter Peter Anton v. Verschaaffelt als Architekt“ (Berlin 1920) diese Zuschreibung zu eigen.

Diese Lokalisation ist auf ein Schriftstück von Verschaaffelts Schwiegersohn Franz Anton Mai zurückzuführen, der im September 1804 dem Kuratorium der Heidelberger Hochschule mehrere Baumodelle aus der Hinterlassenschaft seines Verwandten angeboten hat. Er reichte dabei ein Verzeichnis dieser Stücke ein, worin an erster Stelle ein „Modell der Bibliothek, welche Verschaaffelt unter dem höchstseligen Kurfürsten Carl Theodor zu München hat erbauen sollen“ figuriert. Drei Jahre später wurden die Modelle der Universitätsammlung tatsächlich zugeführt, wo sie indes im Lauf der Jahre in Verstoß gerieten.

Auf diese einzige Beurkundung beschränkte sich das bisherige Wissen über ein Münchener Bibliotheksprojekt des Mannheimer Akademiedirektors. Jene nach Heidelberg gestifteten Modelle sind verschollen, wonach uns für die Münchener Plangestaltung jedwede anschauliche Unterlage fehlt,

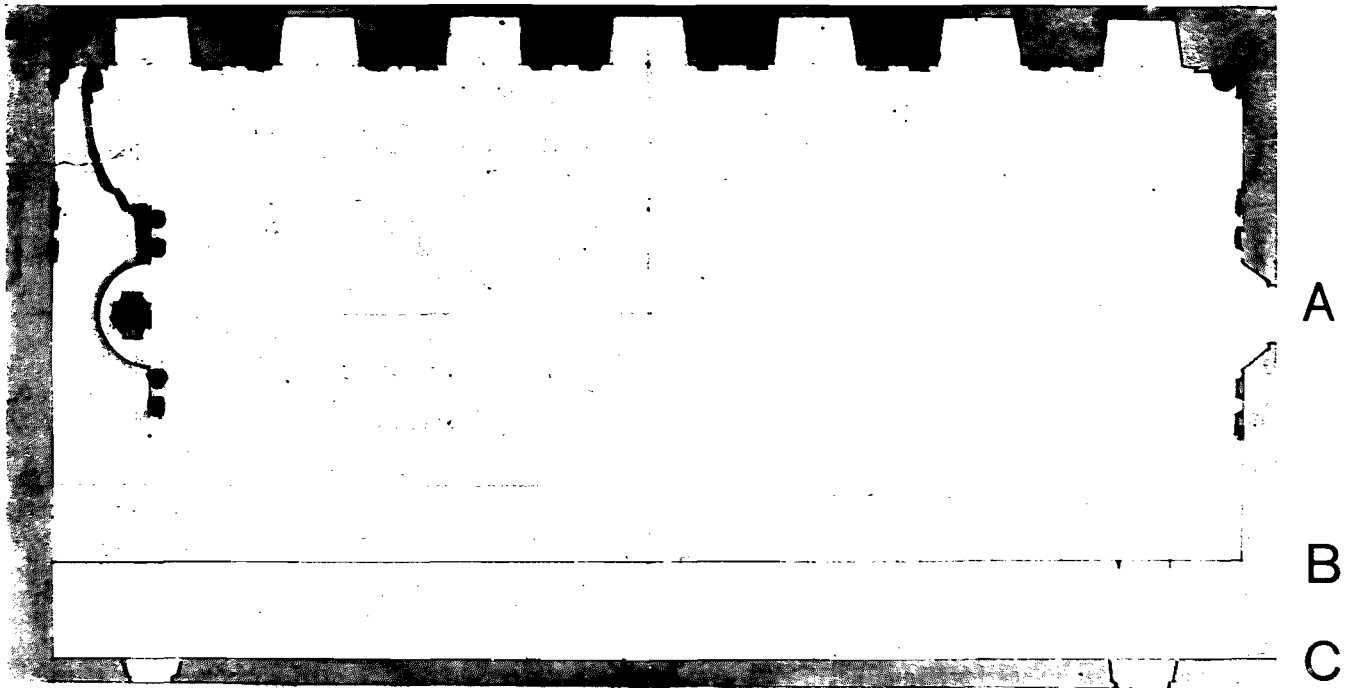
Derjuchung nahe genug, die literarische Notiz Franz Anton Mai's mit diesen bildnerischen Dokumenten in Zusammenhang zu bringen und solcherart — wie Beringer und Beißel taten — in diesen Bauzeichnungen ohne weiteres Münchener Bibliotheksentwürfe zu erblicken.

Jedoch bei dieser Kombination hat man vollkommen außer acht gelassen, daß die Verschaaffelt'schen Bibliotheksentwürfe drei ganz verschiedenen Bauprojekten zugehören: hier ein sieben-fensteriges System bei rechteckiger Grundrißform des Saales, dort ein neun-fensteriges bei T-förmiger Raumgestaltung, zuletzt gar noch ein kurioser Bücherturm. Angesichts solcher Unterschiedlichkeit der Bibliotheksprojekte kann es sich schwerlich um den einen Standort München handeln. Wir lehnen daher solche Kombinationen ab, um uns dafür zunächst nur an die anschaulichen Tatsachenbefunde unserer Zeichnungen zu halten.

2. Beschreibung der Bibliotheksentwürfe.

Die Grundrißzeichnung (Abb. 1) bietet uns die Ansicht eines rechteckigen Saales. Er ist in seinen Raumproportionen dadurch charakterisiert, daß seine (auf der Abbildung mit A bezeichnete) Längsachse mit der tatsächlichen Raum-Mittelachse nicht identisch ist. Die Achse A stellt nicht etwa die Mitte zwischen der Nord- und Südwand (C) dar. Sie ist vielmehr auf die der Südmauer in starkem Abstand vorgelagerte Abgrenzungslinie B bezogen.

Der Zugang zu dem Saal erfolgt von Osten durch ein Hauptportal, während zwei Seitentüren in der Südmwand stehen. (Nachträglich in dem Mittelfeld der Südmwand angebrachte Korrekturen deuten darauf hin, daß Peter von Verschaaffelt diese Seitentüren durch einen Mitteleingang zu ersetzen dachte.) Das Hauptportal mit stark geschrägter



1. Verschaaffelt: Grundriß des großen Bücher-saales.

die als authentisch gelten dürfte. Da aber im Verschaaffelt-Nachlaß des Kurpfälzischen Museums eine ganze Reihenfolge von offenbaren Bibliotheksentwürfen überliefert ist, lag die

¹⁾ Mit Ausnahme des im bisherigen Verschaaffelt-Schrifttum nirgends angeführten Turmbauprojektes einer Bibliothek.

²⁾ Peter v. Verschaaffelt, sein Leben und sein Werk, Straßburg 1902 (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 40), S. 88 f.

Laibung erscheint durch ein Pilasterpaar flankiert. Als Gegenüber des Portals gewahren wir ein reichgegliedertes Gebilde: Ein in den Saal weit vorgeschobenes Doppelsäulenpaar faßt einen halbrund hinterwölbten Sockel ein. Ursprünglich war, wie die Pilaster-Andeutungen an der Westwand lehren, ein sehr viel schlichterer Aufbau vorgesehen.) Nach Norden ist der Saal geschlossen durch eine in sieben Fensterachsen eingeteilte Wand. Vor jedem Fensterpfeiler

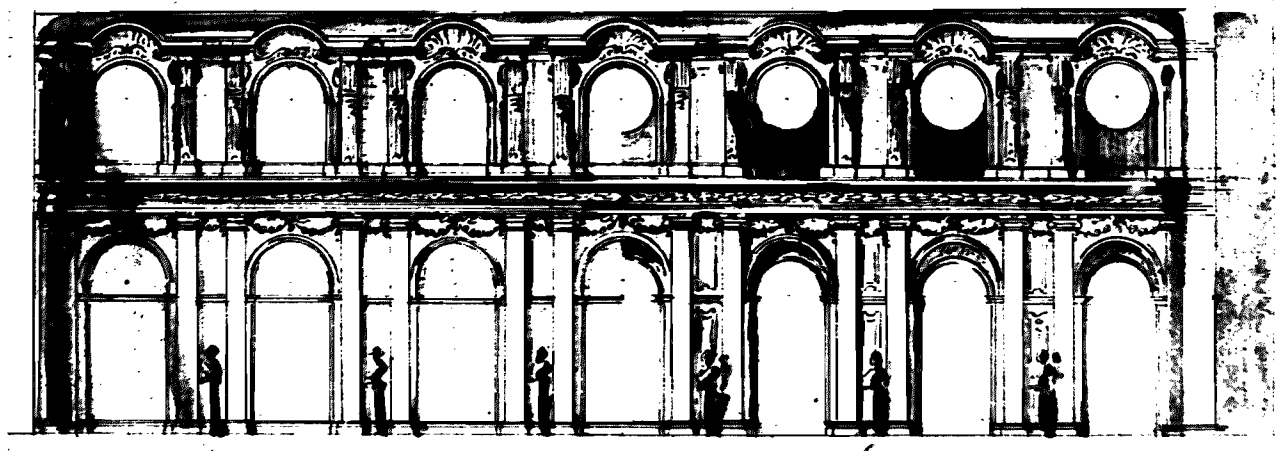
stehen zwei Pilaster. Die Fenster sind in tiefe Nischen eingelassen. — Die Südwand war dazu bestimmt, die Bücherschränke aufzunehmen. Ueber die Anordnung und das System der Bücherschränke gibt die schematisch karge Grundrißzeichnung keine Auskunft. Um diese wesentliche Frage aufzuklären, wenden wir uns der nächsten Zeichnung zu.

Nord- und Süd wand (Abb. 3): Die Grundrißstudie und dieser Wandentwurf sind auf das gleiche Stück

Ganz analog gestaltet sich die Bücherwand, auf deren zwei Geschossen je sieben große Bücherschränke stehen. Die Schränke sind — der Fensterform entsprechend — bogenförmig abgeschlossen. Die dritten Schranknischen (von links gesehen) deuten die innere Einrichtung der Bücherschreine an: So ist der große Schrank des unteren Geschosses in seinem Hauptfeld in fünf Fächer eingeteilt, welche zur Aufnahme von Folianten dienen. Das runde Oberfeld hat



2



3

2. Nordwand der Mannheimer Schloßbibliothek.

3. Verschaffelt: Kombinationsentwurf für Magazin- und Fensterwand der Mannheimer Schloßbibliothek.

Papier gezeichnet. Und zwar in so genauer Uebereinstimmung der Größenmaße, daß beide Zeichnungen als Grund- und Aufsriß eine Einheit bilden. — Bei der höchst aufschlußreichen Studie zur Wandgestaltung handelt es sich um einen Kombinations-Entwurf. Zwei Wandhälften sind auf dem Blatt synoptisch festgehalten: Rechts sieht man eine Darstellung der halben Nordwand (= Fensterwand), zur Linken eine Abbildung der halben Südwand (= Bücherwand). Verschaffelt hat demnach die beiden Wände genauestens aufeinander ausgerichtet und sie in eine streng symmetrische Korrespondenz gesetzt.

Der Saal ist zweigeschoßig angelegt. Auf seiner Nordwand stehen sieben rundbogige Fenster, die — bis zum Boden durchgezogen — in gleichmäßigen Intervallen angeordnet sind. Den Fensterpfeilern sind die uns bereits bekannten Doppelpilaster vorgelagert, in deren Nischen jeweils eine Herme steht. Ueber den dorischen Pilasterkapitellen läuft ein mit einem Kranzgewinde schlicht geschnitzter Architrav. Darüber setzt sich die Pilasterordnung in Konsolen fort, welche als Rahmen für die sieben muschelbekrönten Rundfenster des oberen Geschosses dienen.

ebensfalls fünf Fächer. Sie sind — wie das neunfache Repositorium des zweiten Stockwerks — für Bücher kleineren Formats bestimmt. Die schmalen Nischen zwischen den Konsolen sollten gleichfalls als Repositorien verwendet werden.

Auf diese eine Breitenwand mit ihren vierzehn Schreinen wurde das Büchermagazin der Bibliothek beschränkt. Sind doch die beiden Schmalseiten des großen Saals hauptsächlich als dekorative Schaustücke geplant gewesen.

Die Portalwand (Abb. 4): Keines von den fünf leeren Feldern dieser Wand ist für die Aufstellung von Büchern vorgesehen: Ueber der mit dem Majestätseblem Carl Theodors geschnitzten Tür war ein Grisaillegemälde oder Relief geplant, während zu beiden Seiten des Portals zwei große Globen stehen sollten. Da ferner — wie der Grundriß zu erkennen gibt — das zweite Stockwerk der Portalwand keinen Zugang hatte, kamen auch dessen beide Seitennischen für Bibliothekserfordernisse nicht in Frage.

Die Westwand (Abb. 5): Sie ist dekorativ am reichsten ausgestaltet und ganz auf höfische Repräsentation gestellt. Ein Atlas zwischen zwei Karpatidenpaaren und ein

pompöser Säulenbalдахin sind als Umrahmung eines Fürstendenkmals aufgebaut, das zweifellos Carl Theodor gewidmet war. Wiederum ist das obere Stockwerk unzugänglich und somit bibliothekarisch unbrauchbar, wie auch die



4. Verschaffelt: Entwurf zur Ostwand.

stark gewölbten Nischen in dem unteren Stockwerk schwerlich zur Einfügung von Bücherschränken dienen sollten.

An diese Prunkaufbauten an den Schmalwänden des Saales galt es nun die zum Büchermagazin bestimmte Wand organisch anzugliedern. Ihr zweigeschossiges System hat zur Voraussetzung, daß eine Treppe in das zweite Stockwerk führt. Auch mußte eine breite Galerie — in gleicher Höhe wie der Architrav der Fensterwand verlaufend — den oberen Bücherschränken vorgelagert sein. Angesichts der Erstellung dieser Bücherwand stand Peter von Verschaffelt, der sich bisher nur in Dekorationsprojekten für den Bücheraal ergangen hatte, einer speziell bibliotheksbau technischen Konstruktionsaufgabe gegenüber. Sie setzte ihn — wie seine Grundrißzeichnung (Abb. 1) zu erkennen gibt — in die bedenkllichsten Verlegenheiten: Keiner von den entscheidenden Konstruktionszusammenhängen tritt aus der Grundrißstudie als gelöst hervor.

So bleibt zunächst die Frage ungeklärt, wie sich der Architekt den Treppenaufgang zu der Galerie gedacht hat. Er gibt nur einen ungefähren Fingerzeig, und zwar an jener Stelle, wo er nachträglich in die Südwand eine Mittelstür hineinkorrigierte. Dort ist zwischen den Linien B und C — freilich nur auf der Originalzeichnung erkennbar — eine Stricherei von parallelen Senkrechten zu sehen, die zweifellos als skizzenhaftes Schema einer nach beiden Seiten aufsteigenden Treppe zu verstehen ist. Doch fehlt dem improvisatorischen Gekrögel jedwede strukturelle Konsequenz. Mehr als ein ziemlich ratloses „hier irgendwo geht es hinauf“ weiß dieser Nachtrag zu der Grundrißstudie nicht auszusagen.

Noch peinlicher jedoch vermißt man auf dem Plan einen exakten Querschnitt durch die Balustrade. Nur ein Profilschnitt durch die Galerie vermöchte den Konstruktionszusammenhang zwischen der Galerie und Bücherwand eindeutig klarzulegen und zu erläutern, wie die Balustrade an die Dekorationsaufbauten der Ost- und Westwand angeschlossen war. Da solch ein Querschnitt nicht geboten ist, kann man auf diese wesentlichen Fragen nur einen hypothetischen Bescheid erteilen:

Als das Spezifikum der Grundrißzeichnung Peter von Verschaffelts stellten wir vorhin schon die Tatsache heraus, daß er bei seiner streng symmetrischen Kalkulation des Saales die Südwand C ganz aus dem Spiele ließ und sie

durch jene Raumgrenzlinie B ersetzte, der er im Rahmen seiner Raumgestaltung eine sehr maßgebende Rolle übertragen hat. Er machte sie zum eigentlichen Gegenwert der Fensterwand. Um diesem Gegenüber gleichgewichtig zu ent-



5. Verschaffelt: Entwurf zur Westwand.

sprechen, mußte sie zur geschlossenen Architekturform, d. h. zur Trägerin der Bücherschränke durchgestaltet sein.

Ich nehme daher an, daß Peter von Verschaffelt die Bücherschränke in dem unteren Stockwerk auf diesem Grenzstrich aneinanderreichte. Ueber den Firsten dieser Bücherschränke legte er dann die Balustrade an, wobei die Bücherschränke in dem zweiten Stock um Galeriebreite zurückzusetzen waren. Die Winkelbrechung, welche sich aus dieser Rückverlagerung der Bücherwand im oberen Geschoss ergibt, war jedoch mit dem strengen Ebenmaß der ganzen Saalanlage schwer vereinbar. Es hätte sich dort oben zwangsläufig ein optischer Leerraum aufgetan, der für den Symmetriesanatiker Verschaffelt kaum erträglich gewesen wäre. Um diesen Mißstand zu verhüten, dürfte Verschaffelt für die Balustradenbrüstung einen zur Decke führenden Arkadenaufbau vorgesehen haben, wodurch er eine optisch einheitliche Wandfläche erzielt, zugleich auch eine voll organische Vernietung seiner Bücherwand mit den dekorativen Baugliedern der beiden Schmalwände ermöglicht hätte. Bei einer solchen Lösung böte ihm der Abstand zwischen B und C — bei einem Größenmaßstab 1:100 — 2,25 m Tiefenraum für seine Galerie, die Bücherschränke und den Treppenaufgang. Dies reicht gerade noch zur knappen Not. Da er den Bücherschränken doch die Mindesttiefe von 45 cm geben mußte, so blieben für die Balustrade und das Treppenhäus jeweils noch 90 cm Spielraum übrig.

Noch eine andere Wandgestaltung wäre denkbar: Die Magazinwand könnte auf der Linie B einheitlich durch die beiden Stockwerke emporgezogen werden. In diesem Fall müßte die Balustrade auf einem Widerlager von Konsolen etwa in Meterbreite vor den oberen Schränken schweben. Da aber eine solche Galerie die Dekorationsfelder der Ost- und Westwand mißlich überschneiden, zudem die planmäßige Symmetrie des Saales aufs empfindlichste belasten würde, erscheint es mir höchst unwahrscheinlich, daß eine solche Lösung vorgesehen war. Für seinen Treppenaufgang stünde ihm in diesem Fall der ganze Abstand B—C (abzüglich einer halben Metersbreite für die Schrankanlage) zur Verfügung.

Nach dieser sachlichen Beschreibung unseres Bibliotheksentwurfes versuche ich den Nachweis zu erbringen, daß das Verschaffelt'sche Projekt der Mannheimer Schlossbibliothek geglückt hat.

3. Vermessung der Bibliotheksentwürfe.

Im Mai des Jahres 1755 gab Carl Theodor dem neuernannten Oberbaudirektor Nicola Pigage den Befehl, einen Entwurf und Kostenvoranschlag für die im Rohbau schon erstellte kurfürstliche Bibliothek zu liefern. Gleichzeitig wurde Peter von Verschaffelt, der gleichfalls neuberufene Bildhauer damit beauftragt, an der Portalwand dieser Bibliothek das große Frontispiz zu skulptieren. An die von Nicola Pigage eingereichten Pläne und Modelle knüpften sich weitläufige Unterhandlungen und winkelige Kabalen, indem die kurfürstliche Baukommission mit mancherlei persönlichen, fiskalischen und technischen Bedenkllichkeiten die Planungen des Oberbaudirektors zu durchkreuzen suchte. So wissen uns die Akten etwa zu berichten, daß der mit Nicola Pigage auf sehr gespanntem Fuße lebende Hofkammerrat und Bauamtsvorstand Weber sich aufs lebhafteste bemühte, einen Konkurrenzentwurf, der von dem Stukkateur Albuzio stammte, bei der Hofkammer durchzusetzen. Da überdies die Absichten Carl Theodors, der eine tunlichst schlichte Ausstattung des Bibliotheksaales wünschte, den sehr viel anspruchsvolleren Konzeptionen Nicola Pigages widersprachen, war wohl für einen ehrgeizigen Neuling, wie Verschaffelt, die psychologische Situation gegeben, in dieses hin und Wider der Projekte mit einem eigenen Lösungsvorschlag einzutreten.

Seit 1751 wurde an der Bibliothek gebaut. Als im Frühsummer 1755 die Möglichkeiten ihrer Innenausstattung erwogen wurden, stand deren großer Saal schon unter Dach. Er war nach seinen Maßverhältnissen, nach seiner Mauerkonstruktion und Fensterordnung genau nach seinem Gegenstück und Vorbild durchgestaltet: der Schloßkirche des Johann Clemens Froimon. All diese Rahmenformen waren festgelegt, bevor der Innenarchitekt zum Worte kam. Wenn anders also die Verschaffelt'schen Entwürfe sich wirklich auf die Mannheimer Bibliothek beziehen sollen, so müssen jene Froimon'schen Grundbauformen in unseren Studienblättern nachzuweisen sein:

Ein ausgesprochenes Charakteristikum des großen Bücheraales sind seine sieben hohen, rundbogigen „Kirchen“-Fenster, über denen sieben sog. Ochsenaugen angeordnet sind. Diese von der Schloßkirche übernommene Fensterwand tritt uns auf dem Verschaffelt'schen Projekt in aller wünschenswerter Übereinstimmung mit der tatsächlichen Gegebenheit entgegen. Geht dies schon aus der Gegenüberstellung unserer Abbildungen (2/3) anschaulich hervor, so läßt sich die Identität der beiden Fensterwände mit endgültiger Ueberzeugungskraft auf dem rein rechnerischen Wege der Vermessung demonstrieren:

Die Ausmaße des Bücheraales²⁾.

	Bei Verschaffelt	In Wirklichkeit
Höhe der Fensterwand	10,3 cm	10,40 m
Höhe der Fenster	4,6 cm	4,60 m
Abstand Fenster: Ochsenauge	3,0 cm	3,05 m
Höhe des Ochsenauges	1,5 cm	1,50 m
Abstand Ochsenauge: Decke	1,2 cm	1,25 m
Breite der Fenster	1,6 cm	1,85 m
Breite der Pfeiler	1,6 cm	1,85 m
Abstand der Pfeiler	2,0 cm	2,20 m
Tiefe der Nischen	1,4 cm	1,35 m
Länge der Fensterwand	28,8 cm	29,20 m
Breite des Saales	13,9 cm	14,07 m

Mit ganz geringfügigen Abweichungen stimmen die Maßverhältnisse der Grund- und Aufrißzeichnung Peter von Verschaffelts mit den in Wirklichkeit gegebenen Größen-

²⁾ Für die gütige Mitteilung der Maßverhältnisse der Städt. Schloßbücherei darf ich Herrn Oberregierungsbaurat Max Gros an dieser Stelle bestens danken.

maßen überein. Die kleinen Schwankungen der Zahlengrößen sind ohne weiteres darauf zurückzuführen, daß Peter von Verschaffelt seine Abmessungen aus dem mit geometrischer Exaktheit ausgearbeiteten Grundrißplan der kurfürstlichen Baukommission entlehnte. Da solch ein mathematisch präzifizierter Zahlenindex erfahrungsmäßig in der Empirie der tatsächlichen Bauausführung niemals in ursprünglicher Strenge zur Derwirklichung gelangt, darf man an jenen minimalen Differenzen zwischen der Zahlennorm Verschaffelts und den tatsächlichen Proportionen unseres Bibliotheksaales keinen Anstoß nehmen. Da ebenso wie die Details der Fensterwand die allgemeinen Saalausmaße sich entsprechen, so ist durch diese ziffernmäßigen Befunde für unsere Behauptung, daß das Verschaffelt'sche Projekt die Mannheimer Schloßbibliothek zum Gegenstande hatte, der Beweis erbracht.

4. Kritik der Bibliotheksentwürfe.

Wenn man die bibliotheksbauliche Meisterschöpfung Nicola Pigages mit dem Verschaffelt'schen Entwurf vergleicht, so finden wir bei dem Franzosen einen bis in das Letzte zweckbedachten Geist am Werk, der sich bei seinem Ausstattungsgedanken stets von den praktischen Er-



6. Pigage: Das Galerie-system der Mannheimer Schloßbibliothek.

fordernissen und technischen Gebotenheiten einer Büchersammlung leiten ließ. Demgegenüber kann das Bibliotheksprojekt Verschaffelts nur als ein akademisches, im eigentlichen Wortsinne zweckenthebendes Gebilde gelten, das sich in der Idee der Dekoration und Repräsentation erschöpfte.

Verschaffelt hat drei Wände seines Saales mit einem bibliotheksuntauglichen Gepränge ausgestattet und das auf eine Wand beschränkte Magazin in wenig rationaler Weise auf zwei Geschosse eingeschränkt. Wogegen Nicola Pigage die für ein fürstliches Gemach gebotene Prunkentfaltung auf die bibliothekarisch unfruchtbare Fensterwand verlegte, um dafür ein in drei Geschosse eingeteiltes Magazin über drei Wände derart auszubreiten, daß er durch ökonomisch dicke Aneinanderkettung nicht weniger als 106 in ihren Größenmaßen übereinstimmende Bücherschränke für sein Magazin gewann. Diesem auf einen Maximizeffekt an bibliothekstechnischen Nutzungswerten kalkulierten Magazin, stehen die 14 Bücherschränke Peter von Verschaffelts,

von denen obendrein noch zwei bis drei als Türen in Wegfall kommen, als sehr bescheidene Kapazitäten gegenüber.

Doch nicht allein die maximale oder minimale Zahl der Bücherschränke, die Nicola Pigage und Verschaffelt aus ihrer Wandaufteilung zu erzielen wußten, entscheidet letzten Endes über die bibliothekstechnische Tauglichkeit der beiden Planungen. Nicht in der äußerlichen Zahl, sondern in der Funktion der Bücherschränke wird die qualitative Unterschiedlichkeit der beiden Bauplätze leuchtend offenbar:

Verschaffelt sieht in seinem Bücherschrank — nach rein formal-ästhetischen Prinzipien — nur einen proportionalen Faktor in den symmetrischen Zusammenhängen des gesamten Raumes. Nicht seine praktische Bestimmung als bequemer Buchbehälter, sondern ein absolutes Proportionsgesetz bestimmt für Peter von Verschaffelt die äußere Form des Bücherschranks: Da die Saalfenster einen runden Abschluß hatten, so mußten in formaler Konsequenz die Bücherschränke gleichfalls abgerundet werden, so ungewöhnlich eine solche Form auch war. Da ferner für die Fensterwand ein zweigeschossiges System gegeben war, so mußte auch die Magazinwand zwei Etagen haben, gleichgültig, ob deshalb die unteren Bücherschränke — fast fünf Meter hoch — zu Halsbrechender Schwermutigkeit verurteilt wurden. — Von derart akademischen, abstrakten Schematismen ist bei Pigage keine Spur zu finden. Zweckdienlichkeit ist sein Prinzip, weshalb er seine Bücherschränke auf ein bequem bedienbares und griffbares Maß normierte. Pigage rechnet nicht mehr — wie Verschaffelt — mit dem Einzelschrank, sondern mit großen Schrankzusammenhängen. An Stelle der schematischen Koordination von — sei es vor die Wand gestellten, sei es in Nischen eingelassenen — Einzelschränken ist er mit staunenswerter Konsequenz zu dem System der durchlaufenden Schrankwand vorgegangen. Dieses synthetische Verfahren ermöglichte ihm nicht allein die sparsamste und rationellste Ausnützung der Fläche, sondern es setzte ihn zugleich instand, den Schrankkolonnen die souveräne Uebersichtlichkeit eines enzyklopädischen Systemes zu verleihen.

Mit solchen bibliotheksbaumeisterlichen Qualitäten Nicola Pigages trat der nur wenig büchereigerechte Palazzo-saal-Entwurf Verschaffelts in einen sachlich aussichtslosen Wettbewerb. Es war daher kein ungerechtes Los, wenn diese Planung nicht zur Verwirklichung gediehen ist. Gleichwohl ist es als ein besonderer Glücksfall zu betrachten, daß wir die vier Entwürfe noch besitzen; sind sie doch für die Werkgeschichte dieses Künstlers von dem höchsten Wert: Unstreitbar im Frühommer 1755 zu Papier gebracht, sind sie für uns das früheste Dokument für das architektonische Interesse Peter v. Verschaffelts. Die bisherige Forschung hatte angenommen, daß er erst 1769 sich dem Gebiet der Baukunst zugewendet habe. Bis dahin sei er nur als Bildhauer hervorgetreten, um sich erst in der zweiten Hälfte seines Schaffens der Architektur zu widmen. Demgegenüber wird durch unsere örtliche und zeitliche Bestimmung seiner Bibliotheksentwürfe der Beweis geliefert, daß Peter von Verschaffelt schon von Anfang an den Antrieb zu baukünstlerischem Schaffen in sich hatte.

* * *

Unser Verzeichnis der Verschaffelt'schen Entwürfe für die Schloßbücherei zu Mannheim wäre unvollständig, wenn wir zum Schlusse nicht noch einer Sepiastudie gedächten, die unter Nr. VIII/234 in dem Heidelberger Nachlaß liegt. Es handelt sich um eine Zeichnung für das Hauptportal der Büchersammlung. In einen klassizistisch strengen Rahmen ist die Tür gefaßt und unter ihrem auf Doluten ruhenden Gesims ist eine Inschrifttafel angebracht, welche die lapidare Stiftungsurkunde der Bibliothek enthält.

„Veteris ut desiderium excideret“ wird als Motiv der neuen Bibliotheksgründung bezeichnet. Sie soll demnach den unverwindbaren Verlust der Heidelberger Bibliothek ersetzen und das sehnsüchtige Gedenken an jene ältere, nach Rom verschleppte Büchersammlung tilgen. Die Inschrifttafel über dem (in solcher Form nie ausgeführten) Hauptportal hat folgenden Wortlaut:

BIBLIOTHECA
PALATINA
VETERIS UT DESIDERIUM
EXCIDERET
A CAROLO THEODORO
PRINCIPE ELECT.
CONDITA AN. MDCCLVIII.

Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Johannes Fischer, Architekt in Adelsheim.

(Schluß.)

Kein Stadtteil hatte unter der Ungunst der Zeitverhältnisse so zu leiden wie die Neckarstadt. Die Planlegung des neuen Stadtteils längs des Neckardammes war verfrüht, denn alle Vorbedingungen zu einer gesunden Entwicklung fehlten. Die Neckargärten, die noch lange Zeit hätten Gärten bleiben können, hat man durch den neuen Stadtteil in eine Bewegung gebracht, die nun nicht mehr zu hemmen war und in ihren Auswirkungen sich als nachteilig erwies, indem Zustände herbeigeführt wurden, denen nur schwer, vielfach auch gar nicht mehr abzuhelfen war.

Ein Jahrzehnt lang ruhte nun der Wohnhausbau in der Neckarstadt gänzlich. Inzwischen wurde durch die Ev. Kirchengemeinde, die bisher in der Kleinkinderschule der Neckargärten Gottesdienst abhielt, an der Dammstraße eine Kirche, die den Namen „Lutherkirche“ erhielt, erbaut. Auch errichtete die kath. Kirchengemeinde in der Langstraße auf einem Ackergelände eine Kirche mit dem Namen „Laurentiuskirche“. Beide Kirchen bildeten nur Provisorien.

Schon anfangs der sechziger Jahre nahm durch Aufblühen des Handels der Verkehr im Mannheimer Hafen derart zu, daß der Staat Verbesserungen und Vergrößerungen der Verkehrsanlagen ins Auge fassen mußte.

Zunächst galt es, eine Verbindung zwischen Mannheim und Ludwigshafen durch eine feste Rheinbrücke zu schaffen, die sowohl der Eisenbahn wie dem allgemeinen Verkehr dienen sollte. Damit wurde aber auch die Bahnhofsanlage betroffen; an Stelle des alten Bahnhofs mußte eine Neuanlage treten. Demzufolge mußte zunächst, um den alten Bahnhof außer Betrieb setzen zu können, ein Provisorium geschaffen werden. Ein langgestreckter einstöckiger Fachwerksbau wurde in einer Entfernung von etwa 80 Meter vom heutigen Hauptbahnhofgebäude gegen den Lindenhof als Haltestelle für Richtung Heidelberg und Ludwigshafen erstellt. Der Zugang zu dieser Haltestelle war auf der rechten Seite des alten Bahnhofgebietes in der Richtung Rennershofstraße. Für damalige Verhältnisse lag diese provisorische Haltestelle sehr weit außerhalb der Stadt, weit ab von Wohngebieten, so daß Fremde, die zur Bahn mußten, diese Haltestelle nicht ohne weiteres finden konnten. Kamen Fremde von auswärts, so hatten sie Mühe, die Stadt zu finden, da von der Haltestelle aus von der Stadt nichts zu sehen war.

Im Jahre 1866 war die Inbetriebnahme der neuen Haltestelle erfolgt und damit die Außerbetriebsetzung des

alten Bahnhof, den noch kurze Zeit vorher die hessische Division auf ihrem Rückzug aus dem Feld passiert hatte. Mit diesem Bahnhof verschwand ein Stück Alt-Mannheim, an das sich viele schöne Erinnerungen knüpften.

Der Standort des neuen Hauptbahnhofs war bereits längst bestimmt und in den Stadtbebauungsplan samt Zufahrtstraße, die einen Teil der Ringstraße bildete, aufgenommen. Die Stadtgemeinde mußte nun der Herstellung dieser Straße, die zunächst vom Hauptbahnhof bis zur Heidelbergerstraße in Aussicht genommen war, nähertreten. Die Höhenlage dieser Straße war nach dem höchstbekanntesten Wasserstand vom Jahre 1824 bestimmt worden, sodaß bei Regulierung dieser Straßenstrecke deren Fahrbahn um zirka einen Meter tiefer zu liegen kam.

Um die Zufahrtstraße ausführen zu können, mußte zunächst seitens der Stadtgemeinde Gelände erworben und ausgetauscht werden. Bei dem Austausch ehemaligen Bahngeländes erhielt die badische Staatsbahn für Gelände, das in die Straßenfläche fiel, von der Stadtgemeinde Baugelände an der Ringstraße — jetzt Kaiserring — von den zwischen Ecke Schwefingerstraße und Friedrichsplatz gelegenen Baublöcken. Dieser Geländeaustausch geschah zur Zeit, wo das Projekt über die Anlage und Umbauung des Friedrichsplatzes noch nicht fest bestimmt war. Als die Zufahrtstraße — Bahnhof, Heidelbergerstraße — fertiggestellt war, dauerte es nicht lange und die Baupläze der Bahn hatten schon Käufer gefunden. Den Bauplatz Ecke Friedrichsplatz — Ringstraße — hatte Architekt Heiler erworben. Erst bei Vorlage der Baupläne zur Erlangung der baupolizeilichen Genehmigung zu einem Neubau auf diesem Platze kam das Bauvorhaben zur Kenntnis der Stadtverwaltung, wobei die unliebame Entdeckung gemacht wurde, daß durch diesen Neubau die inzwischen beschlossene einheitliche Umbauung des Friedrichsplatzes gestört wurde. Sofort trat die Stadt mit Heiler in Verhandlungen, in deren Verlauf dieser den Bauplatz an die Stadt käuflich abtrat, womit nun die geplante einheitliche Umbauung des Friedrichsplatzes gesichert war.

Im Jahre 1876, als der neue Bahnhof in Betrieb genommen wurde, war die Zufahrtstraße noch nicht fertiggestellt; der bisherige Zugang, der nach der Haltestelle führte, mußte noch einige Zeit in Benutzung bleiben.

Die Herstellung der Zufahrtstraße — jetzt Kaiserring — geschah in zwei Teilstrecken. Vom Hauptbahnhof bis zur Schwefinger- bzw. Bahnhofstraße war die erste Teilstrecke, die alsbald hergestellt wurde. Dieser folgte sofort die zweite Teilstrecke von der Schwefinger- bzw. Bahnhofstraße bis zur Heidelbergerstraße. Doch bot sich beim Austritt aus dem neuen Bahnhofsgelände dem Auge kein schönes Bild dar. Der Platz vor dem Bahnhof war noch eine kahle Fläche, weit und breit kein Haus, die neuhergestellte Zufahrtstraße mit ihren frisch gepflanzten Bäumen, den noch un bepflanzten Beeten machten noch keinen Eindruck, die rechts der Straße liegende und nun verlassene alte Bahnhofsanlage mit ihren ruhigen Werkstätten, Remisen und dergleichen sowie links der Straße in buntem Durcheinander liegendes Acker- und Gartengelände, auf dem sich als Ueberbleibsel entschwendener Zeit ein verwahrlostes Wirtshaus mit seiner Rückseite, das im Volksmund „Käferfalle“ hieß, präsentierte, mußte bei Fremden eine eigentümliche Vorstellung über Mannheim erwecken. Diese Uebergangszeiten mußten eben überwunden werden.

Gegen Ende der siebziger Jahre, als infolge der Veränderungen an den Hafenanlagen in Verbindung mit den neuerrichteten, umfangreichen Verkehrsanlagen auf dem ehemaligen Mühlengelände große Baugebiete geschaffen wurden, setzte hier die Bautätigkeit wieder ein. Durch den bedeutenden Aufschwung im Handel und Verkehr machten sich viele bedeutende Handelsfirmen hier sesshaft oder er-

richteten Zweiggeschäfte, so daß sich das Bedürfnis an großen Wohnungen, Büros usw. in der Weststadt geltend machte. Das alte Hafengelände zwischen Luisenring und der neuangelegten Hafenstraße, im Anschluß an das Jungbuschgebiet, das nun in Plan gelegt worden war, bot jetzt Baugeslegenheit zur Erfüllung der sich hier geltend gemachten Bedürfnisse. Zunächst in Angriff genommen wurden die Baublöcke C 9, D 8 und E 8; auch mit dem Ausbau der neuhergestellten Straße zwischen B 6 und B 7 und C 7 und C 8 im Anschluß an die Ifflandstraße wurde begonnen. Inzwischen wurde die Akademie-, die Kirchen- und Jungbuschstraße über dem Ringdamm bis zur Hafenstraße weitergeführt, so daß die Bautätigkeit hier sich immer weiter entwickelte und im Laufe der achtziger Jahre auch auf das Jungbuschgebiet übergriff. Ebenso hatte sich in den neuangelegten Baublöcken H 7 und J 7 eine rege Bautätigkeit entwickelt. Von Beginn der achtziger Jahre nahm die Bautätigkeit von Jahr zu Jahr zu und hatte bis gegen Ende dieses Jahrzehnts ihren Höhepunkt bereits überschritten. Es war die stärkste Bautätigkeit, die sich bisher in Mannheim entfaltet hatte. In der Folge zeigte sich Ueberfluß an großen und mittleren Wohnungen, dagegen war an Kleinwohnungen immer noch Mangel.

Die Baumschulgärten, zwischen Schloßgarten, dem rechten Schloßflügel, dem Dragonerfallgebäude und gegen Osten nahe dem Stadtgraben gelegen, war ein großer in Einzelgärten geteilter, mit Wegen durchzogener Gartenkomplex, der zum Schloßgartengebiet gehörte. Die einzelnen wohlgepflegten Gärten waren von Einwohnern der höheren Gesellschaftskreise gepachtet. Sie waren derart eingefriedigt und durch Pflanzungen verdeckt, daß das Innere dem Einblick von außen entzogen war, so daß diese Gärten behaglich und ruhige Erholungsorte bildeten. An der Grenze nach dem Schloßgarten führte vom rechten Schloßflügel den Gärten entlang bis gegen den Stadtgraben eine Allee, die mit dem Namen „Seufzerallee“ bezeichnet war. Von dieser Allee führte in der Richtung des Stadtgrabens ein Weg nach der Bahnhofstraße. Hier war ein eisernes Tor angebracht, das aber, wie auch noch mehrere andere Tore, die den Schloßgarten abschlossen, immer geöffnet war.

Die Baumschulgärten wurden durch eine Privatgesellschaft käuflich erworben und unter Führung des Konsuls Hartogensis der Bebauung erschlossen. Das Material zur Auffüllung der Straßendämme wurde auf Feudenheimer Gemarkung unweit der städtischen Kompostfabrik gewonnen. Durch die Ausbeute dieses Straßenbaumaterials entstand eine weitausgehnte, über 5 Meter tiefe Grube, in der sich unter dem Einfluß des Grundwassers nach und nach ein Sumpf mit Wasserpflanzen bildete, der ein beliebter Aufenthaltsort für Wasservögel wurde. Als Feudenheim eingemeindet worden war, ist dieser Sumpf, der auch eine Brutstätte für Schnaken war, von der Abfuhranstalt mit Müll ausgefüllt worden.

Schon bevor die Straßendämme im Baumschulgartengebiet hergestellt waren, wurde bereits mit dem Bauen begonnen, das sich in der Folgezeit ohne Unterbrechung bis zum völligen Ausbau dieses Baugbiets fortsetzte.

Die Erschließung dieses Baugebiets mußte in gewisser Beziehung als eine Notwendigkeit erachtet werden, da Baugelände zur Errichtung vornehmer Wohngebäude und Villen so gut wie nicht vorhanden war und ein Bedürfnis nach solchem zweifellos vorlag. Daß viele Bewohner, insbesondere aus den wohlhabenden Ständen, Neigung zeigten, sich im östlichen Teil der Stadt anzusiedeln, trat damals schon längst in Erscheinung.

Im gesamten Baugebiet der ehemaligen Baumschulgärten wurde für jeden Baublock die Bauweise bestimmt und besondere Bestimmungen über Ausnutzung und Benützung der Grundstücke, Einhaltung der vorgeschriebenen Abstände

usw., die weit über die baupolizeilichen Vorschriften hinausgehen, getroffen. Diese sind den Kaufverträgen zugrunde gelegt und als Grunddienstbarkeit im Grundbuch eingetragen. Durch diese privatrechtlichen Bestimmungen ist den Liegenschaftsbesitzern der unveränderte Besitz und Genuß ihrer Grundstücke gewährleistet, was für diese von höchstem Wert ist.

Mit der ungemein raschen Zunahme der Bevölkerung und der damit verbundenen Ausbreitung der Stadtgebiete erwuchsen der Stadtverwaltung große Aufgaben, denn die Wasserversorgung durch eine Wasserleitung, sowie die Durchführung der Kanalisation wurden aus gesundheitlichen Gründen zur Notwendigkeit. Da jedoch die Wasserversorgung einer Stadt durch eine Wasserleitung ohne Kanalisation ein Unding ist, so mußte die gleichzeitige Ausführung beider Anlagen ins Auge gefaßt werden.

Nach einem von Ingenieur Bürkli-Ziegler in Zürich ausgearbeiteten Kanalisationsprojekt wurde zunächst die Ausführung des um die Ringstraße ziehenden Haupt- bzw. Sammelkanals in Angriff genommen. Im Spätjahr 1876 wurde mit der Abholzung der vom Heidelberger Tor bis zum ehemaligen Holzhof (jetzt Friedrichschule 12) führenden Anlage begonnen. Eine schöne, von Spaziergängern vielbesuchte Promenade war damit verschwunden. Die Ausführung des Hauptkanals mit den in Betracht kommenden Straßenanschlüssen geschah in den Jahren 1877/78. Als bald wurde mit der Beseitigung des Stadtgrabens begonnen. Das Verschwinden dieses Grabens mit seinen gesundheitschädlichen Auswirkungen wurde von der gesamten Bevölkerung als eine große Wohltat empfunden.

Erläuternd muß hier Folgendes eingefügt werden:

Mit der starken Bevölkerungszunahme und dem gewerblichen Betriebe in den siebziger Jahren wurden auch die Abwassermengen größer. Trat nun Hochwasser ein, wobei die Schleusen der Grabendurchlässe an den Hochwasserdämmen geschlossen wurden, so mußte der Stadtgraben, da der Auslauf desselben gesperrt war, alle Abwasser wie ein Reservoir aufnehmen. Hielt das Hochwasser längere Zeit an, so wurden dem Stadtgraben außer dem Abwasser noch große Mengen Niederlagwasser zugeführt, was eine Ueberfüllung des Grabens bis zum Ueberlaufen verursachte. Um letzteres zu verhindern, mußte oftmals auf dem Ringdamm bei der Schleuse mittels Kreiselpumpen, die durch Lokomobile angetrieben wurden, das Wasser des Grabens über den Ringdamm nach dem Grabenauslauf gepumpt werden. Um den Graben rechtzeitig auspumpen zu können, war im Jahr 1875 ein Pumpwerk über dem Grabenauslauf errichtet worden. Bei diesem Pumpwerk mündete zunächst der neuhergestellte Sammelkanal in den Grabenauslauf. Die Durchführung der gesamten Kanalisation der Innenstadt und Stadterweiterungsgebiete wurde eingehenden Prüfungen und Begutachtungen unterzogen und dabei die Abschwemmung der Fäkalien ins Auge gefaßt.

Zur gleichen Zeit erschien auch die Schulhausfrage wieder auf der Tagesordnung. Die Schülerzahl wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß Raum für deren Aufnahme geschaffen wurde. Jeder für die Schule in Betracht kommende Raum war bereits in Benutzung genommen, so daß die umgehende Schaffung eines neuen Schulgebäudes nicht mehr von der Hand zu weisen war. An das Schulgebäude der Neckarstadt wurden zwei Flügel angebaut, in der Lemle-Moses-Klaus-Stiftung wurden einige Schulzimmer gemietet und in der Aula einige Klassen untergebracht. Auf dem Baublock K 5 — Front nach der Ringstraße — sollte nun endlich, nachdem man ein Jahrzehnt projektiert und zugewartet hatte, ein Schulhausneubau errichtet werden. Im Jahre 1881 wurde mit dessen Ausführung begonnen. Als der Bau auf Sockelhöhe gediehen war, brach derselbe in seiner Längsachse in zwei Teile; Ursache war verfehlte Foundation.

Dieses Vorkommnis wirbelte viel Staub auf. Ueber ein Jahr dauerten die hierüber entstandenen Streitigkeiten. Hierdurch aber erlitt der Schulhausneubau eine Verzögerung, so daß die Raumnot für den Schülerzuwachs immer größer wurde. Erst im Jahre 1884 war der Streit um diesen Schulhausneubau beendet, so daß nach Beseitigung der beschädigten Bauteile mit dem Wiederaufbau auf neuangelegten Fundamenten begonnen und der Schulhausneubau im Frühjahr 1885 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Sofort wurde ein weiterer Schulhausneubau auf dem Baublock K 5 — Front gegen die Fabrikstraße — begonnen, der im Jahre 1887 bezogen wurde. Diesen beiden Schulhausneubauten folgte sogleich ein weiterer Schulhausbau in 12 — Friedrichschule —, der im Jahre 1889 seiner Zweckbestimmung übergeben werden konnte.

Nach Vollendung des 12-Schulgebäudes war der Mangel an Schulräumen wohl noch nicht behoben, aber doch soweit gemildert, daß nun mit dem Schulhausbau systematisch vorgegangen werden konnte, da sich durch die rapide Entwicklung der Außengebiete in diesen das Bedürfnis nach Schulgebäuden stark geltend machte.

In der gleichen Zeit, in der die Schulhausbaufrage eine so wichtige Rolle spielte, stand auch die Wasserversorgungs- und Kanalisationsfrage auf der Tagesordnung; beides gleichfalls dringende und hochwichtige Aufgaben für die Stadtgemeinde, die nun zur Lösung gebracht werden mußten.

Mit allen diesen Aufgaben war das Stadtbauamt betraut, wobei sich bald zeigte, daß sie ohne Mithilfe von Spezialisten nicht gelöst werden können. Zunächst handelte es sich bei der Wasserversorgung um die Frage, wo das zu allen Zwecken brauchbare Wasser gewonnen werden könne. Untersuchungen an verschiedenen Stellen der Gemarkung waren bisher ergebnislos. Ein Spezialist für Wasserversorgung, Ingenieur Oskar Smreker, wurde dem Stadtbauamt beigegeben. Dieser begann systematisch die geologischen Verhältnisse Mannheims und seiner Umgebung in bezug auf die Grundwasserverhältnisse zu untersuchen und stellte schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit fest, daß sich ein Grundwasserstrom vom Odenwald nach dem Rhein bewegt. Die weiteren eingehenden Untersuchungen und Feststellungen ergaben das Resultat, daß im Käfertaler Wald das für die Mannheimer Wasserversorgung notwendige Quantum und in seiner Qualität brauchbare Wasser gefunden werden könne.

Im weiteren Verlauf wurde die Abtrennung des Wasserleitungsbüros vom Stadtbauamt als zweckmäßig erkannt und demzufolge Ingenieur Smreker die Leitung zum Bau des Wasserwerks übertragen. Noch bevor der Wasserturm beim Heidelberger Tor vollendet war, konnte die Wasserleitung durch provisorische Einschaltung eines Druckregelungsapparates im Jahre 1888 in Betrieb genommen werden. Im folgenden Jahre ging sodann der Betrieb des Wasserwerkes an das Gaswerk über.

Inzwischen waren die Vorarbeiten und Verhandlungen über die Herstellung der Kanalisation der Innenstadt mit dem Spezialisten Lindley so weit gediehen, daß mit der Ausführung begonnen werden konnte. Der Stadtrat entschloß sich, die Durchführung der gesamten Kanalisation dem Ingenieur Lindley zu übertragen. Bereits im Jahre 1890 wurde das Sielbaubüro errichtet; als Vertreter Lindleys fungierte der örtliche Bauleiter Ingenieur Streng.

Die in der Ausführung begriffenen, sehr bedeutenden technischen Anlagen und deren im stetigen Steigen begriffenen Weiterentwicklung machten eine Neuorganisation des Stadtbauamtes zur Notwendigkeit. Demzufolge wurde an dessen Stelle ein Hoch- und Tiefbauamt mit neuen Amtsvorständen errichtet. Bei Durchführung der Kanalisation mußte ein großer Teil der früher durch das Stadtbauamt

ausgeführten Kanäle aus verschiedenen Gründen erneuert werden.

Auch bei den in dem Baumschulgartengebiet in den Jahren 1883—1885 vor Anschüttung der Straßendämme ausgeführten Straßenkanäle mußten teilweise Erneuerungen vorgenommen werden, da solche durch die Kieslasten der Straßendämme zerdrückt worden waren.

Auch der im Jahre 1873 erstellte Sammelkanal in der Schwefingerstraße mußte seiner verfehlten Höhenlage wegen durch einen neuen Kanal ersetzt werden.

Im Jahre 1895 war die Kanalisation in der Innenstadt durchgeführt, und es konnte nun nach Erlaß einer Hausentwässerungsordnung mit den Haus- bzw. Liegenschaftsanschlüssen begonnen werden. Bereits im Jahre 1894 war ein Hausentwässerungsbüro errichtet worden, das dem Siedebüro unterstand, später aber an das Tiefbauamt überging. Mit den Liegenschaftsanschlüssen ging es rasch vorwärts, da jeder Liegenschaftsbesitzer hierfür großes Interesse bekundete. Abortanlagen durften jedoch noch nicht an die Entwässerungsanlagen angeschlossen werden, da der Fäkalienabschwemmung noch bedeutende wasserpolizeiliche Hindernisse bzw. Schwierigkeiten entgegenstanden, die erst nach längerer Zeit und nach Ausführung einer Kläranlage usw. behoben werden konnten. Diese Uebergangszeit war für die Staats- und Gemeindebehörde recht unangenehm. In allen Neubauten, auch in alten Gebäuden, wurden Klosettanlagen mit Wasserpülung eingerichtet. Die Abfuhranstalt war schließlich außerstande, die vielen Abortgruben mit ihren bedeutenden Mengen Klosettspülwasser zu entleeren. Grubenüberläufe wurden heimlich und offen hergestellt, trotzdem daß solche streng verboten waren.

Unter solch erschwerten Umständen vergingen einige Jahre; erst gegen Ende der neunziger Jahre durften die Abortanschlüsse erfolgen. Die gänzliche Durchführung der Abortanschlüsse an die Entwässerungsanlagen dauerte noch mehrere Jahre, da bei vielen älteren Gebäuden die hierfür aufzuwendenden Kosten unverhältnismäßig hohe waren, die in vielen Fällen von den betreffenden Hauseigentümern nicht aufgebracht werden konnten. Schließlich mußte die Stadtgemeinde helfend eingreifen, um endlich die Fäkalienabfuhr außer Betrieb setzen zu können.

Während der Bebauung des Baumschulgartengebietes setzte auch die Bautätigkeit an der Ringstraße an der nach der Stadt gerichteten Seite ein. Anfangs der neunziger Jahre war die Bebauung so weit fortgeschritten, daß die eigentliche Straßenanlage in ihrer ganzen Ausdehnung von der Heidelbergerstraße bis zur Neckarbrücke fertiggestellt werden konnte.

Kehren wir nun zur Neckarstadt zurück. Wie bereits ausgeführt, dauerten die trostlosen Zustände in der Neckarstadt bis in die achtziger Jahre weiter. Zur Vertretung der Interessen dieses Stadtteils bildete sich anfangs der achtziger Jahre ein „Gemeinnütziger Verein“, der in der Folge eine rege Tätigkeit entfaltete. Auch der Verleger des Mannheimer Tageblattes Max Hahn, der inzwischen Liegenschaftsbesitzer der Neckarstadt geworden war, öffnete die Spalten seiner Tageszeitung den gerechten Wünschen der Neckarstadtbewohner und machte die Behörden oft in drastischster Weise auf Mißstände aufmerksam. Zunächst wurde Straßenbeleuchtung gefordert, da die wenigen an der Dammstraße und in den Neckargärten angebrachten Oellampen auf die Bezeichnung Beleuchtung keinen Anspruch erheben konnten. Endlich nach langem Hin und Her wurde Gasbeleuchtung eingeführt.

Das lange Darniederliegen dieses Stadtteils übte auch auf die städtischen Finanzen eine ungünstige Wirkung aus, da ein großer Teil der Bauplätze noch Eigentum der Stadt war und die für die Straßenherstellungen aufgewendeten Kapitalien Zinsverluste verursachten, außerdem durch das

gänzliche Ruhen der Bautätigkeit besteuerebare Objekte nicht entstanden.

Um diesem stagnierenden Zustand ein Ende zu bereiten, bedurfte es zunächst der Anregung der Bautätigkeit. Um diese Anregung zu geben, beschloß der Stadtrat, von der bisherigen Uebung — Versteigerung der Bauplätze und spätere Anforderung der Straßenkosten — abzugehen und die Bauplätze einschließlich der Straßenkosten zu versteigern, was allgemein Beifall bei der Bevölkerung fand. Zur Durchführung dieses Beschlusses wurde ein Plan über die noch unveräußerten Bauplätze aufgestellt und für jeden derselben unter Berücksichtigung seiner örtlichen Lage der Gesamtpreis also einschließlich der Straßenkosten festgesetzt. Diese Festsetzungen bildeten die Preisgrundlage bei den Versteigerungen.

Der Erfolg des stadträtlichen Beschlusses war der, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit sämtliche bisher brach gelegenen Bauplätze an Baulustige zur Versteigerung gelangten. Bald setzte die Bautätigkeit ein, die Hessische Ludwigsbahn hatte schon seit einiger Zeit ihren Betrieb aufgenommen, das bisher bestandene Vorurteil gegen diesen Stadtteil begann zu schwinden.

In den Neckargärten, bei denen sich die Undurchführbarkeit des in den siebziger Jahren aufgestellten Bebauungsplanes schon längst erwiesen hatte, verbreiterte man die Mittelstraße auf 12 Meter, die Gartenwege auf 8 Meter und erließ für dieses Baugebiet in der Bauordnung Bestimmungen, in denen zur Sicherung von Luft und Licht die Gebäudehöhe an der Mittelstraße auf drei Stockwerke und an den Gartenstraßen auf zwei Stockwerke beschränkt wurde. Zwecks Durchführung der Kanalisation wurde in der Mittelstraße ein Sammelkanal erstellt und an diesen sämtliche Controhrkanäle der Gartenstraßen angeschlossen.

Auch die Wasserversorgung durch Anschluß an die Wasserleitung war bereits in die Wege geleitet worden, so daß anfangs der neunziger Jahre auch das Neckargartengebiet mit Beleuchtung, Kanalisation und Wasserleitung versehen war. Der Weiterentwicklung auch dieses Gebietes stand nun nichts mehr im Wege. Schon sehr bald betrieben Spekulant den Ankauf großer Gartengrundstücke, so daß viele ansässige Gärtner ihre Grundstücke verkauften und außerhalb der Neckargärten sich eine Neuanlage schufen, manche aber auch den Gartenbetrieb ganz aufgaben. Es war dies der Anfang vom Ende der Neckargärten. In der Folge entwickelte sich eine Bautätigkeit, durch die im Verlauf von zwei Jahrzehnten nicht nur das Neckargartengebiet vollständig ausgebaut, sondern auch noch weit darüber hinausgegriffen wurde. Daß der Hauptsache nach nur Gebäude mit Kleinwohnungen in Frage kamen, ist nach Lage der Verhältnisse erklärlich.

Der bedeutende Aufschwung in Handel und Industrie, der ein starkes Anwachsen der Bevölkerung zur Folge hatte, wirkte sich in der Neckarstadt erfreulich aus. Bereits im Jahre 1894 mußte ein neues Schulgebäude — Hildaßschule — erstellt werden. Die evangelische Kirchengemeinde erbaute in den Jahren 1903/04 die Lutherkirche und die katholische Kirchengemeinde in den Jahren 1902/04 die Herz-Jesu-Kirche.

Die Neckargärten — ehemals ein schönes Gartengebiet — sind verschwunden, nichts ist mehr vorhanden, was an diese erinnert.

In den Schwefinger Gärten, die schon gegen Ende der sechziger Jahre in Plan gelegt worden waren, war die Bautätigkeit in den achtziger Jahren noch gering. Außer der Firma Heinrich Lanz, die verschiedene größere Erweiterungsbauten auf ihrem Fabrikgelände erstellte, wurden keine nennenswerten Industriebauten errichtet. Auch der Wohnhausbau war belanglos, da nur einige Wohngebäude mit Kleinwohnungen zur Ausführung kamen. Dagegen war in den neunziger Jahren die Bautätigkeit sehr lebhaft in

der Schwelingerstraße und dem zwischen dieser und der Fried-
richsfelderstraße gelegenen Baugelände, wo viele Wohngebäude
mit mittleren und kleineren Wohnungen errichtet wurden.

Der Linderhof, der, solange der alte Bahnhof bestand,
unmittelbar mit dem eigentlichen Stadtgebiet verbunden
war, wurde nach Erstellung der Rheinbrücke durch die neuen
Bahnanlagen vom Stadtgebiet getrennt und hatte nur noch
Verbindung mit diesem durch den Schloßgarten und einer
schmalen Unterführung der nach der Rheinbrücke führenden
Gleisanlage. Letztere mußte bei Erstellung des neuen Haupt-
bahn- und Rangierbahnhofes bedeutend erweitert und ver-
längert werden. Bei der Bevölkerung erhielt diese den
Namen „Suezkanal“, da schon bald nach Inbetriebnahme
der Unterführung diese überschwemmt wurde, so daß das
Wasser zirka 50—60 cm hoch den Straßenkörper bedeckte.
Durch diese mangelhafte, unzulängliche und nicht ungefähr-
liche Zugänglichkeit blieb der Linderhof in der Entwicklung
zurück, da bei diesen Verhältnissen nur Wenige Lust zum
Bauen empfanden. Unter diesen Wenigen war es hauptsäch-
lich der Fabrikant Dr. Heinrich Proppe, der auch über großen
Grundbesitz verfügte und in den achtziger Jahren Neubauten
mit Kleinwohnungen in dem gegen die Bahn gelegenen Teil
des Linderhofs errichtete. Auf wiederholte Vorstellungen und
Drängen der Bevölkerung um Verbesserung der Zugänglich-
keit wurde auf der linken Seite des Bahnhofgebäudes ein
Steg über die Bahnanlage geführt, der als Notbehelf wohl
eine Verbesserung der Zugänglichkeit für Fußgänger bildete,
aber die notwendige Straßenverbindung nicht zu ersetzen
vermochte. Die Herstellung einer Straßenverbindung blieb
daher vor wie nach das Verlangen der Bevölkerung.

In der Gewann Holzgasse war Mitte der sechziger Jahre
von einem auswärtigen Industriellen, an das Bahngebiet an-
schließend, ein Stabeisenwalzwerk gegründet worden, das
aber nicht lange nach Inbetriebnahme in Konkurs geriet.
Die große Halle, in die das Werk eingebaut war, fiel später
in das Baugelände des in den Jahren 1876/78 erbauten
Gaswerkes und wird von diesem als Lagerhalle benutzt.

In den siebziger Jahren entstand in der Gewann Meer-
feld die chemische Fabrik des Dr. C. Weyl, die sich zu einem
bedeutenden Großbetrieb entwickelte. Dieser wurde später
nach dem Waldhof verlegt und die Fabrikanlage auf dem
Linderhof beseitigt.

In den neunziger Jahren, als das ehemalige Gontard-
sche Gut in Plan gelegt und neue Straßen im Anschluß an
den Schloßgarten und Rheindamm geschaffen wurden, kam
die Frage der Herstellung einer Verkehrsstraße zwischen
Linderhof und dem eigentlichen Stadtgebiet in Fluß. Die
Entscheidung, ob Unterführung oder Ueberführung der Bahn,
fiel zugunsten der letzteren aus. Oberbürgermeister Beck
setzte die Ueberführung trotz starker Bekämpfung durch;
die Erfahrungen, die man mit der Ueberführung machte,
gaben ihm recht und heute wird wohl kein Bewohner des
Linderhofstadtteils diese Ueberführung, die „Beckebuckel“
genannt wurde, missen wollen, denn ohne diesen „Beckebuckel“
wäre eine Entwicklung des Linderhofgebietes, wie solche
stattgefunden, wohl nicht möglich gewesen.

Pfälzer Studenten auf niederländischen Universitäten.

(Nachtrag.)

Von Dr. Karl Wolf in Frankfurt a. M.

Zu dem in der Aprilnummer veröffentlichten Verzeich-
nis der in Leiden immatrikulierten Pfälzer Studenten
sind noch folgende nachzutragen:

1598 Nic. Lontius. Pal. 20. P.

1616 Phil. Bernhardus. Pal. 20. J.

1620 Carol. Froelich. Neoburgo-Pal. 23.

1622 Joh. Fr. Laudas. Pal. 23. J.

1623 Joach. Camerarius. Heidelb. 20. J.

Frdericus Henricus, designatus in regem Bohemiae,
comes Palatinus Rheni, Dux Bavariae.

Jac. Fergeinius. Pal. 22. Th.

1639 Joh. Chr. Friedenreich. ephorus. Pal. 27. J.

Joh. A. Zounerus. Pal. Neagra. 24. Math.

1651 Joh. Cornerus. Wormatia Pal. 30. Pol. J.

1654 Nic. Ehinger. a Paltzheim. 22. J.

1620 Joh. D. Gerstein. Biponto-Pal. 27. Th.

1684 Rob. Beck. Westhovia Archipal. 25. Th.

Joh. Jac. Raphe. Francothal. Pal. 27. Min. cand.

1689 Carol. Casim. Raugravius. 21. L.

1691 Joh. Cas. Zachmann. Pal. 24. J.

1694 Matth. Frey. Pal. 20. gr.

Auf der im Jahre 1648 gegründeten unbedeutend ge-
bliebenen Akademie in *H a r d e r w o k* studierten die nach-
benannten Pfälzer:

1648 Andr. Schaert. Pal. Phil.

1671 Henr. Glaeser. Bipont. Pal. Th.

1696 Stephan. Poitevin. Mannheim. Pal. Theol. et L.

1698 Joan. Gaubius. Heidelbg — Pal. med.

1699 Joan. Dav. Wilhelmi. Lacheno — Pal. J. cand.

Als Professor wirkte hier am Gymnasium:

Georg. Hornius. Th. Dr. ex pago Kemnath in Pal. 1620.

Historiarum, Politicis et Geographiae Professor

1648 profectus est in academiam Leidensem, ubi e

vita excessit 10. 11. 1670.

Carl Rottmann*.)

In der bedeutend sich entwickelnden Folge der „Heidelberger
Kunstgeschichtlichen Abhandlungen“ (Herausgeber C. Neumann und
K. Lohmeyer) ist als 9. Stück die mit eindringlicher Genauigkeit
von † Fritz Krauß gearbeitete Monographie über Carl
Rottmann endlich erschienen*). Das von den schweren Schick-
salen des Verfassers umwitterte Buch ist ein Denkmal sowohl für
den landschaftschöpferischen Genius der Heidelberger Malerei zur
romantischen Zeit, für C. Rottmann, aber auch für den im ersten
Kriegsjahr kurz vor Weihnachten gefallenen jungen und hoffnungs-
vollen Kunsthistoriker F. Krauß. Geheimrat Dr. C. Neumann gibt
in seinem feinsinnigen Begleitwort darüber mitfühlenden Bescheid.
In Krauß' Vorwort wird über die Quellen berichtet, die der Ver-
fasser dieser fundamental gearbeiteten Monographie ausgewertet
hat. Schon hier tritt in die Erscheinung, daß es sich nicht so sehr
um eine „Ehrenrettung“, als vielmehr um eine monumentalisie-
rende Feststellung der einzigartigen Leistung Rottmanns in der
Landschaftskunst des 19. Jahrhunderts handelt.

Nach den einleuchtenden Darlegungen von Krauß war Rott-
mann kein naiter, oder aus Intuition heraus schaffender, wohl
aber ein denkender und schöpferischer Künstler, der sich aus der
etwas hausbackenen Umgebung seiner Lehrzeit aus eigener Kraft
befreit, der sich unter kluger Auswertung von herantretenden Ein-
flüssen (Wallis, Turner, Koch) seiner eigenen Natur und Kraft
bewußt wird, sich aber erst zur vollen Höhe erhebt, als er den
Boden der seiner Natur entsprechenden Landschaftsräume betreten
konnte: Italien.

In diesem ersten Teil des Werdens der Rottmannischen Kunst
fällt die sorgfältig analysierende und charakterisierende Art von
Krauß höchst sympathisch auf, wie er die Eigenart Rottmanns ent-
deckt, erkennt, herausstellt und sie aus den Einflüssen seiner Kunst-
genossen ausscheidet. Krauß gibt in diesen gründlich gearbeiteten
Abschnitten und in voller Beherrschung des einschlägigen Materials
in sicheren Strichen eine Theorie der Landschaftsmalerei jener Zeit,

*) Carl Rottmann von Fritz Krauß. Mit einem Anhang: Stift
Neuburg. Heidelberg 1950. *RK* 40 (45). Verlag C. Winters
Univ.-Buchhandlung.

in der, zumal in Heidelberg, sich die feinsten Malweisen und Landschaftsauffassungen kreuzten. Krauß zeigt die Entstehung der in der Frühzeit von Rottmann geschaffenen Bilder von der ersten Wurzel an und erläutert an Zeichnungen, Skizzen, Aquarellen u. f. — von R. selbst und von seinen Zeitgenossen —, wie der spätere Rottmann dem Ziel seiner auf Größe, Form und Farbe des Landschaftsraumes eingestellten Natur Schritt für Schritt näher kommt. Carl Rottmanns Persönlichkeit war von Hause aus auf Großräumigkeit, geläuterte Formgestaltung und edle Farbenwirkung gerichtet. Die Erfüllung dieser Grundlagen seiner Kunst fand er in Italien, das er nach Ueberwindung einer „Phantasieperiode“ von 1826—1834 besuchen und studieren konnte und sich zu eigen zu machen wußte.

Die italienische Studienreise bringt — wie sich das aus Briefen Rottmanns und den zeitgenössischen Berichten ergibt — zunächst die Befreiung von den letzten romantischen Spuren und die volle Reifung des sentimentalischen Landschafters, der in den weiträumigen Bildern mit dem ungetrübbten Kolorit sich die Klassizität seines Stiles erobert. Er ist mit den dann in München geschaffenen „Arkadenbildern“ der Schöpfer einer neuen Art historischer Landschaften geworden. Demgegenüber ist die Frage, ob Rottmann Klassiker oder Romantiker sei, von untergeordneter Bedeutung. Er ist der Schöpfer eines bis dahin neuen, nur ihm eigenen Landschaftsstiles, der in der zweiten Italienreise (1829) seine letzte und betont einfache Ausprägung erfahren hat. Mit den Fresken, neben denen mehrfach Repliken als Tafelbilder bestehen, hat R. sich seinen dauernden Namen in der Kunst gemacht, indem er die seiner großen Natur entsprechenden Spiegelungen seiner heroischen Naturauffassung Ausdruck gab. Mit der gleichen gewissenhaften Nachdrücklichkeit in der Vorbereitung für „die griechischen Landschaften“ (1834—1850) ging Rottmann an den neuen Auftrag heran, eine große Bilderreihe für den Nordflügel der Arkaden in München zu schaffen. Er fand — trotz gegenteiliger Ansichten — einen solchen Reichtum von erhabenen und bedeutenden Schönheiten in Griechenland, daß er sich fast nicht mehr trennen konnte. Rottmann wurde der eigentliche Entdecker der griechischen Landschaft. Wenn die fertigen 23 Bilder nicht so befriedigend wurden, wie die italienischen Fresken, so hängt das einmal von der drängenden Eile ab, mit der R. sein Werk zu Ende zu führen trachtete, dann mit der beginnenden totalen Erblindung, mit der er den Farbenafford übersteigerte, und zuletzt mit der enkauptischen Technik, die er dafür anwandte. Möglicherweise hat auch das höher gesteckte Ziel — den Geist der griechischen Geschichte in den Landschaftsräumen aufleuchten zu lassen — den reinen Landschaftseindruck überspannt und seine Kraft überanstrengt. Die rasch sich steigenden Leiden an den Augen und der Leber führten am 7. Juni 1850 zum Ende.

Die als „Anhang“ angefügte Schrift von J. Krauß über „Stift Neuburg eine Romantikerklause“ ergänzt das Lebenswerk des Heimgegangenen in sinn- und pietätvoller Weise. Es ist eine der innigst-schönen Neußerungen über das „Stift“ und stellt diesen Erdenfleck in die ihm zukommende Beleuchtung.

Im ganzen kann von der Arbeit des nun schon 16 Jahre verewigten Verfassers gesagt werden, daß sie gleichermaßen eine Ehre für Rottmann, wie für den gründlich und mit weitschauendem Blick gestaltenden Kunsthistoriker Krauß und auch für seinen Mitberausgeber ist.

J. H. B.

Zeitschriften- und Bücherchau.

Franz Klimm, *Der Kaiserdom zu Speyer*. 630—1030—1930. 4^o, 91 S. 84 zum Teil ganzseitige Abbildungen. Verlag: Diözesan-Caritas-Verband Speyer. — Zum kenntnisreichen, begeisterten Historiker Franz Klimm hat sich der einsichtige Architekt Eugen Dausmann gesellt; aus beider Arbeiten ist nun ein Werk herausgewachsen, das uns in leichtverständlicher und auch zum Herzen sprechender Weise auf die vielen Fragen Auskunft geben kann,

die der nachdenkliche Beschauer an das gewaltige Gotteshaus stellt, wenn er in seinen Bann gerät. Mit besonderer Freude muß es begrüßt werden, daß das Buch gerade noch zu diesen Wochen recht kommt, in denen die Begeisterung über die wiedererlangte Freiheit noch lebendig ist und hoffentlich noch recht lange nachklingen wird. Dann kann das Buch von diesem Dom, der in den letzten Jahren wieder „zu einem erhabenen Mahnmal, zum religiös-nationalen Symbol“ geworden ist, ein rechtes Volksbuch werden, wenn man den niedrigen Preis bedenkt und dazu aufs freudigste über die prächtige Wiedergabe der ausgezeichneten Bilder überrascht wird, die dem Verlag alle Ehre macht. Möge das Buch die Kunde von dem zu seiner Zeit größten christlichen Kirchenbau in Europa und dazu Freude und Bewunderung in weiteste Kreise tragen, besonders aber in der Pfalz, wo das Buch in jedes Haus gehört.

H. G.

Eugen Franz, *Nürnberg, Kaiser und Reich*. Studien zur Reichsstädtischen Außenpolitik. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München 1930. — Die Wichtigkeit der vorliegenden Arbeit erhellt aus der Tatsache, daß Nürnberg lange führend unter den ersten deutschen Reichsstädten war, daß es in schwierigen Zeiten des Deutschen Reichs der politische und militärische zentrale Stützpunkt deutscher Reichspolitik blieb, daß es zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Territorium besaß, das nahezu so groß war wie ein rheinisches Kurfürstentum. Dabei erhält das Werk von Franz seinen eigenen Charakter dadurch, daß Nürnbergs Geschichte nicht isoliert betrachtet wird, sondern im Rahmen der Reichsgeschichte, weil reichsstädtische Geschichte von Reichspolitik nicht gelöst werden kann. Nürnbergs Entwicklung als Reichsstadt beginnt mit der großen Privilegierung von 1219 durch Friedrich II.; sein wirtschaftlicher Aufschwung liegt im 14. Jahrhundert, es wird zum Mittelpunkt europäischen Handels. So beruht Nürnbergs wie der übrigen Reichsstädte politische Macht im wesentlichen auf seiner Wirtschaft. So kann Nürnberg in der Zeit der Städtebünde eine Politik der splendid isolation verfolgen. Wenn Nürnberg seine Vormachtstellung den Gnadenbezeugungen der Kaiser des 13. und 14. Jahrhunderts verdankt, so ist es in der Zeit der beginnenden Hochblüte ganz auf die eigene Kraft angewiesen. Das Buch erhält seinen besonderen Wert dadurch, daß es die geschichtlichen Beziehungen Nürnberg — Kaiser und Reich restlos auf Quellenstudien aufbaut. Manche grundsätzliche Frage, wie die wirtschaftliche Macht der Städte, das Wesen der Reichsunmittelbarkeit, Städtebünde und territoriales Fürstentum, Reichsstädte als kriegsführende Macht, als Geldgeber des Kaisers werden quellenmäßig geklärt. Der Verfasser führt uns weiter durch das geschichtliche Geschehen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Die Forderung des Verhältnisses zum Kaiser und die Erwerbung beträchtlicher Gebiete sind richtunggebend für die Zukunft der freien Reichsstadt Nürnberg. Die Schicksalsfrage für die Stadt war die, ob es — zum Territorialstaat geworden — sich auf den Wechsel in der außenpolitischen Lage ein- und umstellen konnte; ferner, ob es weiterhin wie bisher die Außenpolitik im wesentlichen mit Geld fundieren konnte. Der weisfällige Friede wird zu einem deutlichen Einschnitt. Der eine Faktor der politischen Bedeutung der Reichsstadt, der städtische Wohlstand, war vernichtet. Der Friede unterhöhlt aber auch das zweite Fundament deutscher reichsstädtischer Machtentfaltung: das deutsche Kaisertum. Der Niedergang Nürnbergs im 18. Jahrhundert ist wesentlich bedingt durch den finanziellen Abstieg, da die geldlichen Leistungen der Städte an das Reich — und damit scheinen sich die Städte ihre Reichsunmittelbarkeit allein noch bewahren zu können — immer größer werden. Die napoleonische Zeit bringt dann Preußens Angriff auf Stadt und Land Nürnberg; 1806 erst erfolgt die Einverleibung in Bayern. Das Werk von Franz ist ein Buch für denjenigen, der — abgesehen von besonderen Interessen für Nürnberg — sich für die angedeuteten Sonderfragen interessiert, für denjenigen aber insbesondere, der sich nicht scheut, die Problematik der deutschen Geschichte an diesem aufs gründlichste dargestellten Einzelfall zu studieren.

C.

Abdruck der kleinen Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Vereinbarung mit der Schriftleitung der *Mannheimer Geschichtsblätter*.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Walter, *Mannheim*. Für den Inhalt des Jahrs der Beiträge sind die Mitteilenden verantwortlich. Verlag des Mannheimer Altertumsvereins C. B., Druck der Druckerei Dr. Haas, C. u. K. S. in Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Senruf: 29717 — Postfachkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank — Depozitenkasse Heidelbergerstraße, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

August/September 1930

Nr. 8/9

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein. — Die Ruhestätte des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz und seiner dritten Gemahlin Violanta Theresia in der Schloßkirche zu Mannheim. Von Professor Hugo Drös. — Neue Mitteilungen über die Hofmusikkapelle in Heidelberg unter Pfalzgraf Ludwig V. Von Dr. Dionys Bartha. — Karl Ludwig Sand auf seinem Schicksalswege nach Mannheim. Von Professor Dr. jur. et phil. Karl Effelborn. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherchau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Als erste Veranstaltungen des Winterhalbjahres 1930/31 finden statt: 1. Samstag, den 11. Oktober, nachmittags 4 Uhr: Besichtigung der Ausstellung des städtischen Schloßmuseums: Kupferstiche und Handzeichnungen der Carl-Theodor-Zeit. I. Teil. Führung: Museumsdirektor Prof. Dr. Friedrich Walter. Treffpunkt Ritteraal. (Die im Besitze von Dauerkarten befindlichen Mitglieder haben für sich und ihre Familienangehörigen freien Eintritt.) — 2. Montag, den 13. Oktober, abends 8.15 Uhr, in der Harmonie: Vortrag von Dr. Stefan Kanzer-Mannheim: „Dom Sinn und Unsinn der Geschichte“. Das Gesamtprogramm der Vorträge geht den Mitgliedern in nächster Zeit zu. — In der Ausschussigung vom 5. August wurde auf Anregung von Fräulein Wilma Stoll beschlossen, ein Quartettspiel „Alt-Mannheim“ durch den Verein herauszugeben. In zwölf Reihen zu je vier Bildern wird hauptsächlich das Mannheim des 18. Jahrhunderts in seinen Bauten und seinen Plätzen, in Gesamtansichten und Plänen von der Stadtgründung an gezeigt werden. Das Spiel wird im Laufe des Novembers erscheinen und für unsere Mitglieder zu einem Vorzugspreis erhältlich sein. — Erworben wurde ein Aquarellbild des Schiffers Johann Linier, sowie die ihm anlässlich des Rheinübergangs der alliierten Truppen 1814 verliehene Tapferkeitsmedaille. — Wir empfehlen unseren Mitgliedern den Besuch folgender Vorträge in der Handels-Hochschule (A 1, 2): Die Römer und römische Kultur in Deutschland: Prof. Dr. Gropengießer, Direktor der Archäologischen Abteilung des Schloßmuseums; jeweils Mittwochs 18—20 Uhr. Beginn 5. November. — Aus der Urgeschichte der Pfalz: Dr. Friedrich Sprater, Direktor des Historischen Museums der Pfalz; jeweils Donnerstags 20—21 Uhr.

Der Verein hatte die Freude, folgenden beiden Ehrenmitgliedern Glückwünsche zum 75. Geburtstag aussprechen zu können: Dem Vorsitzenden Herrn Geh. Hofrat Wilhelm Caspari und Herrn Carl Baer.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Eberhardt, Dr. Karl Heinz, Rechtsanwalt, L 2, 14.
Weis, Ernst, Professor, Brucknerstraße 1.
Mosbach: Palm, Wolfgang, Fortbildungshauptlehrer.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:
Artmann, Dr. h. c. Sr., Geh. Kommerzienrat.
Hartmann, Adolf, Kaufmann und Alt-Stadtrat.

Die Ruhestätte des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz und seiner dritten Gemahlin Violanta Theresia in der Schloßkirche zu Mannheim.

Von Professor Hugo Drös.

In der von der Sakristei der Schloßkirche aus zugänglichen engen und schmucklosen Gruft unter dem Hochaltar wurde Karl Philipp und seine dritte Gemahlin Violanta Theresia beigesetzt. Der vergoldete und versilberte Sarg Karls Philipps ist ein prunkvolles und kunstreiches Meisterwerk. Der Sarg, der von vier Löwen getragen wird, ist von kunstvollen Reliefs, die auf Ereignisse in seinem Leben Bezug haben, bedeckt. Am Kopfende hält ein neben den Kurinsignien sitzender Putto das Reliefbildnis des Kurfürsten mit der Umschrift:

D. G. CAR. PHILIP. C.P.R.S.R. IMP. ARCHIT. & ELECT.
(Karl Philipp von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, des heil. röm. Reiches Erzkämmerer und Kurfürst.) Eine schwülstige lateinische Inschrift umzieht den Sarg. In einfacheren Formen ist der Sarkophag der Violanta Theresia gehalten mit krügerer lateinischer Inschrift.

Die Inschrift auf dem Sarge Karl Philipps lautet:

Quem in Effigie Stantem supra et pene spirantem vides in staneo hoc Sarcophago laeet exanimis.

Princeps Aureus, aut certe auro cedroque idest immortalis memoria et amore dignissimus

Carolus Philippus Elector Palatinus Catholicus Pater Patriae. Pater pauperum et Viduarum.

Abi Viator, sed in lacrymas. Nam Monumentum hoc non unum claudit hominem sed integram familiam Totam domum Palatinam Neoburgicam in uno exstinctam. Eheu! Geme religio! Imperium dole! Subditi plorate! Omnes boni complorate et pro piis Manibus Deum Orate!

Princeps Sapientissimus,

Romani nuper Comprovisor et Vicarius Imperii Qui Martem dire saevientem in terris alienis cohibuit a suis Non vi armata, sed viatrice Sapientia Quia caussam Iuliacensem duorum saeculorum Controversiam paucis composuit mensibus.

Princeps Liberalissimus.

Archithesaurius non tam Imperii quam pauperum Quibus dedit sua, se ipsum daturus si posset facilius aurum clarigius quam alii acciperent Titus alter, quia gaudium gentis

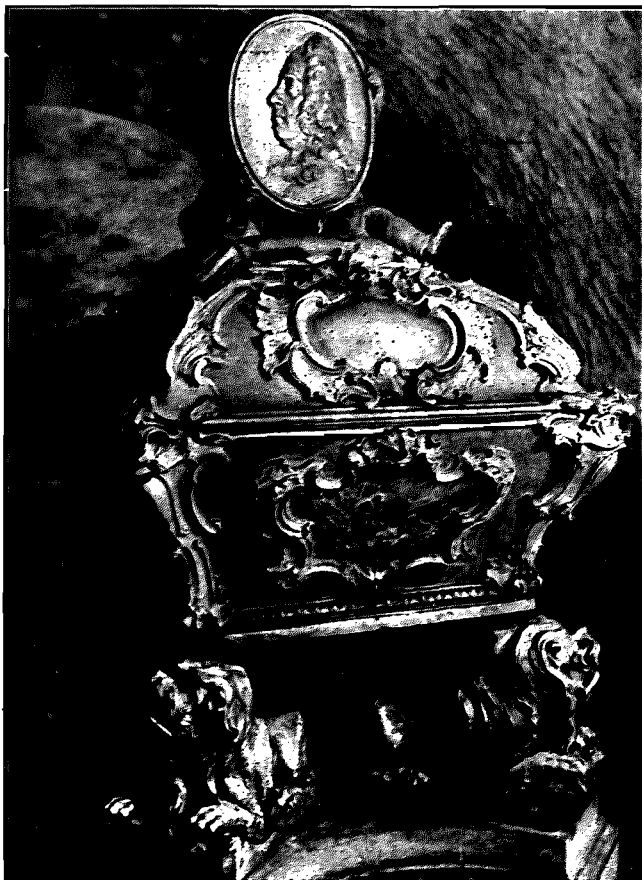
humanae In hoc dissimilis, quod nullum diem perdidit quia nullo non benefecit.

Princeps humanissimus,

Quem nemo odisse posset, nisi hostis Patriae, Ecclesiae, Dei Malos male perdere cum posset Servavit, ut redderet bonos. Poenitentiam a reis, non poenam expetens.

Carolus Philippum

Haec urna tegit



Sarg des Kurfürsten Karl Philipp
in der Schloßkirche zu Mannheim.

Immo id solum, quod Carolus Philippus non erat. Quis ille! laudasti eum, dum nominasti.

Princeps Maximus,

Orbi regendo par et dignus

Cuius frons Maiestatem, Oculi Clementiam et Gratiam Totus vultus Principem Spirabant, Princeps, in quo nihil humile nisi humilitas, et haec ipsa sublimis

Fidus semper et devotus aeterno Regi Palatinus

Qui Pietatem et Religionem docuit exemplo, Leges sanxit servando Qui in Electoratu suo hoc unum credidit eximium,

Quod posset Benefacere.

Hoc ipsum vitio vertit Principi

Non esse optimum Deoque

Subditum.

Princeps Fortissimus

Qui laeto animo tulit, quod alius vix aequo adversa ea mente admisit, qua Deus immisit Utriusque Parentis quinque Fratrum, trium Sororum Coniugum trium, Charorumque multorum funera unus superstes Non alio excepit vultu, quam sol eclipses.

Princeps Modestissimus

Corpus suum ab obitu spectandum exponi vetuit Indignum ratus. Splendorem in tenebris quaerere et in umbra Mortis.

Denique

Carolus Philippus Unus

Non habens parem affabilitate, clementia, Liberalitate, Pietate Receptus non dubie a Deo in aeterna tabernacula Quae Illi

cum aris sacrariis, Hospitalibus, Templis erexit in Vivis. Caetera illum Encomia efferunt ad Coelum hoc etiam in coelum.

Carolus Philippum

Terris dedit Neoburgum Anno MDCLXI Coelo Mannheimium pridie Calendas Januarii Exspiravit cum Anno Saeculi XVIII quadragésimo secundo

sed Palatinis Funesto.

Annus hic coepit a Nuptiis et Thalamo, desiit in Tumulo Carolus Philippus vixit diu, si meritis in Patriam, Obiit cito si votis civium metiaris aetatem.

Tantum reliquit Memoriae suae monumentum, Quantum est Mannheimium quam urbem amplificavit, ornavit, armavit, sacravit Domibus, Palatiis, propugnaculis, Templis. Suspende tubam Fama, longe pulchrior Echo, posthuma Sunt planctus, gemitus lamenta pauperum et Viduarum Qui pia Caroli liberalitati parentant tot Laudibus quot lacrymis Vel suo silentio disertis.

I nunc Viator et Carolus Philippum dic discessisse sine liberis.

Quaeris Viator

Quid agat in coelis Carolus?

Quod superstes in Terris.

Orat pro Patria.

Desiit quidem praeesse Subditis, sed non prodesse Quibus non vivere cessat, sed mori posse, Dedit Ei fratres quinque Natura, Charitas tot quot cives et Subditos Qui amarunt Carolum, quem non tantum supra se sed pro se stare norant. Filia unica amissa visus est Eius loco adoptasse Patriam Mortuus tandem est in Civitate a se condita et servata.

Sit igitur Carolo Philippo

Mannhemium pro Mausolaeo, Coelum pro Palatio, Aeternitas pro Regni Terminis.

Restat Viator

Ut acclames in terris mortuo, in coelis imperanti aeternum VIVAT

Quatuor Leones Neoburgici Sustentant hunc Sarcophagum qui quondam in totidem S. R. I. Electoribus Palatinatum et Religionem.

Domus Neoburgica Olim Lea Foecundior, Nunc Rachel plorans filios Quia non sunt. Domus haec par urbi, immo Orbi. Implevit Ecclesiam meritis et exemplis, Imperium Decore Patriam Beneficiis, Exteros admiratione, Amore Omnes.

Postquam numerasset Ordinis Teutonici Magnos Magistros duos Antistes tres, Electores quatuor Reginas tres et Imperatricem, cum assurgere non posset ultra fastigium Caesareum Coelum conscendit.

Moriens reliquit Solum terris desiderium sui et admirationem cum Fama nunquam moritura. Quaeris Viator, Ubi nunc tot Duces? tot Principes Neoburgici?

Transierunt.

Sed eo, ubi nihil est Transitorium.

Cernis Viator

Arma, Tubas, Proelia, Trophaea.

Haec olim spirabat Caroli Philippi Adolescentia. Paratus iam tum erat mori pro Caesare et Germania Qui Sciebat se sibi non esse natum, sed Imperio

Vidit Caroli Virtus Magnanima

Spectatrix eadem et spectanda.

Expugnari Budam, Vivarinum, Moguntiam Quam a Gallis interceptam oppugnarunt Duce Fratre Ludovico Antonio Heroe Teutonico Carolus Philippus et Fridericus Wilhelmus Frates Uterque Leo Neoburgicus Pari Virtute, non felicitate Fortunae Arbitrator Deus Hunc iussit mori Illum Vivere pro Patria et Imperio Fratrem ad latus cadentem Conspexit Carolus Pro et cum Fratre casurus Vere Leo qui hoc unum timuit Ne timeretur a suis.

Leo Neoburgicus Olim rugiebat inter Classica impavidus nunc dormit Placidus. Dum ageret inter Exteros expugnavit urbes Hostium Dum rediret ad suos animos Civium, Dum abiret a Suis Coelum.

Pacis non fautor solum, sed et Author Sublata lite de Vicariatu Imperii Conciliavit inter se Domos Palatinas Bavaricam et suam Ut imperio vacante nuper miraremur scuto Vicarii utriusque Aquilam Romanam bicipitem, sed unius et linguae et Sententiae. Pacem dedit nobis et cum pace omnia.

Dum Bellum Gallicum avertit a Patria Optimam partem elegit quia Neutram; itaque Martem Quem Secutus est Iuvenis, sugavit Senex

Vere Princeps Pacis
Quam tu illi Viator
precare Sempiternam.

A u f D e u t s c h :

Den Du im Bilde oben stehen und beinahe atmen siehst, der liegt in diesem Zinnsarge entseelt.

Ein goldener Fürst oder wenigstens des Goldes und der Ceder, d. h. unsterblicher Erinnerung und Liebe wert.

Karl Philipp, der katholische Kurfürst von der Pfalz, der Vater des Vaterlandes, der Vater der Armen und Witwen.

Gehe weg, Wanderer, aber zu Tränen. Denn dieses Denkmal schließt nicht einen Menschen ein, sondern eine ganze Familie, das ganze Pfalz-Neuburgische Haus, das in einem erloschen. Ach! Seufze Religion! Reich traure! Untertanen weinet! Alle Guten wehklaget und betet zu Gott für die frommen Seelen!

Ein weiser Fürst, vor kurzem noch des Reiches Mitverweiser und Dikar, der den in fremden Ländern schrecklich wütenden Krieg von den Seinen ferngehalten hat, nicht mit bewaffneter Macht, sondern durch siegreiche Weisheit, der die Jüdische Sache, einen Streit von zwei Jahrhunderten, in wenig Monaten beigelegt hat.

Ein sehr freigebiger Fürst, der Erzschatzmeister nicht sowohl des Reiches als vielmehr der Armen, denen er das Seine gab, bereit sich selbst zu geben, wenn er es gekonnt hätte, der leichter Gold spendete als andere es empfangen, ein zweiter Titus, weil ebenfalls die Freude des Menschengeschlechts, nur darin ihm unähnlich, daß er keinen Tag verlor, an dem er niemandem eine Wohlthat erwies.

Ein sehr menschenfreundlicher Fürst, den niemand hassen konnte, außer ein Feind des Vaterlandes, der Kirche, Gottes. Obgleich er die Schlechten schlimm verderben konnte, erhielt er sie, um sie gut zu machen. Reue verlangte er von den Schuldigen, nicht Strafe.

Karl Philipp deckt diese Urne, vielmehr nur das, was nicht Karl Philipp war. Wer war jener? Du hast sein Lob ausgesprochen, indem Du seinen Namen nanntest.

Ein sehr großer Fürst, geeignet und würdig den Erdkreis zu regieren, dessen Stirn Hoheit, dessen Augen Milde und Gnade, dessen ganzes Antlitz den Fürsten atmete, in dem nichts Niedriges als die Demut und diese selbst erhaben.

Ein sehr frommer Fürst, treu und ergeben dem ewigen König war der Pfälzer, der Frömmigkeit und Religion durch sein Beispiel lehrte, der die Gesetze durch Befolgen heiligte, der während seiner Kurfürstlichen Regierung dies allein als Vorzug betrachtete, daß er Wohlthaten erweisen konnte, der eben dies als Fehler anrechnete dem Fürsten, nicht der beste zu sein, und Gott untertan.

Ein sehr tapferer Fürst, der mit Frohmuth trug, was ein anderer kaum mit Gleichmuth trug, der das Unglück so nahm, wie Gott es schickte. Den Tod seiner Eltern, seiner fünf Brüder, seiner drei Schwestern, seiner drei Gattinnen und vieler Lieben nahm er, allein sie überlebend, nicht mit anderer Miene auf als die Sonne die Finsternisse.

Ein sehr bescheidener Fürst! Die Schaustellung seines Körpers nach dem Tode verbot er, da er es für unwürdig hielt, Glanz in der Finsternis zu suchen und im Schatten des Todes. Ferner

Karl Philipp der Einzige,

der nicht seinesgleichen hatte an Seufseligkeit, Milde, Freigebigkeit und Frömmigkeit, unzweifelhaft aufgenommen von Gott in die ewigen Zelte, die er jenem mit den Altären, Kapellen, Hospitälern, Kirchen unter den Lebenden errichtet hat. Die übrigen Lobsprüche erheben ihn zum Himmel, dieses auch in den Himmel.

Karl Philipp

gab der Erde Neuburg im Jahre 1661, dem Himmel Mannheim am 31. Dezember; er verschied zugleich mit dem 42. Jahre des 18. Jahrhunderts, das den Pfälzern trauer-voll war.

Dieses Jahr begann mit Hochzeit und Brautgemach, es endete an einem Grabhügel. Karl Philipp hatte ein langes Leben, wenn man es nach seinen Verdiensten gegen das Vaterland, er ist bald gestorben, wenn man es nach den Wünschen der Bürger mißt.

Er hat ein so großes Denkmal seines Gedächtnisses hinterlassen wie Mannheim ist; denn diese Stadt hat er vergrößert, geschmückt, besetzt, geheiligt mit Häusern, Palästen, Befestigungswerken und Kirchen.

Hänge die Trompete auf, Fama; weit schöner ist das Echo, nachgeboren sind Wehklagen, Seufzen, Weinen der Armen und Witwen; diese bringen der frommen Mildthätigkeit Karls Leichenopfer dar mit soviel Lobsprüchen als Tränen, die selbst durch ihr Schweigen beredt sind.

Gehe jetzt, Wanderer, und sage, Karl Philipp sei ohne Kinder gestorben.

Du fragst, Wanderer, was Karl im Himmel tut? Was er im Leben auf Erden tat, er betet für das Vaterland. Er hat zwar aufgehört, über seinen Untertanen zu stehen, aber nicht für sie einzustehen, für die er nicht aufhört zu leben, sondern sterben zu können.

Die Natur gab ihm fünf Brüder, seine Mildthätigkeit so viel wie Bürger und Untertanen, die Karl liebten, der, wie sie wußten, nicht nur über ihnen, sondern auch für sie stehe.

Nach Verlust der einzigen Tochter schien er statt ihr das Vaterland an Kindesstatt angenommen zu haben. Gestorben endlich ist er in der von ihm gegründeten und erhaltenen Stadt. Es sei daher Karl Philipp Mannheim die Grabstätte. der Himmel der Palast, die Ewigkeit die Grenze seines Reiches.

Es bleibt Dir, Wanderer, übrig, dem auf Erden Gestorbenen, im Himmel Herrschenden zuzurufen: Er lebe ewig!

Dier Neuburgische Löwen tragen diesen Sarg, wieviele einst Kurfürsten des hl. röm. Reiches die Pfalz und die Religion geschützt haben. Das Neuburgische Haus, einst fruchtbarer als Lea, ist jetzt Rahel, die ihre Söhne beweint, weil keine mehr da sind. Dieses Haus ist gleich der ewigen Stadt, ja sogar dem Erdkreis. Es erfüllt die Kirche mit Verdiensten und guten Beispielen, das Reich mit Ehren, das Vaterland mit Wohlthaten, die Fremden mit Bewunderung, mit Liebe alle.

Nachdem es zwei Großmeister des Deutschordens gezählt, drei Bischöfe, vier Kurfürsten, drei Königinnen und eine Kaiserin, stieg es, da es sich nicht über den Gipfel des Kaisertums erheben konnte, zum Himmel. Sterbend hinterließ es der Erde nur die Sehnsucht nach sich und Bewunderung zugleich mit dem Ruhm, der nie vergehen wird.

Du fragst Wanderer: Wo sind jetzt so viele Herzöge, so viele Neuburgische Fürsten? Sie sind hinübergegangen, aber dorthin, wo nichts vergänglich ist.

Du siehst, Wanderer, Waffen, Trompeten, Schlachten, Trophäen. Nach diesen strebte Karl Philipps Jugend. Schon damals war er bereit, für den Kaiser und Deutschland zu sterben, denn er wußte, daß er nicht für sich, sondern für das Reich geboren sei. Es sah Karls hochgemute Tapferkeit, zuschauend und um zugleich gesehen zu werden, wie Buda, Divarinum und Moguntia erobert wurde, das, als es von den Franzosen weggenommen war, unter Führung ihres Bruders Ludwig Anton, des deutschen Helden, die Brüder Karl Philipp und Friedrich Wilhelm bestürmten, beides Neuburgische Löwen, von gleicher Tapferkeit, nicht von gleichem Glücke; diesen ließ Gott, der Lenker des Schicksals, sterben, jenen leben für sein Vaterland und für das Reich; es sah den Bruder zu seiner Seite fallen, Karl, entschlossen, für den Bruder und mit dem Bruder zu fallen, ein wahrer Löwe, der nur dies eine fürchtete, von den Seinen gefürchtet zu werden.

Einmal brüllte der Neuburgische Löwe zwischen den Kriegstrompeten furchtlos, jetzt schläft er in Frieden. Solange er unter den Fremden lebte, eroberte er Städte der Feinde, als er zu den Seinen zurückkehrte, die Herzen der Bürger, als er von den Seinen ging, den Himmel.

Nicht nur ein Freund, sondern auch ein Stifter des Friedens legte er den Streit über das Reichsvikariat bei und versöhnte untereinander die Pfälzischen Häuser, das Bayersche und sein eigenes, so daß wir erst neulich, als das Reich ohne Kaiser war, auf dem Schilde beider Reichsvikare den römischen Adler bewunderten mit zwei Köpfen, aber mit einer Zunge und einer Meinung. Er gab uns den Frieden und mit dem Frieden alles. Als er den französischen Krieg vom Vaterlande fernhielt, wählte er die beste Partei, weil er keine wählte (neutral blieb). So hat er den Krieg, den er in der Jugend suchte, als Greis verschreckt, ein wahrer Fürst des Friedens; diesen erflehe, Wanderer, jenem für die Ewigkeit.

Die Inschrift auf dem Sarge der *Violanta Theresia* lautet:

Hic iacet in umbra mortis in luce vitae Stare Dignissima Violanta Theresia orta est 1683 1 Aprilis ex avito Sanguine comitum De Thurn et Taxis Comes Illustrissima: occidit 1734 2 Novembris Pridem Caesareo Diplomate renuntiata S. R. Imperii princeps Clementissima.

Serenissimo et potentissimo principi ac Domino Carolo Philippo Comiti Palatino ad Rhenum S. R. I. archithesaurario et electori bis viduo in facie Ecclesiae Matrimonio iuncta Coniux Charissima ordine quidem tertia charitate tamen Coniugali et constanter amabili cura pro Serenissimo Marito Si non omnium prima nulli certe Secunda.

In Coniugio sterili foecunda Coniux quamvis nullius prolis, multarum tamen Virtutum Mater foecundissima prudentiam in Dubiis Rebeccam iustitiam in controversis Esterem Temperantiam in prosperis Sunamitidem Fortitudinem in arduis Deboram Sancte aemulata.

Fuit bonis omnibus in amore et timore malis utrisque magno Commodo Bonis ut Fierent meliores malis ut Saltem fierent Boni.

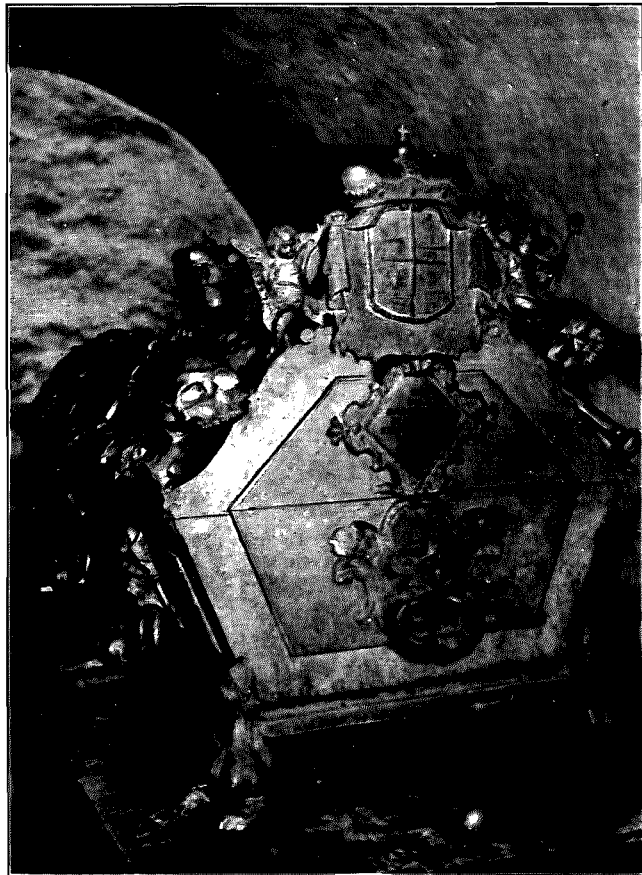
Sta viator et in umbra Mortis iacenti Illustrissimae Comiti Clementissimae Principi Lucem in Coelo precare inextinguibilem in Vivis Superstiti Marito Serenissimo Electori pro Deo Religione et Subditis Longam in terris Vitam Tandem utrique Gloriam aeternum duraturam.

Auf Deutsch:

Hier liegt im Schatten des Todes *Violanta Theresia*, die verdient hätte, noch im Lichte des Lebens zu wandeln. Geboren war die erlauchete Gräfin aus dem Stamme der

Grafen von Thurn und Taxis. Sie starb am 2. November 1734, nachdem sie durch Kaiserliches Diplom gnädigt in des heiligen Römischen Reiches Fürstenstand erhoben war.

Dem durchlauchtigsten und mächtigsten Fürsten und Herrn Karl Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, des heiligen Römischen Reiches Erzschatzmeister und Kurfürst, der zweimal



Sarg der *Violanta Theresia* von Thurn und Taxis in der Schloßkirche zu Mannheim.

verwitwet war, wurde sie in Angesicht der Kirche ehelich verbunden als treue Gattin, der Reihe nach die dritte, an ehelicher Liebe und beständiger herzlicher Sorge um ihren durchlauchtigsten Gemahl, wo nicht die allererste, so doch sicherlich keiner nachstehend.

In unfruchtbarer Ehe war sie eine fruchtbare Gattin, wenn auch nicht Mutter von Nachkommen, so doch eine fruchtbare Mutter von vielen Tugenden, indem sie in bedenklicher Lage der Klugheit der Rebecka, in Streitfragen der Gerechtigkeit der Ester, im Glück der Mäßigung der *Sunamitis*¹⁾, in schwierigen Fällen der Tatkraft der *Debor*a gewissenhaft nacheiferte.

Allen Guten war sie liebreich, den Schlechten flößte sie Furcht ein, beiden zum Vorteil, den Guten, daß sie noch besser würden, den Schlechten, daß sie wenigstens gut würden.

Stehe, Wanderer, und erbittle für die im Schatten des Todes liegende erlauchete Gräfin und gnädige Fürstin ewiges Licht im Himmel und für den überlebenden Gemahl, den durchlauchtigsten Kurfürsten, zum Frommen der heiligen Religion und der Untertanen langes Leben auf Erden, endlich für beide immerwährenden Ruhm.

Zunächst einige kurze, zum Verständnis der Inschriften nötige biographische Bemerkungen: Kurfürst Karl Philipp, der letzte Kurfürst aus dem Hause Neuburg, wurde am

1) Unter „*Sunamitis*“ einem Mädchen aus Sunem (Palästina), ist Abisag, Aufwärterin und Pflegerin des Königs David, zu verstehen.

4. November 1661 zu Neuburg als siebtes Kind des Kurfürsten Philipp Wilhelm und der zweiten Gemahlin Elisabeth Amalie Magdalene von Hessen-Darmstadt geboren. Aus dieser glücklichen Ehe waren nicht weniger als 17 Kinder entsprossen, von denen nur drei im Kindesalter starben. Der älteste Sohn Johann Wilhelm wurde Nachfolger seines Vaters und regierte 1690—1716. Zwei folgende Prinzen, Wolfgang Georg Friedrich und Ludwig Anton, waren dem geistlichen Stand bestimmt. Der eine starb als Chorbischof zu Köln, der andere tatelustigere Ludwig Anton war Bischof von Worms und Deutschmeister und wurde in kriegerischen und diplomatischen Geschäften vielfach gebraucht und starb 1694. Auf ihn folgte unser Karl Philipp. Seine beiden jüngeren Brüder waren ebenfalls Geistliche geworden: Alexander Sigismund starb als Bischof von Augsburg. Franz Ludwig hatte eine Reihe von geistlichen Würden bekleidet. In seinem 19. Jahr war er Bischof von Breslau, dann wurde er Deutschmeister, Bischof von Worms und Propst von Ellwangen, Erzbischof von Trier und Erzbischof von Mainz. Ein weiterer Bruder Friedrich Wilhelm studierte in Heidelberg, trat nachher in kaiserliche Kriegsdienste und fand am 13. Juli 1689 bei der Belagerung von Mainz, der auch sein Bruder Ludwig Anton beiwohnte, durch eine Kugel den Tod. Der folgende Bruder Philipp Wilhelm August starb im Alter von 25 Jahren als Vater von zwei Töchtern.

Die Schwestern heirateten zum Teil hervorragende Fürsten: Eleonore Magdalene den Kaiser Leopold I., König von Ungarn und Böhmen, Maria Anna den König Karl II. von Spanien, Maria Sophia den König Peter II. von Portugal, Dorothea Sophia den Herzog Odoardo von Parma und Piacenza und Hedwig Elisabeth Amalie den Prinzen Ludwig Sobieski, den Sohn des Königs Johann III. von Polen²⁾.

Unser Karl war zunächst auch für den geistlichen Stand bestimmt. Er wurde Domherr zu Salzburg und Köln. Schon in jugendlichem Alter war er dem Johanniterorden beigetreten. Da die Ehe seines kurfürstlichen Bruders kinderlos blieb und somit Karl Philipp als Thronfolger in Betracht kam, wurde er von den priesterlichen Gelübden entbunden. Er beteiligte sich an den Feldzügen gegen die Türken in Ungarn und war bei der Einnahme von Ofen 1686 beteiligt. 1696 wurde er Generalfeldmarschall und 1706 Statthalter von Tirol. (Vgl. Walter: „Karl Philipp als Statthalter von Tirol“ in den Mannh. Geschichtsbl. 1928, Sp. 28 ff.)

Karl Philipp war seit 31. Juli 1688 verheiratet mit Luise Charlotte von Radziwill³⁾, der Witwe des 1687 verstorbenen Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Aus dieser Ehe hatte er vier Kinder, von denen ihm nur eins verblieb, seine heißgeliebte Tochter Elisabeth Augusta, verheiratet mit Erbprinz Joseph Karl von Pfalz-Sulzbach. Diese sind die Eltern der Elisabeth Augusta, der Gemahlin Karl Theodors. Diese Vermählung fand Januar 1742 statt und zugleich die Vermählung der jüngeren Schwester Maria Anna mit dem Herzog Klemens Franz von Bayern. Sehr glanzvoll wurde diese Doppelhochzeit gefeiert.

Im Jahre 1695 starb des Karl Philipps erst 28 Jahre alte Gemahlin im Kindbett. Sechs Jahre später vermählte sich Karl Philipp in zweiter Ehe mit Theresia Katharina, Tochter des Fürsten Joseph Karl Lubomirsky von Ostrog; auch die beiden Töchter aus dieser Ehe starben im frühen Kindesalter. Theresia Katharina verschied 1712. Im Jahre 1716 bestieg Karl Philipp nach dem Tode seines Bruders den kurfürstlichen Thron⁴⁾. Infolge des bekannten Heidelberger Religionsstreites wurde im Jahre 1720 die Residenz von

Heidelberg nach Mannheim verlegt. Diese Verlegung brachte Mannheim eine ungeahnte kulturelle und künstlerische Blüte.

Besonderen Wert legte der Kurfürst auf die Ausgestaltung der Stadt durch hervorragende Bauwerke: Schloß, Jesuitenkollegium, Jesuitenkirche, Kaufhaus, Rheintor, Neckartor, Heidelberger Tor, Infanteriekaserne, Belderbuschkaserne, das Hospital ad Sanctum Borromaeum, Nonnenkloster, Anlage der Rheinschanze, aus der Ludwigshafen hervorging.

In bezug auf seine politische Betätigung sei kurz darauf hingewiesen, daß durch den pfälzisch-bayerischen Familienvertrag, der 1724 in München abgeschlossen wurde, der Streit über das Reichsvikariat dahin beendet wurde, daß die Reichsverweserschaft von beiden Häusern gemeinsam geführt werden sollte, ein Fall, der im Jahre 1740 beim Tode Kaisers Karl VI., des letzten männlichen Sprossen des Hauses Habsburg, eintrat.

Zur Beilegung des jülich-klevischen Erbfolgestreites, was in der Sarg-Inschrift besonders hervorgehoben wird, sei kurz folgendes vermerkt: Nach dem Aussterben des jülich-klevischen Fürstenhauses mit Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1609 erhoben Brandenburg und Pfalz-Neuburg auf die hinterlassenschaft Anspruch. Nachdem der Dortmunder Regent 1609 eine vorläufig gemeinsame Regierung von Pfalz-Neuburg und Brandenburg eingesetzt hatte, wurde 1614 durch den Vertrag von Xanten eine geteilte Verwaltung vermittelt. 1666 schloß der große Kurfürst mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm einen endgültigen Teilungsvertrag, nach welchem der Kurfürst Friedrich Wilhelm Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensburg, der Pfalzgraf Jülich und Berg behalten und nach dem Aussterben der einen Linie die andere Linie erben sollte. Als die pfälzisch-neuburgische Linie am Aussterben war, suchte sich Brandenburg durch die Verträge von Musterhausen 1726 und Berlin 1728 wenigstens Berg zu sichern. Kaiser Karl VI. erkannte seine Rechte an, sicherte aber gleichzeitig 1738 Jülich und Berg in einem Geheimvertrag der Linie Pfalz-Sulzbach zu, welche 1742 unter Verzicht Preußens die pfalz-neuburgische Erbschaft antrat. Ausführlich behandelt diese Frage Rosenlehner: Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz und die jüliche Frage 1725—29. Vgl. auch Th e o b a l d: Der Einfluß der jülichen Frage auf die Politik Karl Philipps von der Pfalz in den Mannheimer Geschichtsblättern 1906, Sp. 236 ff.

Als besonderer politischer Erfolg Karl Philipps ist zu buchen, daß es ihm gelang, für seinen Nachfolger die Erbfolge in Bayern zu sichern.

Daß Karl Philipp im Geiste seiner Zeit einen übertrieben kostspieligen Hofhalt geführt hat, ist bekannt. Man vergleiche darüber vor allem die einschlägigen Stellen in Walters Geschichte der Stadt Mannheim, ferner einen Aufsatz von Rosenlehner: „Dom Hofhalt des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz“ im zweiten Jahrgang 1921 der Zeitschrift „Das Bayerland“. Ferner Mannheimer Geschichtsblätter 1926, Sp. 236 ff.: „Döllnik über den Hof Karl Philipps 1730“.

Die letzten Jahre des greisen Herrschers waren einsam. Am letzten Tage des Jahres 1742 starb der letzte aus dem Hause Neuburg, jenem Hause, das einst an Prinzen so zahlreich war. Mit Recht betont Marx in seiner Geschichte des Erzbistums Trier im Hinblick auf das pfalz-neuburgische Haus, wie verhängnisvoll es werden kann, zuviele Prinzen einer Familie mit den allerdings recht ergiebigen geistlichen Pfründen zu versehen und in den geistlichen Stand zu drängen.

Karl Philipp war natürlich nicht der Mann, wie er in der Sarg-Inschrift geschildert wird. Sehr hart ist das Urteil Häußers: Geschichte der rheinischen Pfalz II, 904 ff., wo er also schreibt: „An ihm verlor die Regentenreihe der

2) Vgl. Häußers: Geschichte der Rheinischen Pfalz II, 784 ff.

3) Vgl. Theodor Schiemann: „Luise Charlotte Radziwill, Markgräfin von Brandenburg“, in Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte III (1890), S. 125 ff.

4) Vgl. Walter in den Mannh. Geschichtsbl. II, 235: „Karl Philipps Regierungsantritt und seine ersten Besuche in Mannheim.“

europäischen Fürsten ihr ältestes, wenn auch nicht ihr weisestes Mitglied. Karl Philipp war ein Fürst wie die meisten dieser Zeit: frivol und dabei unduldsam, genussüchtig und doch bigott, ohne ernstlichen Sinn für das Regieren und doch voll stolzer Einbildung auf seine angestammte Regentenwürde — so war er und die meisten in der Fürstengalerie, die sich nach Ludwig XIV. bildeten. Er besaß die äußeren Gaben eines Hof- und Weltmannes in hohem Grade; in seiner früheren Zeit ein schöner und galanter Herr, wußte er noch in seinem Alter zu imponieren. (Vgl. das Urteil von Pöllnitz II, 102, der über solche Dinge vollständig urteilsfähig ist.) Wenn er in öffentlichen Audienzen mit liebenswürdiger Milde und Freundlichkeit den Untergebenen sich nahte, mochte man in ihm nicht den Fürsten vermuten, der zum Wohle seines Landes so wenig, zum Unheil so vieles beigetragen hat. Das fürstliche Wohlwollen und das gnädige Benehmen, das er gern an den Tag legte, war in seinem Verfahren gegen seine andersgläubigen Untertanen, in seinem unauslöschlichen Haß gegen die Heidelberger, die auf ihrem rechtlichen Besitz beharrten, und in der kalten Genußsucht, womit er über dem gedrückten Land den glänzenden Herrn spielte, nicht mehr zu erkennen.

Diese Härte hat er auch nicht gesühnt durch harte Andachtsübungen, die seine Jesuiten ihm nachrühmen; was half es dem hungernden Bauer und dem gedrückten Reformierten, wenn der Kurfürst am Gründonnerstag einer Anzahl alter Leute die Füße wusch, oder wie einer seiner jesuitischen Lobredner versichert, sich ein über den andern Tag persönlich den Körper geißelte? (Vgl. Jakob Dahms hohe christlich-fürstlich- und heldenmäßige Tugenden des durchl. Herrn Caroli Philippi. Heidelberg 1743.)

Jesuiten, denen er blind ergeben war, mochten das preisen; Höflinge, die er mit dem Schweiß des Landes freigebig mästete, mochten seine Güte und Freundlichkeit rühmen; unter dem pfälzischen Volk wurde vielleicht über sein Leben, aber nicht über seinen Tod gemeint.

Ueber wenige Fürsten in der pfälzischen Geschichte sind so viele und so pomphafte Lobreden in gebundener und ungebundener Rede veröffentlicht worden, wie über Karl Philipp. Ganze Sammlungen finden sich im Cod. bav. 2596—2599 auf der Münchener Bibliothek. Außerdem liegen gedruckte Leichenreden von Dahm, Biermann, Hottinger, Bering, Zehner vor.“

Heute sind wir bei der Betrachtung der deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts nachsichtiger geworden. Wir denken infolge der zeitlichen Distanz geschichtlicher, legen nicht den modernen Maßstab nationalen Empfindens an. Wir wissen, daß wir nicht die einzelne Persönlichkeit allein zur Verantwortung ziehen dürfen, sondern wir stellen die traurigen nationalen Zustände innerer deutscher Zersplitterung und Spaltung, religiöser Unduldsamkeit auf allen Seiten, Schwäche von Kaiser und Reich in gebührende Rechnung.

Ueber die Persönlichkeit der Diolonta Theresia wissen wir nicht viel. Das wenige hat Huffschmid in einem Aufsatz: „Maria Diolonta Theresia, Gräfin von Thurn und Taxis, die dritte Gemahlin des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz“ in den Mannheimer Geschichtsblättern XXV, Sp. 87 ff. zusammengetragen, dem wir hier folgen. Die Gräfin war die 1683 geborene Tochter des Reichsfreiherrn, seit 1701 Reichsgrafen Philipp Wilhelm Constantin von Thurn und Taxis (1647—1703) und seiner Gemahlin Maria Adelheid Freiin von Aham zu Wildenau und Weisendorf (1652—1714). Sie war in den 1720er Jahren Hofdame der Tochter Karl Philipps, Pfalzgräfin Elisabeth, Erbprinzessin von Pfalz-Sulzbach, und seit 1732 Oberhofmeisterin von deren drei Töchtern. Die heimliche Ehe zur linken Hand scheint bald nach dem Tode der Tochter Karl Philipps geschlossen worden zu sein. Kirchenbucheinträge über die Ehe finden sich

nicht. Am 8. März 1733 wurde sie in den Reichsfürstenstand erhoben (vgl. das Diplom in den Mannheimer Geschichtsbl. XXV, Sp. 95). Am 2. November 1734 starb die Fürstin. Erst am 16. Dezember 1734 hat der Kurfürst bekanntgegeben, daß die Verstorbene seine Gemahlin gewesen und vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben worden sei.

Aus der Inschrift geht hervor, daß die Ehe kinderlos war. Die Annahme Häußers a. a. O. II, S. 903, und anderer, wonach sie zwei Söhne gehabt haben soll, scheint irrig zu sein.

Zwei Brüder der Diolonta Theresia lebten am pfälzischen Hof:

1. Graf Maximilian Emanuel von Thurn und Taxis, geb. 1680 in München, gest. 1747. Vermählt war er in erster Ehe mit Freiin Johanna Katharina Ernestine von Guttenberg, in zweiter Ehe mit Freiin Maria Leopoldine von Sickingen.
2. Graf Joseph Philipp, kurfürstlicher Kämmerer.

Laut Schreiben des Königl. Bayr. Hausarchivs und des General-Landesarchivs in Karlsruhe sind keine auf die Beisetzung Karl Philipps und seiner Gemahlin bezügliche Akten vorhanden.

Neue Mitteilungen über die Hofmusikkapelle in Heidelberg unter Pfalzgraf Ludwig V.

Don Dr. Dionys Bartha, Berlin.

Die Pflege der Kunstmusik hohen Stils lag zur Zeit der Renaissance vorwiegend in den Händen der Hofmusikkapellen kunstliebender Fürstenhöfe: die bedeutendsten schöpferischen Genies der Zeit auf deutschem Boden fanden beim verständnisvollen Fürsten den eigenen Unterhalt und zugleich die klangliche Realisation ihrer Schöpfungen durch die angegliederte Hofkapelle, so Jsaak in Innsbruck, Finck in Wien, Senfl in München, Walter in Gorgau. Neben den weiterberühmten Kapellen von Stuttgart, München, Gorgau, Innsbruck erfreute sich die pfalzgräfliche Kapelle zu Heidelberg eines nicht minder ausgezeichneten Rufes. Leider steht die Erforschung ihrer Geschichte zu ihrer Wichtigkeit in keinem Verhältnis: während wir z. B. über den Kapellstatus der Innsbrucker Kapelle durch Waldner aufs genaueste unterrichtet sind, blieb uns die Zusammensetzung der Heidelberger Kapelle bis auf wenige Namen unbekannt. Unsere Kenntnis des Kapellstatus um einige Züge zu bereichern, ist der Zweck folgender Zeilen.

Das von Fr. Stein¹⁾ entdeckte und beschriebene Noteninventar der Heidelberger Hofkapelle aus dem Jahre 1544 (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. Germ. 318) zeigt uns ein Repertoire von geradezu erstaunlichem Reichtum, in dem sämtliche namhaften Komponisten der ersten Jahrhunderthälfte vertreten sind. Das Ausführen dieser reichen und schwierigen Musik setzt eine bedeutende und geschulte Kapelle voraus: wer waren deren Mitglieder? Wer hat diesen Klangreichtum in Heidelberg zu Gehör gebracht?

Die Antwort, die die bisherige Forschung auf diese Frage gab, fiel dürftig genug aus: die letzte, maßgebende Arbeit von Stein weiß nur zwei Sänger mit dem Namen anzugeben, Michel Gaj und einen gew. Leodegarius: die Bestallungsurkunden dieser zwei sind schon von Walter²⁾ aus den pfälzischen Kopialbüchern des G.-L.-A. Karlsruhe mitgeteilt worden: weber Objer³⁾, noch Stein haben hierzu neues Material beigebracht. Die Namen zweier weiterer

¹⁾ Fr. Stein: Geschichte des Musikwesens in Heidelberg etc. Heidelberg, 1921.

²⁾ Fr. Walter: Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Leipzig, 1898.

³⁾ Karl Objer: Kleine Mitteilungen zur Geschichte Heidelbergs. Neues Archiv f. d. Gesch. der Stadt Heidelberg, VIII. 175. 1910.

Kapellsänger werden uns durch die Universitätsmatrikel des Jahres 1535 überliefert^{*)}.

Einen wichtigen Bestandteil jeder Renaissancekapelle bilden die Instrumentisten. Daß sie auch in H. nicht fehlten, geht aus einer indirekten Nachricht bei Stein (S. 43) hervor; jedoch weder er noch Obser können einen dieser Musiker namentlich anführen. Die Widmungen G. Forsters zum 3. und 4. Teil seiner berühmten Lieder Sammlung (1549 bzw. 1556) bringen wertvolle Nachrichten über eine Heidelberger Komponistenschule um den Kapellmeister Semlin, als deren Vertreter neben Forster Jobst von Brant, Othmar und Zierler genannt werden: so wertvoll diese Nachrichten an sich auch sein mögen, für den Personalbestand der Hofkapelle sind sie nicht zu verwerten.

Dies ist das Material, das die Forschung bisher vorlegte; fürwahr ein recht beschränktes, dürftiges Bild. Vor allem muß der Umstand befremden, daß Stein sich mit dem dürftigen Material begnügt, das bereits Walter den Kopialbüchern entnahm, während doch keine Gewähr dafür gegeben war, daß deren diesbezügliche Nachrichten von Walter restlos ausgeschöpft worden wären.

Eine erneute Durchsicht der betreffenden Bände (die übrigens mit zeitgenössischen Indizes versehen sind) ergab nicht weniger als 10 Urkunden (Musiker betreffend), die der Forschung bisher entgangen sind.

Mit gütiger Erlaubnis der Archibidirektion seien die bemerkenswerteren hier mitgeteilt. Zunächst die Instrumentisten.

1. Kopialb. 830, fo. 80.

Wie h a n n s g a ß zu eym Trompter bestellt ist.

Wir Ludwig & Bekennen & c das wir unserm lieben getrewen h a n s g a s s e n biss uff unser oder sein widerrufen bestelt haben also das er uns mit dem so er ietzt uff der trompten klareten und andern instrumenten kan, und hernachmals mer und bass lernnen wirdet des auch teglich emssigen fleis haben dienen gewarten gehorsam und willig sein soll. Er soll auch dem den wir unsern tromptern zu eym obern orden als iezunt der schwartz hensel von uns zu irem obern geordent ist an unser stat gehorsam und wes er yeder zeit von yme beschaiden wirdet zu lernnen und zuplasen dar in fleissig und willig sein. Und das so er iezunt kan und furter lernnen wirdet sich fleissen mit guter mensur wolgestimpt und gerecht zuplassen Er soll auch morgens und abents zu rechter gewenlicher zeit des disch plasens warten und solichs on redlich ursach oder ver hinderung und on wissen irs obern nit verseumen by vermeidung unser straff. Er soll auch nyemant dienen oder hinwegk reissen on unsern sondern wissen oder erlaubnus solichem allem wie obgemelt getrewlich und mit fleis nach zu komen auch uns getrewe und holt zusein unsern schaden zu warnnen unsern fromen und bestes getrewlich zu werben und alles das zuthun das eym fromen getrewen diener zustet hat er uns glopt und zu den heiligen geschworn. Und umb solichs seinen dinst wollen wir jme alle jar ussrichten lassen zweintzig gulden zu lone und korn und wein wie andern sein gesellen wo elich weiter haben yme soll auch wie andern unsern tromptern jars sein hoff kleidung und tail an allem dem das so sie mit unserm willen in gemein erreichen und sunst bekommen werden und geet sein jar an uff wynnachten. Urkunde diss briefs versiegelt mit unserm zurucke uffgetruckten Secret datum haidelberg uff Andree appli Anno & c XXIII

des hat er seinen Reverss geben.

^{*)} Stein, op. cit. 43, nach Cöpfe: Matrikel der Univ. Heidelberg, I. 559.

2. Kopialb. 830, fo. 441.

Wie der garten bey der montz gelegenn S t e p h a n n dromptern sein leben zu gebrauchen zugestellt wordenn.

Wir Ludwig & c Bekennen & c das wir unserm drompter und lieben getrewen Steffan zu gnadenn unnsern garten an der montz gelegen mit seinem begriff wie der itzt umb zeundt ist zunutzen wessen und zu gebrauchen biss uff unnsere oder unser erben widderrufen bewilligt und zugelassen haben unnd thun das hiemit und zu Crafft diss briefs Also das er den selben mit zeunen und sunst in redlichem zimlich und lendlichen bauwe wessen und besse rung halten den nit verkauffen vereussern verpfenden noch beschwern soll wo auch jemant jme an sollicher nutzung und geprech auch seinen gepeuw oder sunst muttwilliger weiss schaden zufügen und widderwertigkeit zu abbruch schmelierung unnd nachtheil unnsers eigenthums furnemen oder sich beflissen würde. So bevelchen und gebitten wir hiemit unnsern Amptleuthen das sie dem bemelten steffan daby recht und pillichkeit hanthaben jn dem beschicht unser ernstliche maynung und gefallen dess zu urkhunt versiegelt mit unserm uffgedrucktem secret. Datum haydelberg uff mittwoch nach Leonhardi anno funffzehenhundert zwantzig und sechs.

3. Kopialb. 923, fo. 28.

Als dietherich schwartzinger zu eym drumpter und zinckenpläser uffgenommen ist.

Wir Ludwig & c bekennen & c vor uns unnd unsern fruntlichen Liebenn bruder hertzog friderichen & c das wir vor uns selbs unnd dess hochgebornen fürsten unnsers fruntlichen Lieben Bruders hertzog Friederichs wegn Dietherich Schwarztinger zu unserm drumpter unnd zinckenpläser uffgenommen unnd bestelt habenn Also das er wie ander unser Trumpter zu täglichem unsern hoffplasen unnd uns sunst zu Ander Notturfft glich Steffan gewertig sein sol widder meniglich Nymant aussgenomen unnd umb solichen seinen dienst Sollen unnd wollen wir yme eines yeden Jars dass uff heudt Datum uss und an geht durch ein ydenn unserm Camermeyster uff Sein zimlich quitantz aussrichten unnd bezaln lassen vier und zwentzig gulden zway hoffleider, den disch zu hoff und uff ein pferdt futer unnd mall, Nagell unnd ysenn unnd Sollen unnd wollen yme auch für Redlichenn Reisigenn pferdschaden steen Also so yme in unserm dienst sein ytzhabendt pferdt abghenn unnd schadhafftig würdet der gleich für auss yder zeit ein anders an des selbigenn statt zu gebenn schuldig sein. Daruff er uns also auch gelopt zu got unnd denn heiligenn geschworn unns getrew unnd holt zu sein unns vor unserm schadenn zu warnnen fromen und bestes getrewlich zu werben williglich zu dienen unnd sunst alles das zuthun das eim getrewen Diener Drumpter unnd Zinckenplaser zustet Sunder all geuerdt Und habenn des zu Urkhunt unnsere Secrett zu Ruck diss briefs getruckt. Datum heidelberg uff Sant Martins tag Anno dui funffzehenhundert unnd zehenn.

Des hat er sein Reverss geben.

4. Kopialb. 923, fo. 133.

Wie H a n s O t t e r zu eym Tromther bestellt ist.

Wir Ludwig & c Bekennen & c das wir unsern lieben getrewen, hansen Otter zu unserm knecht, unnd tromther bestelt uns wass seyenn lebenslang zu hauss unnd zu felde zu dienen unnd zugewartenn, mit der busaunen, tromthen und clarethen, mit dem das er yzt kan, und fürther lernnen würdet unnd mit andern tromthern zu hoff blasen, auch sich uben gerecht kunstliche stück zulernen, zu hauss unnd felde, willig gerust unnd gewertig zuseyn wes er yederzeyt von uns oder unsern wegen bescheyden würdet, heruff

hat er uns gelobtt unnd geschwornn getrew unnd holtt zu seyn unsern schaden zu waren unsern fromen unnd bestes getrewlich zu werben flyssiglich zudienen und zugewartien, obgemelter mass unnd sunst zuthunn, alles das eyn getrewer knecht seynem hern, schuldig unnd pflichtig ist. Unnd umb sollichen seynen dinst wollen wir jme seynn lebenslang jedes Jars, uff seyn zimlich quittantz, uss unser Camern geben lassen zu lon, zwentzig gulden, jtem eyn halb fuder weyns, jtem acht maltter korns, unnd zwey hoffcleyder eyn Somer unnd eyn wyntter kleydt auch mit eym pferde gerittenn haltenn, Unnd jme daruff futter mall, nagell unnd eyssen gebenn lassenn, auch nach unsers hoffs gewonheytt, für Redlichenn pferdschadenn steen, Unnd er soll auch mit andernn unsern tromthern, seinen theyl an allem dem haben, das sie Jars mit unserm willen jn gemeyn erreyten, unnd geth syn jar uff hütt dato an, &c Urkhundt diss brieffs versigelt mit unserm uffgedruckttenn secret. Datum heydelberg, uff Sontag Letare, Anno fünffzehnhundert zwentzig drewe.

Des hat er synen Revers geben.

Von uff heut sontag nach katherine Anno &c 24 ist jme sein sold . . . (hier Lücke im Or. wegen Beschneidung des Blattes) Wie wurden gemelt dieweyll er I reissig pferdt halten muss . . .

Item acht gulden.

5. Kopialb. 923, fo. 501.

Bestallung des kellers vom Stain Jorg Müller tromther.

(Außer dem Namen des Trompeters sind in der Urkunde keine musikalischen Beziehungen zu finden, weswegen ich von der Mittheilung absehe.)

6. Kopialb. 834, fo. 411.

Vertrag zwischen Thoman haberstro Pfalzgrevischem und hans heugeln hessischen Tromptern.

Zu wissen als sich zwischen Thoman haberstro pfalzgrevischem und hanssen heugeln hessischen Tromptern etlicher verlauffener wort halben die ime ieder von den andern zu schmelicher verletzung aussgegossen sein vermeint gehapt, &c Irrung zugetragen derwegen von den durchleuchtigst durchleuchtigen hochgebornenn fürsten Pfalzgrave Ludwigen Churf. und Landtgrave Philipsen zu hessen unsern glist. und gnedigen hern. Wir Sebastian rude von Kellenberg, Burggrave zu Starckenburg, unnd Simon von Beimelberg, Stathalter zu Cassel verordent worden. sie im selben gegen ein ander überhoren. als dan uff heut dato das notfürftiglichen bescheen. und wir in derselben verlore auch von beiden partheien sovil vermerckt, das die sache von keinem teil dem andern an eren oder glimpf nachteils vermeint noch verlezlich sein soll. Sie auch dieselb uff unser begeren zu unserm entlichen entscheidet gestellt. So habenn demnach uff zulassen und bevelch hochbemelter Chur und fürsten, unser gnedigst und gnedigen hern. Wie solich Irrung und on willen zwischen den beiden gemelten Tromptern Irer Chur- und fürstlichen gnaden dienern genzlich aufgehoben unnd sie darumb entscheiden wie nachsteet Entscheiden sie auch hiemit in Crafft diess brieffs. Als das soliche verlauffene wort und sachen und was sich sonst darunder zugetragen keinem teil an eren und glimpff verlezlich oder nachteilig sein, sie auch derhalb verner gegen ein ander jn oder ausserhalb rechts kein forderung noch zuspruch haben oder gewinnen, sonder damit entlich verglichen und vertragen sein und pleiben sollen, mit Worten oder wercken in angutten nichts fürnemen. Wie dann beid teil Solichs gutwillig angenommen unnd dabey zu pleiben mit handtgebenden trewen zugesagt unnd versprochen haben. alles trewlich unnd angeuerde. Unnd des zu urkundt habenn wir Sebastian Rude und Simon von Beimelberg

obgenant unser jeder sein bitschafft signet an zwen gleichlautend dieser vertrags entschiede gedruckt, jedem teil einen zugestellt unnd geben uff Mitwoch nach dem heiligen osterdage. Anno &c dreissig neun.

7. Kopialb. 836, fo. 177.

Vertrag zwischen hanss Ottern drompter und Cristina weißmennin pallas tromther hawss-fraw.

(Die Urkunde ist nicht von solchem Belang, daß ihre vollständige Mittheilung sich verlohnte.)

8. Kopialb. 834, fo. 392.

Vertrag zwischen Michel gassen unnd hans Clarbeckhen.

Wir Ludwig &c Bekennen &c Als hans Clarbeckh Tenorist uns etlich Jare lang in unser Sengerey und hoff Capellenn gedient unnd sein herberg und anwessen bey unserm alten Sengermeister Michel gassen altisten gehapt. der jm auch daneben wie er an zeigt, etlich gelt fürgestreckt und gelühen das sich alles zusammen gerechnet in einer Somma driff, Sechzig gulden, den gulden zu funffzehen batzen oder Sechzig Creutzern, dero bemelter Michel gass bezalung begert und derhalb an unns Supliert den gedachten Clarbeckhen zu gebierlicher bezalung unnd caucion an zu halten. daruff und unsern bevelch hat unser Marschalck und lieber getrewer Dietherich von Schonburg beidteil uff heut dato fur sich in unnsrer Canzley beruffen, sie in der gutte gegen ein ander gehort, und dieweil sich benannter Clarbeckh vernemen lassen das er itzt nit bey gelt were, auch als ein frembder hie nicht uffbringen konte, mit er bieten sich zuverpflichten Michel gassen obbestimpter schulden, uff zimlich zeit unnd ziel gütlich zu entrichten und zubezalen &c. So hat unser Marschalck zwischen beiden teiln verner gehandelt unnd sie zu allenteiln vereinigt vertragen und entlich abgeredt Dergestalt das Clarbeckh solich obernannte schuldt und Somma gelts Sechszig gulden, schiristen nechstkunfftig Martini, mehr gedachtem Michel gassen oder seinen erben, on einich weittern uffzuge oder aussflucht, gewisslich on jren vernern costen unnd schaden, Ob der darauf gehen wurde, sampt der haupt Somma entrichten und bezalen soll, als Clarbeckh als bald demselben vestiglichen zugeleben und nachzukomen frey willig für sich und sein erben versprochen unnd mit handtgebender trew an einss rechtenn geschworn eids statt unserm marschalck angelobet, hat aller ding ungeuerde. Zu urkundt versiegelt mit unserm zu ruck gedruckten Secret Datum heidelberg uff Mitwoch nach Marie Magdalene. Anno fünffzehnhundert dreissig neun.

(In dem Kopialbuch steht ganz deutlich Clarbeckh; die Frage, ob dieser mit dem in der Universitätsmatrikel 1535 genannten „cantor principis“ Johannes Kluesbeck identisch ist, mag dahingestellt bleiben.)

9. Kopialb. 830, fo. 251.

Bassportt Leodegarien Scagern gegebenn.

(Das Anstellungsdekret dieses Sängers war schon seit Walter bekannt; von Walter hat es auch Fr. Stein übernommen. Hier haben wir den Geleitbrief für ihn und seine familie nach Heidelberg, anläßlich seiner Bestallung. Er ist datiert: heidelberg, uff montag nach Martini ao. 1527.)

10. Kopialb. 830, fo. 498.

Wie hanns dinckel zu eim orgelmacher von hauss uss bestellt ist.

Wyr Ludwig &c Bekennen &c das wir hanssen dinckel zu unnsren unnd unser erbenn orgelmacher vonn hauss uss, biss uf unser unnsrer erbenn oder sein widderruffen

bestelt unnd uffgenomen habenn, thun dass hiemit unnd inn krafft diss brieffs unss mit seiner kunst orgelmachenns, auch unserer newenn orgell, alhie inn unnsrer hoff Capellenn, so sich die jezuzittenn dem wetter nach endernn wurt zugewartenn und die uff unnsern costenn, und erfordernn jnn wessen zuhaltenn, willig unnd gehorsam sein, Wie er unss dan glopt, unnd ein eids zu gott geschwornn, trew unnd holt zusein, unnsern schadenn zuwarnen, fromen unnd bestes treulich zuwerben, unnd sunst alles das zuthun, das einem trewen diener unnd knecht gebürt, unnd dgl notturfft der orgell, jeder zeit erhaischenn wurt, wie obgemelt zuversehenn, unnd umb sollichenn seinnen dienst wollen wir jme, einss jedenn jarss, das uff heut dato ann unnd ussgeen soll, durch ein jedenn unnsern Camermaister, der jezuzittenn sein wurdet, uff seinn zimlich quitantz, zwentzig guldenn wartgelts ussrichtenn unnd bezalen lassenn, wo er auch jezuzittenn uff unser erfordernn alhie erscheinenn wurdet soll er jnn unnsern costenn sein, auch jme die zerung, am her und wider ziehenn, vonn unnsrerwegenn ussgericht unnd bezahlt werden, sonnder alle geuerde, zu urkunde mit unserm uffgetrucktem Secret versiegelt. Datum haidelberg uff bartholomei apostoli Anno dni funffzehenhundert zwentzig unnd Neun.

des hat er synnen reuers gebenn.

(Der Orgelbauer Hans Dündel aus Bietigheim ist im Jahre 1529 in Speyer bezugt⁵⁾). Die vorliegende Nachricht ist fr. Stein unbekannt geblieben; er weiß erst im Jahre 1535 von einer neuen Orgel zu berichten.)

Dies sind die Nachrichten, die für die Regierungszeit Ludwigs V. aus den pfälzischen Kopialbüchern ermittelt werden konnten. Wir haben neue Namen kennengelernt, so als Bläser Hans Gäß, Hensel Schwarz, Stephan Trompeter, Dietrich Schwarzinger, Hans Otter, Jörg Müller, Thoman Haberstro und Pallas Otter; als Kapellsänger Hans Clarbeck; endlich Hans Dinkel als Orgelmacher von Haus aus. Diese Zeit ist sonst an persönlichen Nachrichten über ausführende Musiker recht arm; erfreulicherweise ist es gelungen, unsere Kenntnis um einige anschauliche Züge und unbekannt Namen zu bereichern.

Karl Ludwig Sand auf seinem Schicksalswege nach Mannheim.

Aus den Erinnerungen von Karl Christian Sartorius.

Mitgeteilt von Professor Dr. jur. et phil. Karl Eßelborn in Darmstadt.

Karl Ludwig Sand kam auf der Reise nach Mannheim, die er am 9. März 1819 antrat, um Kogebue zu ermorden, am 18. März nach Darmstadt. Dort wohnte er bei dem gleichaltrigen Bauassessor Karl Kraus (geb. 17. 11. 1795 zu Seeheim), der nachmals Bauinspektor in Kassel war. Kraus war ein Vetter von Karl Christian Sartorius (geb. 31. 8. 1796 zu Gundershausen), der kurz zuvor eine Lehrstelle am Gymnasium zu Weßlar erhalten hatte und am 21. März, am Tage vor Sands Weitermarsch nach Mannheim, zum Besuche bei seiner als Pfarrerswitwe in Darmstadt lebenden Mutter dahin gekommen war. Sand hatte er im Oktober 1817 bei dem Wartburgfest kennengelernt.

Sartorius war wie Sand ein glühender Patriot und ein begeisterter Anhänger des Turnens. In Gießen, wo er

Rechtswissenschaft, Theologie und Philologie studierte, hatte er zu den Gründern des burschenschaftlich gesinnten Bundes der Schwarzen gezählt und in Darmstadt, nachdem er 1817 mit dem Turnwesen bekannt geworden war, „den ersten Turnplatz im südlichen Deutschland gegründet“. Zwei Jahre später „griff Sands tragisches Geschick auch in sein Leben ein“, das er Ende der 1860er Jahre zu schildern begann. Als Sartorius mit seiner Selbstbiographie bis 1819 gediehen war, unterbrach er diese Arbeit, weil er die von Ludmilla Assing damals herausgegebenen „Tagebücher“ ihres Oheims Darnhagen von Ense (Leipzig 1861—1871, 14 Bände), soweit sie von seiner Jugendzeit handelten, zu berichtigen gedachte. Kam es auch schließlich nicht dazu, so wurde doch die einmal unterbrochene Niederschrift seiner Lebenserinnerungen nicht wieder aufgenommen; sein Sohn Florentin hat sie später „aus Briefen und Erinnerungen“ fortgesetzt.

Aus diesen Aufzeichnungen wurden bis jetzt nur die auf die Darmstädter Gymnasialzeit bezüglichen Stücke zur Dreihundertjahrfeier der Schule in der Schulerinnerungssammlung „Unter der Diltshenkastanie“ (Darmstadt 1929 S. 56—66) nach der im Besitz des Urenkels, Herrn Otto Speckter in Bergedorf, befindlichen Handschrift veröffentlicht. Hier folgt das, was er darin über Sand schreibt, der in Mannheim am 23. März 1819 den geplanten Mord ausführte und auf Grund des Karlsruher obergerichtlichen Urteils vom 5. Mai 1820 am 17. Mai, dem Samstag vor dem Pfingstfest, auf einer Wiese vor dem Heidelberger Tore zu Mannheim „mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht wurde“.

Die Verfolgungen, denen Sartorius infolge seines rein zufälligen Zusammenstehens mit Sand an den beiden letzten Tagen vor dem Morde ausgesetzt war, verleiteten ihm den Aufenthalt in Deutschland und bestimmten ihn im Jahre 1824 dazu, nach Mexiko auszuwandern, wo er als Farmer und Schriftsteller zu hohen Ehren gelangte und, mit der Vorbereitung zu einer Reise nach Deutschland beschäftigt, am 16. Januar 1872 auf seiner Siedlung Mirador als eine allgemein bekannte und angesehene Persönlichkeit starb. (Vgl. Hessische Biographien Bd. 3 S. 69—76.)

„Im Mai 1819 war ich von Weßlar aus, wo ich mich bereits häuslich eingerichtet hatte, nur auf einige Tage nach Darmstadt zum Besuch meiner Familie gereist. Ich langte dort, wenn ich nicht irre, am einundzwanzigsten an. Nach den ersten Begrüßungen und kurzer Rast fragte ich nach meinem Vetter und alten Kameraden Kraus, der seine Studien vollendet und als Akzessist seine praktische Laufbahn begonnen hatte. Ich erfuhr durch meinen Bruder, daß er in demselben Hause wohne und seit dem Tage vorher einen jungen Mann zum Gaste habe, der aber das Zimmer nicht verlasse. Nach Tisch ging ich, meinen Vetter zu begrüßen, in Begleitung meines Bruders, und als ich die Türe öffnete, erkannte ich in dem Zugereisten Karl Sand.

Indem ich herzlich erfreut auf ihn zuging, seinen Namen nennend, hielt er mir die Hand vor den Mund und sagte: „So heiße ich nicht, mein Name ist Heinrich.“ Es war nur eine kurze Begrüßung. In einem Gesächte reise er nach

⁵⁾ Vgl. H. J. Moser: Paul Hofhaimer, Stuttgart, 1929, S. 91.

Worms, erwähnte er im Gespräche, und da er zu Fuß wandere, sei seine Garderobe nicht derart, um Besuche machen zu können, weshalb er nicht ausgegangen sei. Er freute sich übrigens des Wiedersehens und bat mich, ihn am folgenden Morgen früh ein Stückchen Weges zu begleiten, was ich ihm gerne zusagte.

Am folgenden Morgen gaben wir, Detter Kraus und ich, dem Wanderer das Geleite, der, als Jenenser Student gekleidet, nach damaliger Sitte der Burschenschaftler langes, bis auf die Schultern hängendes Haar trug. Die Gespräche auf dem Wege waren munter; es wurde nach allen Bekannten der Wartburg gefragt und vieles erzählt, kleine Reiseabenteuer erwähnt: Sand war im Postwagen zwischen Fulda und Hanau mit dem Baucredner Alexander gereist, der sich den Spaß gemacht hatte, einen Räuberangriff zu baucrednern zum argen Schreck der Passagiere. Nichts aber konnte mich ahnen lassen, mit welchen düsteren Gedanken er reise. Er erwähnte zwar Kogebues im Laufe des Gesprächs und bemerkte, daß es eine Schande für Deutschland sei, daß der alte Schuft noch einhergehe, da er bezahlter russischer Spion sei usw. Ich erwiderte ihm, daß der abgelebte Greis wenig Schaden mehr tun werde und Rußland weniger nützen könne als unzählige andere im geheimen Dienst jener Macht und weniger gekannt als Kogebue. Damit wurde dieser Gegenstand von Sands Seite fallen gelassen.

Dor dem Dorfe Eberstadt wollten Kraus und ich umkehren, weil der Detter seine Bureauzeit einhalten mußte; da aber Sand so dringend bat, noch ein Stück Weges mitzugehen, ließ ich Kraus allein ziehen. Dicht vor dem Dorfe südlich begann damals ein Tannenwald, der die Chaussee durchschneidet — in früherer Zeit ein Leibrevier von Räubern zur Zeit der Frankfurter Messe, wenn die Käufer vom Süden mit gefüllter Börse dem großen Markte zuzogen. Deshalb war dicht an der Straße ein mächtiger Galgen gebaut, an welchem noch im vorigen Jahrhundert verschiedene Strolche aufgekniüpft wurden. Eine unheimliche Stelle für den vorüberziehenden Bauer, der von manchem nächtlichen Spuk zu berichten wußte.

Wir waren erst einige Schritte in diesen Wald eingetreten, als mich Sand fragte, ob ich ihm einen großen Gefallen tun wolle. „Gerne,“ erwiderte ich, „wenn es in meinen Kräften steht.“ — „Nun, dann komme mit mir seitwärts in den Busch“, fuhr er fort, „und schneide mir die langen Haare ab, die Jungen verfolgen mich in jedem Dorfe, weil sie hierzulande solche Tracht nicht gewohnt sind; wenn ich aber erst von der Hauptstraße abgehe, wird es gar toll damit sein.“ Alle meine Einwände, nichts davon zu verstehen, nicht Schere und Kamm zu haben, halfen nichts; er faßte mich bei dem Arm und bog seitwärts in das Buschwerk. In der Brieftasche führte er Kamm, Schere und Spiegel; ein Baumstumpf diente als Stuhl, und so begann ich, das dicke braune Gelock stumpfweg abzuschneiden. „Nur keine Staffeln,“ sagte er auf gut fränkisch. Ich ebnete, so gut es gehen wollte, und er sah sich öfters im Spiegel nach. Ich weiß nicht, wie ich zu der Aeußerung kam, aber ich tat sie, als ich fertig war: „Nun, da habe ich dem Henker eine Arbeit gespart!“ Wie muß diesem

weichen Gemüte mein unbedachter Scherz als böses Omen auf die Seele gefallen sein!

Wir wanderten weiter im Walde eine gute Strecke, und als wir wieder auf die Straße bogen, wollte es der Zufall, daß wir gerade am Galgen in die Richtung traten. „Hier kehre ich um, lieber Sand,“ sagte ich ihm, „man rechnet bis hierher anderthalb Stunden von der Stadt, und du kannst billig nicht mehr von mir verlangen.“ Er umarmte mich warm und lang und schied. Ich sollte ihn nicht wiedersehen.

In den ersten Tagen wurde dieses zufälligen Begegnisses nicht weiter gedacht; aber am dritten Tage verbreitete sich die Nachricht von Kogebues Ermordung. Da erwähnt wurde, ein Student namens Heinrich habe die Tat begangen, suchte ich sogleich meinen Detter Kraus auf und fragte ihn, ob Sand nicht irgend etwas zurückgelassen habe, was Aufschluß geben könne. Allerdings hatte er sein Känzlel da gelassen mit der Weisung, wenn er nicht in vierzehn Tagen darüber verfüge, es unter aufgegebenener Adresse zur Post zu befördern. Kein Schloß hinderte die Eröffnung, ich sah nach und fand obenauf ein Konzept des Briefes an seine Mutter, worin er über die Beweggründe seiner Tat ausführlich Rechenschaft gibt. Sonst nichts von Schriftlichem, was irgend Bedeutung gehabt hätte. Ich hatte meinem Detter erzählt, was sich nach seiner Rückkehr zugetragen, und da Kogebue das Stadtgespräch war, hatte dieser seine Vermutungen anderen genauen Bekannten mitgeteilt, auch unseres Geleites und der Gespräche dabei Erwähnung getan. Als durch die Eröffnung des Tornisters jeder Zweifel gehoben war, riet ich meinem Detter die größte Vorsicht an, weil es sicher sei, daß er in die Kriminaluntersuchung verwickelt würde; ich riet ihm selbst, den Ranzen nicht wegzuzwerfen, sondern bei der ersten Nachfrage zu übergeben; das Konzept des Briefes hatte ich kopiert.

Meine Ferien waren um, und ehe von Nachsichungen etwas verlautete, kehrte ich nach Weßlar zurück. Auf der Durchreise durch Frankfurt gab ich einem vertrauten Drucker Sands Brief an seine Mutter, der nun in wenigen Tagen als Flugblatt in Massen verbreitet wurde und die Teilnahme für den edlen, aber verwirrten Jüngling in höchstem Grade erregte.

Meinen neuen Beruf trat ich unter den besten Auspizien an . . .

Wenige Wochen hatte es gewährt, als ich eines guten Morgens den Besuch der Polizeidirektion und eines Gendarmen in meiner Wohnung erhielt, welche auf Requisition des Hofgerichts meine Papiere mit Beschlagnahme belegten. Mich erschreckte das nicht im mindesten; ich konnte sogar noch einen Brief, der mich oder andere vielleicht kompromittiert hätte, den Polizeileuten wegskamotieren. Da man die Säcke mit allerlei Schriftwerk ohne weiteres wegtragen wollte, widersetzte ich mich und erlangte auch, daß meine Siegel und das der Behörde auf die Bänder gedruckt wurden, wie der Kriminalprozeß vorschreibt.

Es erfolgte darauf eine Reihe von Verhören in bezug auf Sand, aus denen ich bald ersah, daß man mich einer Mitwisserschaft des Mordes anklagte. Meine guten Freunde in Darmstadt, die, wie zu vermuten, vernommen worden

waren, hatten, unkundig des gerichtlichen Verfahrens, alles erzählt, was sie von dritten gehört, nicht selbst wahrgenommen hatten. Meine Begleitung Sands spielte eine Hauptrolle dabei, und ich berichtete deshalb genau, was ich an jenem Tage gesehen und gehört hatte, mich auf den Delinquenten selbst berufend, der die Wahrheit bestätigen müsse.

Uebrigens machte diese Vernehmung keine Störung in meinem Geschäfte; es ging ohne Unterbrechung fort. Später im Mai 1820 erhielt ich eine vom Hofgericht in Mannheim ausgefertigte Urkunde, nach welcher ich von jedem Verdachte der Mitwisserschaft freigesprochen wurde.“

Kleine Beiträge.

Die Ausmalung des Gesellschaftssaales im Nationaltheater 1780.

Im gräflich Oberndorff'schen Archiv zu Neckarhausen befinden sich die nachstehenden Aktenstücke, die sich auf die Ausmalung des Gesellschaftssaales im Gebäude des Nationaltheaters durch die Maler Joseph Quaglio und Antonio Pingetti beziehen. Dieser auf der Südseite des Theatergebäudes gelegene Saal ist dem Mühlendorfer'schen Umbau 1855 zum Opfer gefallen und darf nicht mit dem großen Konzertsaal verwechselt werden. Die Tätigkeit der beiden genannten Maler wird in der zeitgenössischen Beschreibung, die Pichler S. 317 nach dem Mannheimer Theaterkalender 1795 abgedruckt hat, erwähnt; das Deckengemälde in diesem Saale, darstellend den Triumph der Venus, stammte von Leydensdorff.

1. Pronota (Entwurf) des Ministers von Oberndorff an den Intendanten Grafen von Seau in München [1. März 1780].

Der Vetter des kurfürstlichen Theatral Architect Quaglio, Joseph Quaglio und Antonio Pinchetti beide kurfürstl. Architectur Theatral-Mahler, welche gegenwärtig, der erstere in Basel, der 2te in München sich befinden, verbanden sich vor 2 Jahren mit Genehmigung Seiner kurfürstlichen Durchleucht vermög einem mit salvo titulo geheimer Rath Babo und t. Architect Quaglio getroffenen Contract, die (sic!) in dem neu erbauten Redouten Haus sich befindenden Assablé Saal, nach die (sic!) von t. Architect Quaglio damalen vorgelegten und von seiner kurf. Durchl. genehmigten Plan (auszumalen?).

Da nun diese Arbeit aus Specialbefehl seiner kurf. Durchl. das zukünftige Frühjahr soll vorgenommen werden, und der Anfang bis Anfangs April gemacht werden soll, und damit sie längstens bis Ende Juni fertig wird und hier keine andere Subjekten vorhanden, die im Stand sind dergleichen Arbeit zu unternehmen. Cit. Graf von Seau wird daher ersucht, gedachten Malern die Erlaubnis zu erteilen, damit sie bis Anfang eingehenden April sich hier einfinden können, um das nöthige zu besorgen.

Da gegenwärtig in München keine neue Opern-Arbeit vorhanden und bis oben bemelte Zeit wahrscheinlich keine angefangen wird und dieses von seiner Willkürigkeit bloß abhänget, wird nicht vor nöthig erachtet, an Seine Churf. Durchl. sich disjals zu wenden.

2. Antwortschreiben des Intendanten Grafen von Seau an den Minister von Oberndorff.

München, 8. März 1780.

Hoch und Wohlgebohrner Reichsfreyherr! Insonders hochgeehrtester Herr geheimer Staats und Conferenz Minister!

Aus Euer Excellenz gefälligen Zuschrift vom 1. dieses habe ersehen, daß zu Herstellung des in dem Redutenhause sich befindenden Assablé Saals die zwey Architectur mahler Quaglio und Pinchetti bis Ende Juny in Mannheim erfordert werden.

Euer Excellenz ist selbst bekannt, daß durch das letzte gdißte Rescript, welches von Hochdenenselben mit unterzeichnet ist, sämtliche anhero gefolgte Teatral Personen nicht nur für das große, sondern auch für das kleine Theater, zur Leistung ihrer Schuldigkeit angewiesen worden sein. Welche gdißte Verordnung als ein von Sr. kurfürstl. Drt. mit mir geschlossener Contract anzusehen ist, mithin hiedurch der durch tit. H. Babo mit Quaglio geschlossene Contract allerdings aufgehoben zu seyn scheint. Meine Pflicht und Schuldigkeit ist es durch verschiedene Veränderungen Sr. kurfürstl. Drt. ein Vergnügen zu verschaffen und dem publico für ihre Bezahlung Theatralische Neuigkeiten vorstellen zu lassen, welches aber nicht geschehen kann, wenn jene Leute immer abwesend sich befinden, welche zu ihrer ohnendgeldlichen Dienstleistung gehalten sind. Weilen aber nach beliebter Anmerkung Sr. Excellenz in Mannheim keine andere Subjekten sich befinden, welche dergleichen Arbeit zu unternehmen im Stand sind, so gedenke nicht, durch Rückhaltung dieser zwey Mahler an der gehörigen Vollkommenheit dieses Werks eine Schuld zu tragen, sondern habe sogleich dem Pinchetti sein Abreisen bewilliget. Jedoch müssen sich diese Herren gefallen lassen, jene arbeiten, welche mittels schriftlichen Contracts von andern sich ebenso künstlich dahier vorfindenden Malern wehrend diesen 4 Monathen werde fertig stellen lassen, von ihrem beziehenden Gehalt um so mehr zu bezahlen, als solche zugleich für das kleine Theater zu arbeiten verbunden sind, und solche die von Jedem jährlich beziehende 650 fl. für das große Theater allein, bey weitem nicht verdienen. Ich werde jedoch die neue Erfordernissen bestens zu beschränken suchen. Weilen aber durch dermalige Endlassung des Palletmeister Lauchery desselben nachfolger zu Erhaltung eines guten Rufs auf Neuigkeiten denken muß, so werden vermuthlich die Kosten meine Erwartung übersteigen. Euer Excellenz können übrigens versichert sein, daß Jener sich stetshin beeifern werde, Hochdenenselben nach Wunsch schuldiges Genügen zu leisten, der mit schuldigher Verebrung beharrt.

Euer Excellenz gehorambster Diener

Joh. G. v. Seau, Intendant.

München den 8. März 1780

3. Antwort des Ministers Oberndorff Konzept :

An tit. Grafen von Seau den 15. März so abgangen.

Euer Hochgeboren bin ich für die denen beiden Architectur Malern Quaglio und Pinchetti zu ihrer Abreise erteilte Erlaubnuß recht sehr verbunden. Ich versehe mich jedoch, daß die durch Abgabe derselben Arbeit an fremde Maler zu München während ihrem hiesigen Aufenthalte sich ergebenden Kosten von keinem wichtigen Belange sein werden, wo ansonsten der auszustehende Schade allzu beträchtlich ausfallen dürfte . . . folgt anderes.

4. Schlußschreiben des Ministers Oberndorff an Graf Seau (Konzept). An den Grafen von Seau

Am 24. Aug. so abg.

Die beide Maler Quaglio und Pinchetti, welche zu Ausarbeitung des hiesigen Comodien und redouten Saals sich hier befinden, haben nunmehr Ihr Geschäft in dem von Euer Hochgeboren Neulich zu bestimmen beliebten Zutrauen wirklich ganz zur Reife

gebracht. Die Arbeit ist so Meisterhaft und mit so viel Kunst verbunden, daß diesen beiden Herren das verdiente Lob und der Ruhm, wahrhaftig geschick zu sein unmöglich widersprochen werden kann. Da ich von denselben bei selbstig genohmenem Augenschein um das Zeugniß ihrer dabey bethätigten Kunst ersucht worden bin, so nehme ich nicht den mindesten Anstand, Solches Euer Hochgebohren vorläufig hiemit zu melden, diese beide Künstler zu fortwährender Gnade und Gewogenheit beizens zu empfehlen. In der Zuversicht, daß Solche denenselben nach Verdienst angedeyhen wird, hab ich die Ehre usw.

Mannheims Lage zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Am 6. April 1805 berichtete Dalberg dem neuen badischen Landesherrn, daß die Stadtverwaltung die Erhebung einer Holzabgabe vorschläge. Das hierauf bezügliche Schreiben der Stadtverwaltung, unterschrieben und wohl auch verfaßt von dem hochverdienten Stadtdirektor Kupprecht, ist datiert 4. April 1805 und beginnt mit folgenden bemerkenswerten Aeußerungen über die damalige Lage der Stadt (Akten Mannheim 2136 des Generallandesarchivs in Karlsruhe):

„Von Unbeginn prägten die Gründer Mannheims den festen Entschluß tief in ihre Seelen, die durch huldreiche Unterstützung eines guten Fürsten begonnene neue Anlage ihrer Stadt nie wieder zu grunde gehen zu lassen. Ihre Nachfolger schätzten ihn für ihr vorzügliches Erbtheil und pflanzten ihn mutvoll fort, er wurzelte von Geschlecht zu Geschlecht tiefer, und noch nie — bis zum heutigen Tag — ward ein Unfall, wie niedrig er auch seyn mochte, vermögend sie darüber zu täuschen. Ihre Standhaftigkeit ist durch alle Urth von Zerstörungsversuchen geprüft, und durch Beispiele, deren ähnliche die Geschichte vielleicht keine aufzuweisen hat, beprobt. Viermal in einem 17. Jahrhundert und allemal im ersten Keime von eifersüchtigen oder rachgierigen Feinden zerstört, und bis auf den Grund in Asche gelegt, erhob der Patriotismus der ausgeplünderten Bürger durch beynabe an das unmögliche gränzende Aufopferungen sie wieder, und so erwuchs sie endlich zu dem Glanz und zu dem Rufe in Teutschland, deren Erlöschung, durch die Umbilden des jüngst geendeten beispiellosen Krieges ein Jeder biedere Teutcher betrauert. — Nun liegt es zwar darnieder, — das seit nächst zweyhundert Jahren trotz beynabe unüberwindlichen Widerkärftigkeiten wunderbar erhaltene Mannheim, und die zeitgenossen werden an der Möglichkeit seines Wiederauflebens zweifeln; aber in den heutigen Bewohnern bestehet noch der feste Entschluß ihrer Urabnen. — Nichts; selbst nicht die gänzliche Entschöpfung durch Kriegs Lasten; — nicht das voellige Stoken aller Gewerbe; nicht der ohne absehligen Baldigen Rückfluß bestehende Geldmangel, kann uns zurückscheuen von dem Bestreben dem Entschluß unserer Väter Eltern mit aller Bereitwilligkeit zu entsprechen: Und wie sollten Wir durch ihre rühmliche Beharrlichkeit gereizet, durch ihre Beispiele des gelingens Versichert, und durch die Fortschritte der Geisteskultur mehr geeignet, und besser geleitet, den Unterlaß vor der Nachwelt rechtfertigen können. —

Wir ergreifen vielmehr die durch den großmüthigen Vorgang unseres Huldvollesten Landesfürsten geöfnete Gelegenheit mit der heißesten Begierde, das ins Werk zu setzen, was Wir — dem verdienste ungerer Vorfahren durch Nachahmung uns würdig zu machen — längst sehnlichst gewünscht haben —“

Es folgt nun in den weiteren Ausführungen der Vorschlag, eine Holzabgabe einzuführen.

Die Genehmigung der Holzsteuer erfolgte mit landesherrlicher Verfügung vom 25. April 1805.

Zeitschriften- und Bücherschau.

von Raumer, Curt, Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik. Mit 6 Tafeln und 4 Karten. München. R. Oldenbourg. 1930. — „Wir wissen nicht, ob das Gedächtnis an die Zerstörung der Pfalz jemals verlöschen wird.“ Bis heute ist es nicht verlöscht. Um so notwendiger erscheint uns das vorliegende Werk, das auf Grund insbesondere französischer Quellenmaterials (Griffet, Recueil de Lettres pour servir d'éclaircissement à l'Histoire militaire du Règne de Louis XIV. Haag 1760—1764) und deutscher archivalischer Quellen „mit dem strengen Geist wissenschaftlicher Kritik und der ernsten Kontrolle des wägenden Verstandes dem politischen ressentiment zu Räte geht“. Geradezu erschütternd wirkt die Darstellung. Sie wird zu einer gewaltigen Tragödie durch die Wahrhaftigkeit in der Haltung des Verfassers. Die Erschütterung, die sich ihm mitteilt in dem Maße, wie die Forschungen ihm den Gang des Zerstörungswerkes und seiner Hintergründe erhellen, geht mit furchtbarer Gewalt auf den Leser über. v. Raumer stellt die Zerstörung der Pfalz von 1689 in den großen Zusammenhang der französischen Rheinpolitik, in deren Problematik uns sein Vortrag im Mannheimer Altertumsverein einführt. Alle Rechtfertigungsversuche, alle Erklärungsversuche (Bereicherungs-, Ausbeutungs-, Einschüchterungs-, Glacis-Theorie) können nicht Stich halten bei der Vielartigkeit des Zerstörungswerkes; immer wieder stellt sich neben die Zerstörung als zweckhafte Handlung das zweite grundlegende Element ihres Wesens: „die Zerstörung als triebhaftes, nativistisches Reagieren“. Versagt hier die Frage nach dem Zweck, so kann diese Frage von Wichtigkeit sein für die bewußten Gründe zur Zerstörung. Bei dieser Untersuchung schließt die Tragödie. Ob man die Zerstörung der Pfalz und ihrer Nachbargebiete vom militärischen oder wirtschaftlichen oder politischen Gesichtspunkt betrachtet, immer ergibt sich dieselbe Antwort: sie war zumeist ohne einen bestimmten Erfolg für den Augenblick, sicher aber ohne Erfolg für die nächste Zukunft. Erst im Rahmen der Perspektiven der französischen Machtpolitik ergibt sich die Möglichkeit zu ihrer endgültigen Beurteilung: „aus dem rapiden inneren Verfall, den der Machtgedanke in der Monarchie Ludwig XIV. analog seiner äußeren Anspannung erlebte.“ Die Tragödie der Zerstörung der Pfalz ist zu werten als „eine der bedeutendsten Niederungen aus der Geschichte Frankreichs und Europas“ — der orléansche Krieg muß in diesen Zusammenhängen mindestens in seinen Ursachen und Anfängen zu ausführlicher Darstellung kommen. Reiche Anmerkungen sind dem Werk angefügt. Sie geben einen umfassenden kritischen Ueberblick über die einschlägige Literatur und insbesondere über die vom Verfasser benutzten Quellen; eine Reihe der wichtigsten sind abgedruckt. Das Problem der Zerstörung der Pfalz erfährt in einem beigefügten Exkurs: „Das Kampfmittel der Zerstörung in der Geschichte“ eine neue reizvolle Beleuchtung durch die feinen, durch die Weltgeschichte gezogenen Parallelen. v. Raumers Werk ist nicht nur ein Buch für die Wissenschaftler, es läßt den Laien den schwierigen Weg der Quellendeutung und Quellenwertung erleben, begeistert ihn für die Großartigkeit des geschichtlichen Lebens. Unseren Lesern mag insbesondere gesagt sein, daß von Raumer die Heimatforscher „herauslocken und zum Reden bringen will“, nachdem das vorliegende Werk den Versuch gemacht hat, die großen Einien zur Darstellung zu bringen. Nur bei der Zerstörung von Heidelberg, Mannheim, Speyer und Worms verweilt der Verfasser länger, um an Einzelbeispielen das Weien der Zerstörungsarbeit in der Pfalz zu beleuchten.

21. C.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. — Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. — Zustellungskosten werden besonders berechnet.
Senruf: 29717 — Postfachkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank, Depositenkasse Heidelbergerstraße — Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Oktober 1930

Nr. 10

Inhalts-Verzeichnis.

Hugo Drös †. — Mitteilungen aus dem Altertumsverein. — Vereinsveranstaltungen. — Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Johannes Fischer. — Das Testament des Eob Dintelspiel vom Jahre 1787. Von Hauptlehrer Berthold Rosenthal. — Professor Hugo Drös †. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherchau.

Hugo Drös †

Durch das unerwartet rasche Hinscheiden seines Ausschußmitgliedes Professor Hugo Drös (gest. 14. Oktober 1930) hat der Mannheimer Altertumsverein einen schweren Verlust erlitten. Der Verstorbene gehörte zu dem leider immer kleiner werdenden Kreise der Idealgesinnten, die über die Alltagsarbeit des Berufslebens hinaus freigewählten wissenschaftlichen und gemeinnützigen Zielen nachstreben. Als unser treuer und eifriger Mitarbeiter stellte er sich uneigennützig in den Dienst der Heimatpflege und förderte ein Jahrzehnt hindurch die Mannheimer Geschichtsblätter durch wertvolle Beiträge, in denen er die Inschriften alter Mannheimer Grabsteine veröffentlichte und erläuterte. Er durfte sich noch, kurz bevor ihn der Tod aus dem Weiterschaffen herausriß, der Anerkennung freuen, die seine im vorigen Hefte dieser Zeitschrift abgedruckte letzte Arbeit über die Ruhestätte des Kurfürsten Karl Philipp von berufener Seite gefunden hat.

Mit den Angehörigen und Freunden betrauert auch der Mannheimer Altertumsvereins das allzufrühe Hinscheiden von Hugo Drös. Wir danken ihm für seine verständnisvolle, treue Mitarbeit im Ausschuß und in den Geschichtsblättern und werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Montag, 10. November, 20.15 Uhr, in der Harmonie Lichtbildervortrag von Prof. Dr. K. Preisendanz, Oberbibliothekar an der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe: Aus der Welt des spätantiken Zauberwesens. — Wir verweisen auf den Gutschein für das Alt-Mannheimer Quartettspiel im Umschlagteil dieses Hefstes. Die Mitglieder erhalten das Quartettspiel zum Vorzugspreis von 1.50 Mk. bis 1. Dezember. Späterer Preis und Ladenpreis 2 Mk.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Eppstein, Dr. Paul, Privatdozent an der Handels-Hochschule, Leiter der Volks-Hochschule, Werderstraße 12.

Kaiserslautern: Thomas, Karl, Großkaufmann.

Durch Tod verloren wir unser Mitglied:

Drös, Hugo, Professor.

Vereinsveranstaltungen.

Am 11. Oktober fand eine Führung durch die vom städtischen Schloßmuseum veranstaltete Sonderausstellung Kupferstiche und Handzeichnungen aus der Zeit des Kurfürsten Carl Theodor statt. Die Ausstellung gibt einen umfassenden Ueberblick über den Reichtum der Mannheimer Graphik des 18. Jahrhunderts. In ihrem Mittelpunkt steht Heinrich Singenich, ein Schüler Bartolozzis in London, der in Mannheim, Berlin und München tätig war. Außerdem sind Ph. H. Brindmann, J. A. Leydensdorff, Joseph Fratrel und Egid Verhelst vertreten. In einem späteren zweiten Teile werden die Kobells und die übrigen Mannheimer Kupferstecher folgen. Die Bestände des Museums und des Altertumsvereins erfuhren durch zahlreiche und wertvolle Leihgaben aus Museums- und Privatbesitz eine umfangreiche Ergänzung, so daß die Werke der genannten Meister nahezu vollständig vorgeführt werden konnten. Den Kenner fesseln zahlreiche Seltenheiten und interessante Varianten, insbesondere auch die in hervorragenden Exemplaren ausgestellten Farbstiche des Singenich und die unter Rembrandts Einfluß stehenden Handzeichnungen von Brindmann. Die mit großem Beifall aufgenommene, in den schönen Sonderausstellungssälen überaus geschmackvoll angeordnete Ausstellung, die Anfang November ihr Ende erreichen wird, gibt berechte Kunde, welche Bedeutung der Mannheimer Kupferstich im Gesamtbild der künstlerischen Kultur der Carl-Theodor-Zeit besitzt.

Museumsdirektor Professor Dr. Walter erläuterte den Teilnehmern an der Führung die ausgestellten Bilder und verwies einleitend auf die allgemeine Einführung in dem gedruckt vorliegenden Ausstellungsführer. Darin ist auch auf das im Jahre 1900 vom Mannheimer Altertumsverein herausgegebene Buch von Max Oeser „Geschichte der Kupferstechkunst zu Mannheim im 18. Jahrhundert“ und die im Anschluß daran vom Verein veranstaltete erstmalige Ausstellung von Kupferstichen Mannheimer Meister hingewiesen.

Ueber das Thema „Sinn und Un-Sinn der Geschichte“ sprach im fast völlig besetzten Saal der Harmonie Montag, 15. Oktober, Redakteur Dr. Stefan Kayser als erster in der dieswinterlichen Vortragsreihe des Vereins. Seine einseitigen, überaus gehaltvollen Ausführungen zum Thema lassen — wir folgen dem Bericht der „Neuen Mannheimer Zeitung“ — sich etwa folgendermaßen zusammenfassen:

Seit Kants Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, die Schiller aufnahm und weiterbildete, ist die Befähigung auf das Weisen und die Aufgabe der Geschichte innerhalb des deutschen Geisteslebens nicht zur Ruhe gekommen. Die französische Revolution und die napoleonischen Kriege vermochten

diese Bewegung nicht aufzuhalten, da die Reaktion, die nach dieser Zeit einsetzte, zu der bedeutamen Durchdringung und geschichtlichen Sichtung der deutschen Kulturinhalte geführt hat. Der Erbe dieser geschichtlichen Belebung des deutschen Volkstums wurde auf der rein gedanklichen Seite Hegel, der sozusagen als der preußische Staatsphilosoph schließlich jene bekannte Formulierung schuf: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und nur das Wirkliche ist vernünftig.“ Damit stellte sich die Geschichte durchaus als Sinn zusammen dar: Was geworden war, war vernünftig, war sinnvoll und war gut.

Gegenüber dieser Gedankenrichtung machte sich kurz nach der Ausbreitung der Hegelschen Ideen eine gegenteilige Strömung bemerkbar. Sie kam zunächst von England, von der Seite Darwins. Auf einmal erstreckte sich das Werden, das Geschichtliche, die Wandlung auch auf die naturwissenschaftlichen Bereiche. Nicht nur die Bildungen der Kultur, auch die natürlichen Arten sind geworden.

Nun kommen die Verächter der Geschichte auf den Plan, und sie gewinnen immer mehr an Einfluß. Ihre Reihe beginnt mit Schopenhauer und erhält einen wesentlichen Vertreter in Nietzsche, für den jede Vergangenheit schließlich wert ist, verurteilt zu werden. — Diese Gedankenrichtung setzt sich fort in einer Kategorie von Denkern, die in der Gegenwart eine besondere Rolle spielen und in ihrer abwegigen Art eigentlich nur auf Deutschland beschränkt sind. Nach ihnen ist der menschliche Geist eine Art Verirrung des universalen Lebens und die zehntausend Jahre Weltgeschichte nichts anderes als Defizienz und Niedergang durch den menschlichen Geist. Der Mensch baut immer mehr Mittel und Werkzeuge um sich herum und verliert dadurch die unmittelbare Verbindung und den Zusammenhang mit der Natur. Theodor Lessing ist der extremste Vertreter dieser Richtung, die jedoch auch in Gedankengängen von Frobenius, Klages, Edgar Dacqué und Spengler zu finden ist, dessen Untergangsstimmung in der letzten Zeit durch ein bedeutames Werk eine Art Parallele gefunden hat; durch ein Werk, das berufen zu sein scheint, im deutschen Geistesleben der Gegenwart eine besondere Rolle zu spielen, vor allem, weil es den religiösen Fragen der Zeit durch eine tiefgläubige Grundhaltung Rechnung trägt. — Das Buch heißt: „Die Geschichte als Sündenfall und Weg zum Gericht.“

Sein Autor Ernst Reischer will nichts wissen von einem Aufstreben der Menschen, für ihn ist nicht das, was wirklich und was geworden ist, vernünftig, schon deshalb nicht, weil das Denken die Dinge tötet, weil der Verstand die Welt zerlegt und deshalb die Welt, soweit sie vom Verstand gedacht wird, eine einzige Verneinung bildet. Deshalb lügt der Mensch, wenn er vom Sinn spricht und deshalb ist die Geschichte bar jeden Sinnes, sie ist Un-Sinn. So ist die Geschichtsphilosophie nicht etwa Sinngebung des Sinnlosen, sondern die Aufdeckung der Sinnlosigkeit.

Wenn man nach dieser Meinung einen unbefangenen Blick in die Geschichte wirft, so scheint es wirklich so zu sein, daß man den eigentlichen Sinn in der Vergangenheit nicht zu finden vermag; denn die Geschichte setzt sich nicht in der Stetigkeit fort, die Goethe zum Gegenstand seiner Weltanschauung gemacht hat, sondern sprunghaft, stoßweise, in Widersprüchen und in Krisen. Die Erscheinungen Karl des Großen, Alexanders, Cäsars, Napoleons, Bismarcks zeigen, daß das Wesentliche im neuen Verhalten dieser Persönlichkeiten in der Geschichte lag, in ihrem Willen.

Aber wo ist der Wille greifbar? Nirgends! Deshalb bleibt uns der Weg zu dem, was wirklich vergangen ist, verschlossen. Und dennoch brauchen wir nicht zu resignieren. Wenn wir auch keinen Sinn verstandesmäßig in der Geschichte feststellen können, wenn sie aus dem Grunde immer wieder in ihrem eigentlichen Wesen widersinnig erscheinen muß, so können wir uns jenseits von Sinn und Unsinn der Geschichte stellen. Nicht wir müssen die Geschichte begreifen, weil die Geschichte nach uns greift. Deshalb sollen wir nicht aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgehen, sondern uns die Vergangenheit vergegenwärtigen, sie zu uns sprechen lassen, nicht in sie hineintreten.

Nicht also das verstandesmäßige Denken ist entscheidend in der Betrachtung der Geschichte, sondern eine gewisse innere Wahr-

nehmung, ein Hineinhören in die Vergangenheit. Das können wir dadurch ermöglichen, daß wir die Bausteine des geschichtlichen Materials in emsiger Arbeit zusammentragen. Diese fügen sich dann zu einer jenseits des rein Verstandesmäßigen liegenden Einheit durch die Intuition zusammen. So greift die Geschichte nach uns, wir müssen von ihr ergriffen sein. Damit reißt sie sich in den großen Zusammenhang jener geistigen Haltung, die wir als Mystik kennen und auf diese Weise ist es möglich, sich mit der Geschichte und durch die Geschichte, die stets zugleich eine Art Glaube ist, über die Zeit zu erheben.

Trotz der schwierigen Materie folgten die Hörer dem ideenreichen Vortrag, der auch rednerisch ausgezeichnet war, mit gespanntester Aufmerksamkeit. Der außerordentlich starke Beifall am Schluß war der sichtbare Ausdruck des Dankes an den Redner sowohl als auch an den Altertumsverein, zu dessen Aktionsprogramm auch Vorträge dieser auf weite Horizonte eingestellten Art gehören müssen.

Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Johannes Fischer, Architekt in Adelsheim.

9.*)

Leben und Treiben der Bevölkerung.

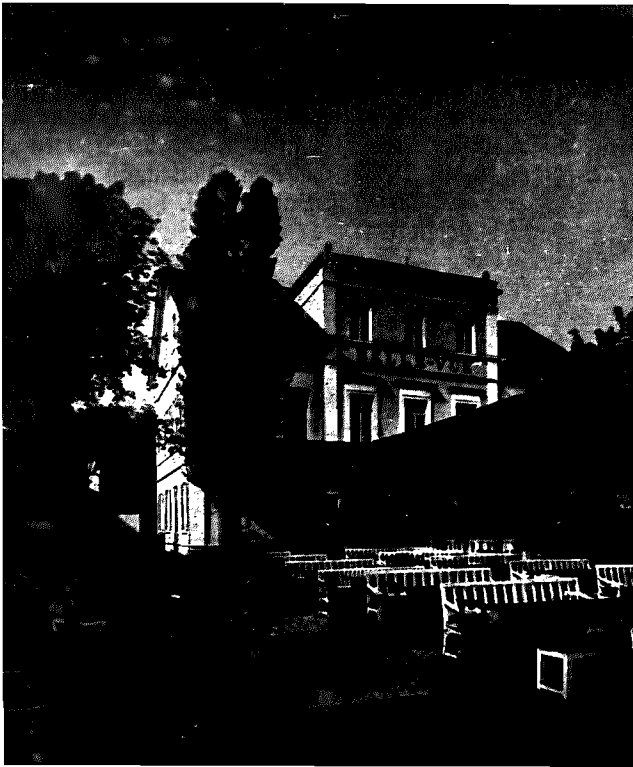
Das öffentliche Leben bewegte sich immer in ruhigen Bahnen. Man stellte ja noch keine hohen Ansprüche an das Leben; Vergnügungssucht gab's noch nicht, viel Geld zum Ausgeben hatten auch nur wenige, und so herrschte überall der Geist der Zufriedenheit. Daß es auch Ausnahmen von der Regel gab, bleibt selbstverständlich, da ja nicht alle Menschen gleich sind. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit gab es noch nicht. Die Bevölkerung blieb in ihren Sitten und Gebräuchen ziemlich konservativ, da sie fremden Einflüssen nicht ausgesetzt war.

Der Pflege des Gesanges huldigte der Mannheimer von jeher, und so waren es in der Hauptsache die Gesangvereine, die den Unterhaltungstoff für die bürgerlichen Kreise beschafften. Jeder Verein hatte im Sommer irgendeinen Unterhaltungsabend, Gartenfest mit sogenannter italienischer Nacht und dergleichen und während der Winterszeit einen weißen Ball. Auch die Gewerbegehilfen hielten während der Winterszeit je einen weißen Ball ab, wofür sie schon bei Beginn des Herbstes das Balkomitee aus ihren Reihen wählten und Beiträge zur Bestreitung der Kosten sammelten. Bälle hielten ab: Schlosser und Maschinenbauer, Bäcker, Metzger, Küfer und Bierbrauer, Schiffer und Kutscher.

Jeden Monat durften einmal an einem fest bestimmten Sonntag öffentliche Tanzbelustigungen abgehalten werden. Diese fanden in folgenden Lokalen statt: Mühlauschlößchen, Badner Hof, Schwarzes Lamm, Augarten und Kaisershüttel an der Seckenheimerstraße, Tivoli an der Käfertalerstraße, Hasenhütte am Eingang der Schwefinger- und Seckenheimerstraße, sowie Schöne Aussicht, genannt „Gänsburg“ in der Schwefingerstraße. Von allen diesen Lokalen existieren nur noch Badner Hof und Schwarzes Lamm; die übrigen sind verschwunden. Der ehemalige Badner Hof ist heute das Apollotheater. Auf dem Mühlauschlößchen hielten die damaligen Pächter Gängel und Schwedt alljährlich während der Sommerzeit ein großes Volksfest ab, auf dem sich Alt und Jung vergnügte. Das Fest dauerte zwei Tage, Sonntag und Montag. Am Montag Abend bei eingetretener Dunkelheit wurde als Schluß des Festes durch den Bürger und Kunstfeuerwerker Jakob Hannack ein großes sogenanntes Brillantfeuerwerk abgebrannt. An beiden Volksfesttagen wurde mit Böllerschüssen, die damals noch über die ganze Stadt ertönten, die Bürgerschaft zum Besuch des Festes eingeladen. Diese Volksfeste waren immer stark besucht, da sie eine schöne Abwechslung im Alltagsleben waren.

*) Siehe Jahrgang 1930 dieser Zeitschrift, Sp. 3 und 137.

Ausflüge im heutigen Sinne gab es noch nicht, denn der Eisenbahnverkehr lag noch in seinen Anfängen. Für Ausflüge war die Eisenbahn noch nicht da; hierzu fehlten noch alle Vorbedingungen, den meisten Menschen aber auch das notwendige Kleingeld. Die Reichen machten wohl ihre



Bellevuekeller
nach einer Photographie Ende der 1860er Jahre.

Sommer- und Badereisen, aber die gewöhnlichen Bürgerfamilien mußten sich mit Spaziergängen in der Umgebung begnügen. Diese führten zunächst meist in den Schloßgarten, sodann in den Neckarauer Wald — jetzt Waldpark —, nach dem Lindenhof, in die Neckar- und Schwefingergärten, in die Anlagen um den Ringdamm, auf die Mühlau, den Jungbusch, nach Neckarau und Ludwigshafen. In den Sommermonaten fanden an Sonntagen auf den Bierkellern Bockkeller, Döfenerkeller, später Bellevue, und dem Löwenkeller Konzerte statt, die immer gut besucht waren. In den Gartenwirtschaften wie auch in gewöhnlichen Wirtschaftslokalen waren nicht bloß an Sonntagen, sondern auch an Werktagen Musikaufführungen, Vorträge von Komikern, Tiroler Sängern und dergleichen, so daß an Unterhaltungen kein Mangel war.

An Pfingsten wurden viele Orte der näheren und ferneren Umgebung besucht, hauptsächlich Heidelberg, Schwefingen und Worms. Während man Heidelberg mit der Eisenbahn und Worms mit der Bahn sowohl als auch mit dem Dampfboot erreichen konnte, war dies bei Schwefingen nicht der Fall. Wer den schönen Schloßgarten in Schwefingen besuchen wollte, mußte wählen zwischen einer Fußtour oder einer Wagenfahrt. Wohl denen, die eigenes Fuhrwerk hatten oder sich eine Droschkenfahrt leisten konnten. Aber die Fahrt auf einem gewöhnlichen Leiterwagen, sie bleibt einem ewig in Erinnerung. Um den vielen Ausflugslustigen die Fahrt nach Schwefingen zu ermöglichen, machten Pfingstmontagmorgen die Mannheimer Fuhrleute ihre Leiterwagen mobil, indem sie auf ihre Wagen der Länge nach rechts und links starke Dielen legten; dann fuhren sie startbereit an den Eingang der Schwefingerstraße beim Bahnhof. Dorthin kamen die Ausflügler und akkordierten mit den Fuhrleuten für Hin- und Rückfahrt nach Schwefingen. Haltestelle war in der Regel ein Wirtshaus, von dem aus abends zu der

bestimmten Zeit abgefahren werden mußte. Zwölf Kreuzer = 36 Pfennig nach heutiger Währung — war ungefähr der Preis pro Person. War man fahrpreiseinig und der Wagen hatte die vom Fuhrmann gewünschte Befehung, dann wurde abgefahren. Auf diese Weise fuhren nach und nach eine große Zahl Wagen, teils mit zwei Pferden, teils aber auch nur mit einem Pferd bespannt, ab. Die Fahrt dauerte zwei bis 2½ Stunden. Um in dieser Zeit nach Schwefingen zu kommen, mußte meist im Trab gefahren werden. Es war daher ein ganz eigenartiges Vergnügen, auf der holperigen Landstraße über zwei Stunden tüchtig geschüttelt zu werden, dasselbe auf der Rückfahrt noch einmal.

Auf der Fahrt konnte ein Pferd den mit Menschen dicht besetzten Wagen nur mit großer Anstrengung eine Zeitlang im Trab ziehen und fiel daher immer nach kurzer Zeit in den Schritt zurück. Die natürliche Folge war, daß die nur mit einem Pferd bespannten Wagen, gegen die mit zwei Pferden bespannten zurückblieben, was ziemliche Verspätung verursachte. Gegen 11 Uhr vormittags war Schwefingen erreicht, dann ging man mit Kind und Kegel so rasch wie möglich in den Schloßgarten, um hier die Sehenswürdigkeiten zu bewundern. Abends zwischen 6 und 7 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten, die nun unter einem ganz anderen Zeichen stand wie die Hinfahrt. Viele Fahrgäste und auch Fuhrleute, die bei dem heißen Wetter reichliche Erfrischungen zu sich genommen hatten, waren in eine heitere Stimmung versetzt worden, die sich nun bei der Rückfahrt durch Singen und gegenseitiges Dorfahren, das oft zu Rennfahrten ausartete, Luft machte. Man war froh und dankte Gott, wenn man abends gegen 9 Uhr den Bahnhof Mannheim erreicht hatte. Mit dem Ausruf: „Nur keine Leiterwagenfahrt mehr!“ stiegen viele von den Wagen herunter, manche aber sagten auch: „Es war doch schön.“

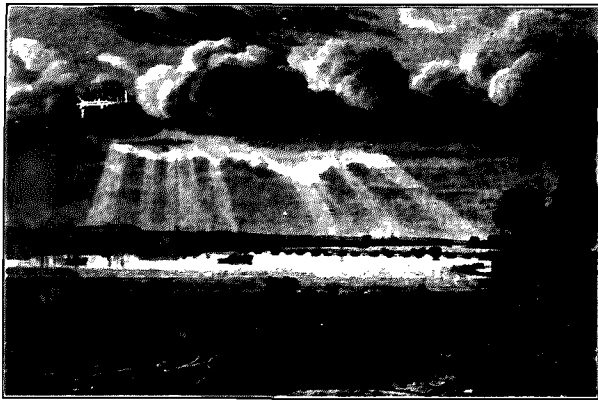
Außer den Bierkellern bestanden noch weitere Gartenwirtschaften, die als freundliche Unterhaltungsstätten bekannt und stets gut besucht waren. Es waren dies folgende: Das „Grüne Haus“ in T 1, dessen Wirtschaftsgarten an drei Straßen grenzte. Im Jahr 1866 wurde in der Mitte des Gartens eine geschlossene Halle erbaut, die diesen in zwei Teile schied. Die Halle diente das ganze Jahr hindurch allen möglichen Veranstaltungen und war ein sehr beliebter Aufenthaltsort. Das alte „Grüne Haus“ mit Garten ist verschwunden, die Halle aber steht noch und wird bis heute als Auktionslokal benützt.

Weitere Gartenwirtschaften waren: „Prinz Friedrich“ in B 6, die „Kaisershütte“ und der „Augarten“ in der Seckenheimerstraße, das „Tivoli“ an der Käfertalerstraße, zum „Pflügersgrund“ in den Neckargärten, bekannt durch die großen Handkäse, die man hier bekam.

Der „Schnokebuckel“ in T 6, dessen Wirtschaftsgebäude auf den Resten einer ehemaligen „Kasematte“ errichtet, wo sich in Höhe von etwa zwei Stockwerken zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude ein kleiner, aber recht gemütlicher Wirtschaftsgarten befand. Das hügelartige Gelände war hübsch mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, so daß die Gesamtanlage ein schönes Bild bot. Ein serpentinartig gewundener Weg führte nach oben.

Die „Rheinlust“, eine große, oberhalb der Schiffbrücke unmittelbar am Rhein gelegene Gartenwirtschaft, war wegen ihrer schönen Lage und Ausblicke auf den Rhein, Ludwigshafen, sowie Schloßgarten sehr beliebt und besucht. Sie war ein Zielpunkt für Schloßgartenbesucher. Bei der Umgestaltung der Mühlau zum Güterbahnhof und der dadurch notwendigen Erweiterung des Rheinvorlandes wurde ein großer Teil des Gartens zu Bahnzwecken verwendet. Auch das alte Wirtschaftsgebäude, das im Obergeschoß einen gemütlichen Saal hatte, besteht nicht mehr; an dessen Stelle wurde später ein Neubau erstellt. Die heutige „Rheinlust“ zeigt daher heute ein vollkommen neues Gesicht.

Der ehemalige Besitzer der „alten Rheinlust“, Richard, ließ sich bei Erbauung des neuen Hauptbahnhofes dazu verleiten, in unmittelbarer Nähe desselben an der Friedrichsfelderstraße einen Hotelneubau zu erstellen in der Erwartung, daß bei Hebung des Bahnverkehrs ein Hotelbetrieb



Rheinufer bei Mannheim mit Blick auf die Rheinschanze nach einem Stahlstich aus den 1840er Jahren.

dieselbst einem Bedürfnis entsprechen. Dies war aber eine große Täuschung, denn schon die Lage des Bauplatzes erwies sich von vornherein für einen Hotelbetrieb als vollkommen ungeeignet. Als das mit großen Kosten erbaute Hotel Richard eröffnet war, blieb der Erfolg aus. Alle Mühe des Erbauers, einen Geschäftsbetrieb ins Leben zu rufen, war vergebens. Richard geriet in Schwierigkeiten, so daß das Hotel schon in kurzer Zeit einging. Später wurde im Erdgeschoß eine Bierwirtschaft eingerichtet und die oberen Stockwerke als Wohnungen vermietet. Ueber dem Hauptgesims des Hauses befindet sich in Stein eingehauen die Transparentschrift „Hotel“, das Wahrzeichen eines verunglückten Unternehmens.

Ludwigshafen, damals nur „Rheinschanze“ genannt und durch eine Schiffbrücke mit Mannheim verbunden, wurde an Sonntagen von Mannheimer Spaziergängern viel besucht, obgleich es sozusagen noch ein Nichts war; denn nur von der Brücke bis zum Bahnhof und links der Brücke gegen Mundenheim standen Gebäude. Gleich über der Brücke rechts war ein Wachkommando bayerischer Soldaten, links der Brücke eine große Gartenwirtschaft, der „Lichtenbergersche Garten“. Diesen suchten insbesondere die Mannheimer auf, da er unmittelbar am Rhein gelegen war und eine schöne Aussicht auf Mannheim bzw. dessen Schlossgarten, Mühltal usw. bot. Ein Hauptanziehungsmittel der Rheinschanze bildete das bayerische Bier; es war in der Regel besser als das Mannheimer und die bayerische Halbe größer, aber nicht teurer als unser badischer Schoppen. An Brückengeld wurde hinüber und herüber pro Person je ein Kreuzer erhoben. Dieses Brückengeld tilgten viele Besucher der Rheinschanze durch Biertrinken, da ja jede Halbe, die getrunken wurde, für einen halben Kreuzer mehr Bier enthielt. Auf diese Weise wurden Brückengeld und Bier miteinander in Verbindung gebracht und ersteres durch entsprechenden Konsum des letzteren getilgt.

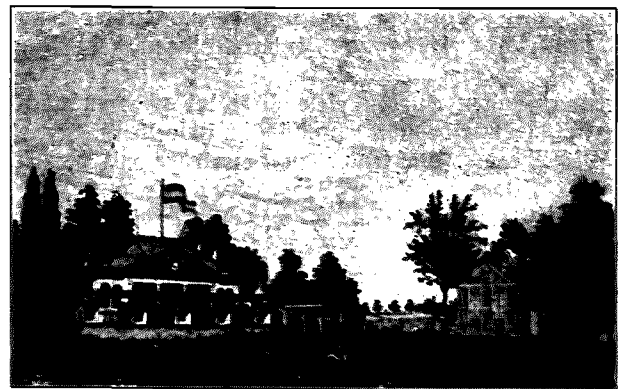
Außer der Lichtenbergerschen Gartenwirtschaft kamen noch die „Brauerei Fuhrer“ am Markt und die „Drei Mohren“ in der Hauptstraße in Betracht. Bei letzterer war der Wirt ein Neger, der eine Europäerin zur Frau hatte. Sie besaßen zwei Töchter, die Mulattinnen waren. Vater und Töchter waren also die „Drei Mohren“, die das Firmenschild bezeichnete. Sie waren bei den Gästen beliebt.

Ludwigshafen hatte eine Lotterie, in der mit ganz geringen Einlagen gespielt werden konnte. Diese Lotterie, in der hauptsächlich die ärmere Bevölkerung Mannheims leidenschaftlich spielte, war in Baden verboten. Es wurde

daher an der Brückengelderheberstelle der Rheinbrücke, insbesondere vor den Ziehungstagen durch die Mannheimer Polizei scharfe Kontrolle geübt an Personen, die verdächtig erschienen, sich gewerbsmäßig mit dem Schmuggel von Losen zu befassen. Diese Lotterie ging gegen Ende der 60er Jahre ein.

Besondere Festlichkeiten, an denen die ganze Bevölkerung teilnahm, lagen jahrelang auseinander und wurden nur bei nationalen oder vaterländischen Feiern veranstaltet. So war im Jahre 1859 beim hundertjährigen Geburtstag Schillers eine Gedenkfeier, die so recht aus dem Herzen des Volkes herausquoll. In den höheren Schulen, in Versammlungen, im Europäischen und Badner Hof, im Theater usw. wurde Schiller gefeiert. Die Stadt prangte in Flaggen- und Schmuck, und die Gebäude waren dekoriert, wobei die Bildnisse Schillers an den Fenstern einen breiten Raum einnahmen. Aus der Bürgerschaft heraus wuchs der Gedanke der Errichtung eines Denkmals auf dem Plage vor dem Theater. Eine große Anzahl der angesehensten Bürger setzte ihn in die Tat um und gründete einen Fonds zur Errichtung eines Schillerdenkmals. Am Abend des Gedenktages zog ein großer Lampen- und Fackelzug vom Schloß durch die Breite Straße zur Neckarbrücke. Als der Zug sich der Brücke näherte, erstrahlte im Feuerregen der Name Schiller, der langsam unter donnerähnlichen Schlägen erlosch. Alsdann bewegte sich der Zug über die Brücke. Links der Brücke beim Neckardamm — am heutigen Meßplatz — wurden feierliche Ansprachen gehalten, und unter dem Gesang der Vereine und Anteilnahme einer großen Menschenmenge wurde eine „Schillerlinde“ gepflanzt. Diese Linde mußte, als der neue Stadtteil längs des Neckardammes entstand, des Verkehrs wegen weiter von der Straße abgerückt werden. Trotzdem die Verletzung des Baumes mit Wurzelstock und Erdballen mittels eines Versezewagens mit größter Vorsicht geschah, ging der Baum ein. Es mußte also ein neue Linde — die jetzige — gepflanzt werden. In diese schlug in den 80er Jahren während eines Gewitters der Blitz und beschädigte die Baumkrone ganz erheblich.

Schon am 10. November 1862 konnte die Einweihung des Schillerstandbildes auf dem Theaterplatz erfolgen. Es war für damalige Verhältnisse eine großartige Feier, bei der das Erhebendste war, daß die Menschen so recht mit ihren Herzen empfanden und der Geist der Zusammengehörigkeit so recht in die Erscheinung trat. Man fühlte damals noch so recht mit, was Schiller alles zu erdulden hatte für das, was er im Interesse der Menschheit tat. Und dieses Mitfühlen und Erkennen gab dem Fest die richtige Weihe. Ein



Das Schießhaus abgebrochen bei Anlage des Luisenparks.

großer Festzug bewegte sich durch die Stadt nach dem Theaterplatz, der nun den Namen Schillerplatz erhielt. Nach Beendigung der Einweihungsfeierlichkeiten fiel unter brausendem Jubel der Zugteilnehmer und der angesammelten Zuschauer Menge die Hülle, die bis dahin das Standbild ver-

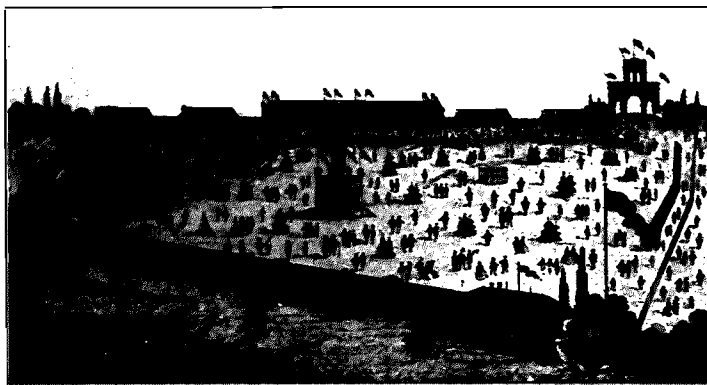
deckte. Allen Teilnehmern blieb dieser erhebende Akt unvergesslich. Am Abend war das Denkmal samt Theater bengalisch beleuchtet. Auf dem Paradeplatz wurde getanzt; alles war eitel Lust und Freude. Das Festabzeichen war aus gepreßtem Papier gefertigt. In einem sechseckigen Stern mit



Die Festhalle beim Schützenfest 1863.

schwarzem Grund und goldener Fassung war in Medaillonform mit Goldrand in Elfenbeinton das Bildnis Schillers dargestellt. Am Stern selbst waren — gleichfalls aus gepreßtem Papier — zwei schwarz-rot-goldene Schleifen angebracht, eine schöne Erinnerung an jene Zeit.

Im Jahre 1863 veranstaltete die Schützengesellschaft auf ihrem Schießgelände das erste „Badische Landeschießen“. Die Festlichkeiten dauerten eine Woche. Der eigentliche Festplatz mit Festhalle, Gabentempel und Schießanlagen war für sich abgeschlossen rechts des Rosengartenweges, während links



Der Festplatz beim Schützenfest 1863.

des Rosengartenweges auf dem gegen den Neckar gelegenen Wiesengelände ein für jedermann zugänglicher Vergnügungsplatz eingerichtet war. Für den Besuch des Festplatzes, der außer den Festbauten nur die große Restauration enthielt, wurde Eintrittsgeld erhoben, während der Zutritt zum Vergnügungsplatz frei war. Durch diese Anordnung erlitt die Schützengesellschaft großen Schaden; denn die Folge war ein schwacher Besuch des Festplatzes und ein starker Besuch des

Molkerei-Ausstellung vom 1.-8. August.

Blumen-Ausstellung vom 14.-22. August.

Vieh-Ausstellung vom 5.-8. September.

Hannheim 1880

*Spezial- und landwirtschaftliche Ausstellung
des
Pfalzgaues.*

Unter dem Protektorat Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Baden.

Eintritt: 1 Mark.

Ausstellung landwirtschaftlicher Produkte vom 26. Septbr. - 3. October.

Geflügel-Ausstellung vom 12.-15. September.

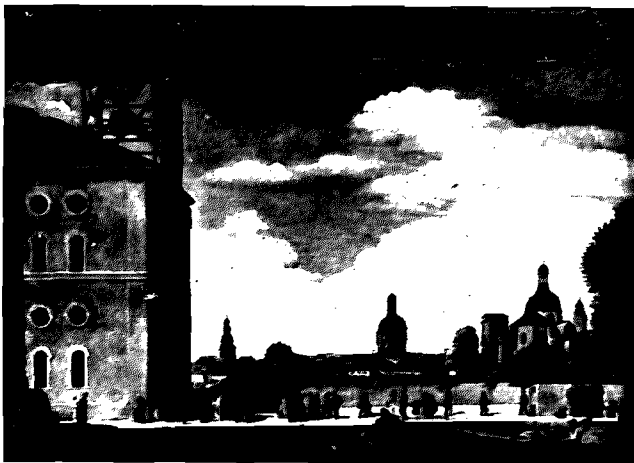
Die Pfalzgau-Ausstellung vor 30 Jahren
Wiedergabe des von Theatermaler Oskar Auer entworfenen, in farbigen Steindruck vervielfältigten Plakats.

Vergnügungsplatzes. An dem Defizit hatte die Schützengesellschaft jahrzehntelang zu tragen.

Daß die Landwirtschaft auf Mannheimer Gemarkung noch ganz bedeutend war, darf daraus ersehen werden, daß die Mannheimer Landwirte ebenfalls anfangs der 60er Jahre ein „Landwirtschaftliches Gaufest“ mit Festzug veranstalteten, bei dem die Erzeugnisse der Landwirtschaft in prächtig hergerichteten Wagen zu sehen waren. Ein Teil der Früchte, mit denen die Festwagen geschmückt waren, soll, wie ich damals hörte, an die Armen der Stadt übermacht worden sein.

Auch bei diesen Festen — Schützenfest und Gaufest — war die Anteilnahme der Bevölkerung sehr groß. Es trat so recht die Volkstümlichkeit dieser Feste in den Vordergrund. Reich und arm, alt und jung war begeistert, so recht ein Herz und eine Seele.

Die erste große Ausstellung wurde in Mannheim im Jahre 1880 abgehalten. Es war dies die Pfalzgau-Ausstellung für Gewerbe und Industrie. Wie bei allen derartigen Veranstaltungen spielte zunächst auch hier die Platzfrage eine große Rolle, denn geeignete Plätze für die Ausstellung waren noch nicht vorhanden. Großes Entgegenkommen zeigten die großherzoglichen Behörden, die dem Ausstellungskomitee einen Teil des Schloßgartens — später sogenannter Stadtpark, jetzt Friedrichspark — zur Verfügung stellte. Damit hatte die Platzfrage für die Ausstellung eine Lösung gefunden, wie man sie nicht besser wünschen konnte, denn ein Park, wie solcher bei Ausstellungen oft mit einem bedeutenden Kostenaufwand geschaffen werden muß, war hier schon vorhanden. Auch die günstige Lage in unmittelbarem Zusammenhang mit der Stadt und unweit der Rheinbrücke, die das Bindeglied zwischen Ausstellung und der Pfalz darstellte, hatte großen Einfluß auf den Besuch der Ausstellung, die in ihrer Gesamtwirkung einen großartigen Eindruck machte. Die Ausstellungsbauten für das Gewerbe waren in schöner Aufmachung zwischen den großen Baumbeständen des Schloßgartens angeordnet. Diejenigen für die Industrie befanden sich auf dem Gelände zwischen dem Europäischen Hof und dem Hauptzollamt. Die beiden durch die Straße



Elektrischer Aufzug am Hauptzollamt in Betrieb bei der Pfalzgau-Ausstellung 1880, erbaut von Werner von Siemens als erster Aufzug der Welt. Nach dem Treppenhausgemälde im Siemenshaus in Mannheim.

— heutiger Parkring — räumlich getrennten Ausstellungsgebiete waren durch eine bogenartig über die Straße gespannte Brücke miteinander verbunden.

Bei der Industriearbeitung war ein elektrischer Personenaufzug im Betrieb zu sehen, damals eine Neuheit, die Bewunderung erregte. Der Aufzug ging etwa drei Stockwerke hoch und endigte auf einer kleinen Plattform, von der man einen Ueberblick über die Ausstellung hatte. Bei diesem Aufzug herrschte immer reger Betrieb.

Auf der von den Astronomen verlassenen Sternwarte hatte ein Bürger namens Künstler eine Camera obscura aufgestellt, die ein prächtiges Gesamtbild der Ausstellung und Umgebung bis weit in die Pfalz zeigte. Unterhaltend wirkte dieses Bild beim Beschaun dadurch, daß man das Menschengewimmel in der Ausstellung lebendig vor sich sah und Bekannte dabei erkennen konnte. Trotz alledem war der Besuch der Sternwarte nicht sehr bedeutend, da viele deren Ersteigen scheuten.

Die Beteiligung der Gewerbetreibenden und der Industriellen Mannheims an der Ausstellung war groß, man darf wohl sagen allgemein und, wie man hörte, waren die Aussteller mit dem Erfolg zufrieden. Schon während der Ausstellungszeit faßte der Gedanke Wurzel, dieser schöne Park möge als Erholungsstätte für die Bevölkerung erhalten bleiben. Es bildete sich eine Parkgesellschaft, so daß nach Schluß der Ausstellung der Ausstellungspark unter dem Namen „Stadtpark“ als Erholungsstätte verblieb. Die Ausstellungsrestauration wurde noch mehrere Jahre benützt, später aber durch einen Neubau ersetzt. Auch sonstige Anlagen, die dem Sport und der Unterhaltung dienen, wurden geschaffen.

Dem linken Schloßflügel, der das ehemalige Opern- und Ballhaus enthielt, bestand der westliche, gegen den Schloßgarten gelegene Teil, der im Jahre 1795 durch die Oesterreicher in Brand geschossen und dabei durch Feuer zerstört wurde, als Brandruine bis in die 70er Jahre; er wurde erst beseitigt, als man den Platz zur Errichtung von Gefängnisbauten benötigte.

Der nördliche Teil, der sich gleichfalls in ruinenhaftem Zustand befand, wurde im Jahre 1868 von dem Bürger und Hotelier Wilhelm Back zu einem Restaurant mit Festsälen umgebaut, das zur Erinnerung an die kurfürstliche Zeit den Namen „Ballhaus“ erhielt. Trotz der schönen Lage dieses Restaurants hatte es jahrelang mit schlechtem Geschäftsgang zu kämpfen, obgleich sich der Besitzer Back alle erdenkliche Mühe gab. Die Erlaubnis, den angrenzenden Schloßgartenteil als Gartenrestaurant zu benützen, wurde erst nach vielen Jahren von den zuständigen großherzoglichen Behörden erteilt. Aber auch dann war an Sonn- und Feiertagen der Garten nur schwach besucht. Die gegen Ende der 70er Jahre erfolgte Umwandlung des Restaurants in ein Wiener Kaffee hatte nicht den erhofften Erfolg, so daß man wieder zum Restaurant zurückgriff. Um eine Hebung des Besuchs herbeizuführen, wurden während der wärmeren Jahreszeit im Garten Musikaufführungen veranstaltet.

Die Pfalzgau-Ausstellung 1880 und der Stadtpark wirkten ungünstig auf den Ballhausbetrieb ein, so daß es Jahrzehnte bedurfte, bis dieser einigermaßen in Schwung gebracht werden konnte, was erst die starke Bevölkerungszunahme ermöglichte.

In den ersten Jahren des Ballhausbetriebes, der, wie ausgeführt, ein sehr stiller war, gab eine kleine Gesellschaft unter der Bezeichnung „Chantant“ Vorstellungen auf dem Gebiet der leichtgeschürzten Muse. Solche Vorstellungen waren für Mannheim etwas Neues und erregten daher Sensation und Neugierde. Die von hübschen jungen Damen gesungenen Schlager verfehlten nicht ihre Wirkung, so daß auch ältere Semester Gefallen an den Vorstellungen fanden und diese, wie die „Stadtbas“ verriet, vornehmlich die vorderen Plätze innehatten.

Das Ballhaus hat sich trotz der früheren Ungunst der Verhältnisse nicht nur erhalten und erweitert, sondern auch den zeitlichen Bedürfnissen angepaßt. Seine Lokalitäten sind zur Abhaltung von Versammlungen und Festlichkeiten gesucht und begehrt, die Gesamtanlage mit Garten von bedeutendem Umfang, so daß diese heute neben dem Friedrichspark wohl eine der schönsten hiesigen Vergnügungstätten sein dürfte.

Im Spätjahr 1863, als der 50jährige Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig wiederkehrte, war merkwürdigerweise von einer eigentlichen Feier nichts zu sehen. Nicht einmal eine Beflagung der Gebäude hatte stattgefunden, so daß dieser denkwürdige Tag im Alltagsleben verschwand, ohne die Erinnerung an jene große Zeit in gebührender Weise bei der Bevölkerung wachzurufen. Bei eintretender Dunkelheit wurde auf dem Exerzierplatz mit einigen Klaftern Holz ein sogenanntes Freudenfeuer abgebrannt, das aber auch nur von denjenigen gesehen wurde, die sich nach der Neckarbrücke begaben, da von hier aus die lodernde Feuerflamme gesehen werden konnte. Dies war die ganze öffentliche, zweifellos bescheidene Feier. Ich vermag mir heute noch nicht zu erklären, warum dieser doch für jeden Deutschen denkwürdige Tag damals bei der Bevölkerung so unbeachtet geblieben, auch von behördlichen Stellen aus nichts gesehen ist.

Anfangs der 70er Jahre, als die Bevölkerungszunahme einsetzte, das wirtschaftliche und politische Leben stärker wie bisher zu pulsieren begann, machte sich der Mangel an Versammlungsräumen stark bemerkbar. Säle, die sich zu größeren Versammlungen eigneten und als solche zu gebrauchen waren, hatte der Badner Hof, das Ballhaus, das Kasino und das Grüne Haus. Aber auch diese waren für Versammlungen nur bedingt erhältlich, ein neutraler Versammlungsort, wie ihn die eigentlichen „Saalbauten“ bildeten, war noch nicht vorhanden, daher auch immer der Ruf nach einem „Saalbau“. Aber wer sollte einen solchen erbauen, da doch die Stadtgemeinde hierzu weder Lust noch Bedürfnis fühlte und Private sich zu einem derartigen mit großem Risiko verbundenen Unternehmen nicht fanden? Es erregte daher kein geringes Aufsehen, als sich eines Tages das Gerücht verbreitete, in N 7 soll ein Saalbau errichtet werden, der nicht nur der Abhaltung von Versammlungen und Konzerten, sondern auch Zirkusvorstellungen dienen soll. Dieses Gerücht wurde zur Tatsache. Der Bürger und Kirchendiener von der Unterpfarre (St. Sebastiankirche) Joh. Zinjer trat als Erbauer des in Rede stehenden Saalbaues auf. Planfertiger und Bauleiter war Architekt Peter Bender aus Frankfurt a. M., der im Jahre 1872 seinen Wohnsitz hier genommen und ein Architekturbüro errichtet hatte. Daß dieses Projekt nach Lage der Verhältnisse allgemeinen Beifall fand, ist selbstverständlich, denn ein langgehegter Wunsch sollte endlich in Erfüllung gehen.

Der Saalbau wurde in den Jahren 1874/76 erbaut. Als er sich noch im Rohbau befand, gab der Zirkus Loiset darin Vorstellungen. Er war der erste und zugleich auch der letzte Zirkus, der im Saalbau Vorstellungen gegeben hat, denn der Bau zeigte sich für diesen Zweck als vollkommen ungeeignet. In den ersten Jahren seines Bestehens wurde der Saalbau zu Versammlungen, Konzerten usw. sehr in Anspruch genommen, doch war und blieb der Tagesrestaurationsbetrieb stets ein sehr schwacher, so daß die Pächter mangels genügender Rentabilität häufig wechselten. Auch der Erbauer hatte sich pekuniär über seine Kraft angestrengt, so daß ein Konsortium, das meist aus Gläubigern bestand, den Saalbau in Obhut nehmen mußte. Da der Saalbau nur nach der Straße eine offene Front hatte und im übrigen an drei Seiten zwischen hohen Brandmauern eingeschlossen war, traten bei Anlässen, wo eine überaus starke Inanspruchnahme der Räume bzw. Ueberfüllung eintrat, in feuer- und sicherheitspolizeilicher Beziehung Mängel zutage, denen im öffentlichen Interesse, soweit solches nach Lage der Verhältnisse möglich war, abgeholfen werden mußte. Der Saalbau war und blieb ein Sorgenkind des Konsortiums sowohl wie auch der Polizeibehörde. Die nach etwa 40jährigem Bestehen erfolgte Zerstörung desselben durch Feuer war zwar nicht eine gewollte, nach Lage der Verhältnisse jedoch glückliche Lösung zur Herbeiführung neu-

zeitlicher Verhältnisse. Neues Leben blüht nun wieder aus den Ruinen. Kirchendiener Johann Zinjer, der Erbauer des Saalbaues, war kein Neuling auf dem Gebiet des Bauwesens, denn er hatte schon in den 60er Jahren einen Wohnungsbau für sich an der Ringstraße, sowie eine Wohnhausgruppe mit kleinen Wohnungen in K 4 an der Fabrikstraße auf die ganze Baublocklänge errichtet. Diese Gebäudegruppe besteht aus einem vierstöckigen Mittelbau mit Frontgiebelfassade und zwei dreistöckigen Eckgebäuden mit ausgebauten Dachstöcken. In dem linken Eckgebäude ist ein Laden und im rechten Eckgebäude eine „Wirtschaft“ eingebaut. Dieser hat der Volksmund den Namen „Beichtstuhl“ gegeben, da Zinjer damals noch seinen Dienst als Kirchendiener versah.

Der „Derkehr“ im Innern der Stadt war nicht bedeutend und wickelte sich ziemlich ruhig ab. Fahrgelegenheit boten die Droschkenkutscher, auch Lohnkutscher genannt, deren Zahl eine nicht geringe war. Größere Geschäfte dieser Art, welche je über eine mehr oder weniger große Anzahl von Wagen verfügten, waren Hyselberger, später Schweizer, Rückert, später Ries, Fersch, Kramer, Kögel, Lenz, letzterer hatte auch die Posthalterei inne. Einige der Genannten waren auch im Besitz von Omnibussen, die aber, da sie unrentabel waren, bald verschwanden. Die Droschken waren im allgemeinen schwere Fahrzeuge und wurden sehr bald durch die eleganter gebauten sogenannten Landauer verdrängt. Halteplätze der Droschken waren der Frucht- und Strohmärkte, die Straßenseite am Paradeplatz gegenüber dem Pfälzer Hof, sowie der Bahnhofsvorplatz für diejenigen Droschken, die Bahndienst hatten. Am stärksten beschäftigt waren die Kutscher im Winter während der Abhaltung der Bälle, sodann zur Zeit der Kirchweihen, Messen und an Renntagen. Mit dem Wachstum der Stadt und Bevölkerung ging die Vermehrung der Lohnkutschereien Hand in Hand, so daß deren Zahl in den 70er Jahren eine recht stattliche war.

In den 60er und 70er Jahren kam zur Winterszeit auch noch der Schlitten zu seinem Recht, da ja der Schnee in den Straßen bis zum Eintritt des Tauwetters liegen blieb. Es besaßen daher auch mehrere Lohnkutschereien gut gebaute Schlitten, die vom Publikum gern benutzt wurden. Sehr schöne Schlitten aber besaßen viele hohe Herrschaften, und wenn diese mit ihren stattlichen Gespannen, die mit melodisch klingenden Schellen behängt waren, bei Tag oder auch zur Nachtzeit mit Fackelbeleuchtung durch die Straßen der Stadt fuhrten, so boten diese ein Winterbild von geradezu märchenhafter Schönheit.

Als im Jahre 1877 das Projekt einer Pferdebahn greifbare Gestalt annahm und diese 1878 eröffnet wurde, war dieser Tag ein Trauertag für die Lohnkutscherei, die hierdurch in ihrem Lebensnerv getroffen wurde. Von diesem Tage an begann der Krieg zwischen Pferdebahn und Lohnkutscherei.

In den 60er Jahren schuf der Bürger und Auswanderungsagent Michael Wirsching ein Dienstmännner-Institut, das gute Aufnahme bei der Bevölkerung fand. Die Dienstmännner rekrutierten sich aus eingewanderten, gut beleumundeten Bürgern des Arbeiterstandes, deren einheitliche Kleidung und Ausrüstung — wozu auch Handwagen usw. gehörten — Wirsching beschaffte. Nicht lange aber dauerte es, als durch den Bürger und Agenten Sturm ein Konkurrenzunternehmen mit der Bezeichnung „Lohnmännner-Institut“ ins Leben gerufen wurde. Es war nun vorauszu sehen, daß diese beiden Institute nicht lange nebeneinander bestehen bleiben könnten. Schon nach einigen Jahren vollzog sich deren Auflösung, und es entstanden alsdann die „Einzel-Dienstmännner“, die behördlich konzessioniert wurden. Wirsching, der stets dem Fortschritt huldigte, beschaffte in den 70er Jahren eine Einrichtung zur Entleerung von Abortgruben auf pneumati-

idem Weg, mit der auch während des Tages Abortgruben entleert werden durften.

Michael Wirsching war bis an sein Lebensende Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr und hat zur Hebung des Feuerlöschwesens sehr viel beigetragen.

Trotz des schwachen Straßenverkehrs in den 60er Jahren war das Straßenbild, besonders an Vormittagen, ziemlich belebt. Schon in der Frühe rüdten die Milchfrauen, insbesondere von Käfertal und Feudenheim mit ihren Handwagen, auf denen die Milchkannen standen, in die Stadt ein, um ihren Kunden die Milch zuzuführen. Auf den Straßen vor ihren Geschäftshäusern beschlugen die Schmiede Pferde und Wagen, Küfer bearbeiteten Fässer, an den Baustellen bereiteten Maurer auf den Fahrbahnen den Mörtel und lagerten Baumaterialien, Hafner stellten ihre frisch geformten Töpferwaren auf Bretter, die vom Gehweg zur Fahrbahn über die Straßenrinne gelegt waren, in die Sonne zum Trocknen, Schreiner stellten vor ihrem Haus auf dem Gehweg Bretter auf, um sie von der Sonne austrocknen zu lassen, Brennholz wurde zersägt und gespalten, Landwirte ließen Tag und Nacht ihre Fahrzeuge auf der Straße stehen und Bierbrauer häufig Fässer. Die Straßen waren eben noch Freiland, auf dem jegliche Arbeit vorgenommen werden konnte.

Der Ratsdiener erschien mit großer Schelle unterm Arm und Schriftstücken in der Hand, postierte sich an den Straßenkreuzungen und brachte, nachdem er zuvor tüchtig geläutet hatte, Bekanntmachungen zur allgemeinen Kenntnis. Verkäufer weißen Sandes begleiteten ihre Wagen unter fortwährendem Rufen: weißer Sand!, weißer Sand! Die Verkäufer der „Gockle“ (bürre Föhrenzapfen, nach denen der „Gockelsmarkt“ seinen Namen trägt) riefen: „Gockle, kauft Gockle!“ Der Lumpensammler erschien und schrie laut: „Lumbe! Knoche! Lumbe!“ Mit einem Quersack über den Schultern trachte ein Verkäufer mit dem Ruf: „Kauft Wacholder, kauft Kimm'!“ Schwarzwälder Uhrenmacher bzw. Uhrenhändler ließen das Bimm, bimm, bimm einer Uhr Glocke ertönen, Schwarzwälder Bürstenhändler riefen: „Bürsten, kauft Bürsten!“ usw. Gehilfen der „Mistkönige“ erschienen auf der Bildfläche mit Handkastenwagen, die von je zwei bis drei Mann gezogen wurden, und nahmen den Straßenkehrriech in Empfang. So ging's jahrzehntelang, bis die fortschreitende Zeit auch hier nach und nach Wandel schaffte.

Das Testament des Löb Dinkelspiel vom Jahre 1787.

Don Hauptlehrer Berthold Rosenthal.

Urkunden der freiwilligen Gerichtsbarkeit gewähren dem Kulturhistoriker wertvolle Einblicke in das Volksleben. Außer dem Stofflichen, dem sie ihr Entstehen verdanken, enthalten sie meist eine persönliche Note, die von der Veranlagung ihres Verfassers oder Verursachers zeugt. Die häufig hinter der Sachlichkeit verborgenen Gefühlsregungen sind treffende Zeugen vom Empfindungsleben nicht nur des Urhebers, sondern auch der Gesellschaftsklasse, der er angehörte, deren Denken, Fühlen und Wollen im Rechtsleben und in Rechtsbräuchen Niederschlag fand. Ein solches Dokument aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das die Lebensauffassung eines wohlhabenden Mannheimer Schutzjuden und seines Kreises widerspiegelt, ist das Testament des Löb Dinkelspiel. Die erst neuerdings wieder zum Vorschein gekommene Originalurkunde wurde mir von der hiesigen Stadtverwaltung in dankenswerter Weise zur Bearbeitung überlassen.

Die Dinkelspiel, deren Ursprung in der mittelfränkischen ehemaligen Reichsstadt Dinkelsbühl zu suchen ist, wo während des Dreißigjährigen Krieges nachweislich Juden

wohnten, gehören mit zu den ältesten Mannheimer Judenfamilien. Am 30. August 1681 bot Marz (Mordche) Dinkelspiel, der des Juden Löw Zacharias Ladenburger Tochter geheiratet hatte, den Stadtrat um Befürwortung seiner Schutzaufnahme bei der kurpfälzischen Regierung¹⁾. Während unter der Regierung des 1680 verstorbenen Kurfürsten Karl Ludwig die Zahl der hier aufzunehmenden Juden unbegrenzt war und jeder unbescholtene, der ein vorchriftsmäßiges Haus zu bauen vermochte, Aufnahme finden konnte, sollte sich dies unter der Herrschaft des Sohnes und Nachfolgers, des schwächlichen Kurfürsten Karl, ändern. Schon nach wenigen Tagen gab die kurfürstliche Kanzlei Dinkelspiels Gesuch mit dem Anfügen zurück, der Stadtrat möge das Aufnahmegutachten für ermeldten Juden erst nach Abgang einer anderen Judenfamilie erstatten. Die Stadtväter erkannten sofort den geänderten Regierungskurs. Jetzt konnten sie ihren zu Karl Ludwigs Tagen zurückgehaltenen Unmut über dessen Judenpolitik, durch welche ihnen eine rührige Konkurrenz aufgezwungen worden war, rückhaltlos zum Ausdruck bringen. Sie meldeten, es sei inzwischen keine Judenfamilie abgegangen und fügten noch bei: „Wegen des Juden Marz Dinkelspiel Aufnahme wissen wir kein ander Gutachten zu geben, als daß wir Eure Kurfürstliche Durchlaucht inständigst bitten, hinfüro keinen Juden mehr in die Stadt Mannheim auf- und anzunehmen, damit dieselbige durch ihr gewaltiges Multiplizieren mit der Zeit sich nicht über die Christen erheben und also jene stärker und mächtiger als diese werden, auch mithin den Christen alle Handel und Nahrung (die ohnedies anjeho gar schlecht ist und ganz zerfällt) gänzlich entziehen und benehmen mögen.“

Trotz dieser Ablehnung erhielt Marz Dinkelspiel das Schutzbürgerrecht und begann im folgenden Jahre mit dem Hausbau. Er sollte sich aber seiner Häuslichkeit nicht lange freuen dürfen, denn er starb schon im Frühjahr 1686, vermutlich in dürftigen Verhältnissen. Wenigstens war ihm erspart geblieben, die drei Jahre später erfolgte völlige Zerstörung der Stadt durch die Franzosen miterleben zu müssen. Wohin sich die Witwe mit ihrem damals höchstens sieben Jahre alten Söhnchen Moses in jenen schweren Tagen geflüchtet hatte, ist unbekannt. Wir wissen nur, daß eben dieser Sohn, der (später Reiz²⁾), eine Tochter des Wolf Oppenheimer aus Heidelberg, eines Bruders des kaiserlichen Hofaktors Samuel Oppenheimer in Wien, heiratete, um 1709 in Heidelberg ansässig war, später aber seinen Wohnsitz wieder nach Mannheim verlegte, wo er 1743 starb. Von seinen Kindern sind zwei Söhne bekannt: Marz und Löb, eben der, von dem hier die Rede ist.

Löb Dinkelspiel verlegte sich auf den Eisenhandel. Das von ihm begründete Geschäft besteht jetzt noch unter der Firma A. Nauen sen. Diese besitzt noch ein in hebräischer Kurrentschrift geführtes Hauptbuch aus den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts, also aus der Dinkelspielschen Zeit. Mehrfache Einträge in den Ratsprotokollen bekunden, daß die Stadtverwaltung ihren Bedarf an Eisenwaren teilweise von Löb Dinkelspiel bezog. Er belieferte auch hiesige Schmiede und fast alle Eisenhändler der pfälzischen Umgebung, die meist Juden waren. So gelangte Löb Dinkelspiel zu Wohlstand. Er konnte seine vier Söhne, die ihm seine vierte Gattin Edel, Tochter des Jud Göß in Wörstadt, schenkte, verheiraten und ihnen hier das Schutzrecht verschaffen. Das war in jener Zeit keine geringe Sache; denn nach kurpfälzischem Judenrecht mußte das zuerst in Schutz aufzunehmende Kind eines hiesigen Schutzjuden ein Vermögen von 2000 fl. und jedes folgende von 3000 fl. nachweisen können. Außerdem besaß Löb in der

¹⁾ Die familiengeschichtlichen Angaben sind den Mannheimer Stadtratsprotokollen sowie der „Geschichte der Familie Dinkelspiel in Mannheim“ von Generalkonsul a. D. Karl Simon, einem Abkömmling dieser Familie, entnommen.

²⁾ Reiz ist eine Verleserung von Rosa.

Stadt mehrere Häuser. In einem lagerte er Wein, womit er wohl Gelegenheitsgeschäfte machte. Gegen Ende seines Lebens war er Mitglied des Gemeindevorstandes, eines Ehrenamtes, das damals in der Regel nur den würdigsten und reichsten Gemeindebürgern übertragen wurde. Das hiesige Memorbuch³⁾ schildert die Verdienste Löb Dinkelspiels, der im Nisan 5548 (Apr. 1788), etwa 80 Jahre alt, starb, mit folgenden Worten: „Er nahm sich der Gemeindeangelegenheiten mit Treue an und bestimmte einen Teil seines Vermögens für eine milde Stiftung. Auch sonst wandelte er redlich in den Augen des Höchsten.“

Daß dieser Nachruf keine Übertreibung ist, geht überzeugend aus dem letzten Willen hervor, den Löb Dinkelspiel am 6. Elul 5547 (September 1787) von dem Judenschaftsbeglaubten⁴⁾ Moses Neugaß im Beisein des anderen Beglaubten Joseph Otterbach abfassen ließ. Dieses acht Folioseiten umfassende, auf kurpfälzischem Stempelpapier, in auffallend schöner hebräischer Kurrentschrift niedergeschriebene Testament ist vorwiegend in deutscher Sprache gehalten, die aber häufig mit hebräischen Wörtern und Sätzen vermischt ist. Da eine wörtliche Wiedergabe zu viel Raum beanspruchen würde, sei hier nur das Wesentlichste angeführt:

Da ich nicht weiß, wann ich absterben werde, habe ich mir vorgenommen, jetzt zu bestimmen, was nach meinem Tode zu meinem Seelenheil und dem meiner schon verstorbenen Ehefrau Edel geschehen soll, und was meine Söhne mit meiner Verlassenschaft beginnen sollen. War es schon immer mein Bestreben, daß meine Söhne sich nicht zanken, um so mehr mögen sie nach meinem Hinscheiden in Eintracht beisammen leben. Dieses Testament soll rechtsgültig sein gegenüber dem Einspruche irgendeines Menschen auf der Welt sowohl vor jüdischen als auch weltlichen Gerichten. Es soll gleiche Rechtskraft besitzen wie ein nach den Bestimmungen der Landesordnung abgefaßtes Testament. Falls es aber doch, Gott bewahre, durch einen meiner Söhne angefochten werden sollte, so soll dieser von meiner Hinterlassenschaft nur 100 Rtlr. als Pflichtteil erhalten. Im einzelnen bestimme ich:

1. Nach meinem Tode sollen bis zu dem Augenblicke, wo die heilige Bruderschaft⁵⁾ die Reinigung meiner Leiche vornimmt, 10 Gelehrte Psalmen beten. Obwohl dem Krankenhilfsverein, dessen Mitglied ich bin, satzungsgemäß die Auswahl und Bezahlung dieser Leute obliegt, sollen jedem aus meinen Mitteln noch 18 Bagen⁶⁾ (1 fl. 12 Kr.) hinzugefügt werden.

2. Zwischen meinem Ableben und meiner Bestattung sollen an die Armen unserer Stadt 310 Bagen (20 fl. 40 Kr.) verteilt werden, und zwar sollen die hier Schutzberechtigten und die im Dienste der Gemeinde Stehenden doppelt soviel

³⁾ Ein von den jüdischen Gemeinden geführtes Verzeichnis der Männer und Frauen, die sich durch frommen Lebenswandel, milde Stiftungen und andere Verdienste auszeichneten. Das Memorbuch der hiesigen jüdischen Gemeinde wurde um 1680 begonnen und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgeführt.

⁴⁾ Die Judenschaftsbeglaubten (hebräisch: neemonim), die ursprünglich lediglich als Zeugen bei Trauungen, Ehescheidungen u. a. jüdisch-rechtlichen Akten mitzuwirken hatten, erlangten mit der Zeit eine wichtige Stelle in der jüdischen Gemeinde. Nicht allein, daß sie, wie in dem hier besprochenen Falle, selbständig Rechtshandlungen vornehmen konnten, galten sie auch bei den öffentlichen Behörden, von denen sie durch Eid in Pflichten genommen worden waren, als Vertrauenspersonen in jüdisch-rechtlichen Angelegenheiten. Als solche hatten sie auch für die Richtigkeit der zum Gebrauch für die städtischen und staatlichen Ämter durch den Judenschafts-Translator angefertigten Uebersetzungen der in hebräischer Schrift abgefaßten Urkunden (Ehepacten u. a. Verträge sowie Entscheidungen des jüdischen Gerichts) zu bürgen.

⁵⁾ Diese 1674 gegründete, in den Ratsprotokollen mehrfach als „Juden-Totenbruderschaft“ erwähnte Vereinigung besteht heute noch.

⁶⁾ Der Zahl 18 (hebr. chai = lebendig) wurde mystische Bedeutung beigelegt, ebenso auch der Zahl 310 in Art. 2.

erhalten als die Schutzberechtigten; ebenso auch die Witwen. Mein Verwandter Rabbi Kosmann Schreiber⁷⁾ und seine Schwester Comerle⁸⁾ sollen je 18 Bagen bekommen. Während der Beerdigung, auf dem Friedhofe und während der sieben Trauertage sollen jedem, der die Hand hinhält, 18 Pfennige gereicht werden. Die Verteilung soll durch meine Söhne vorgenommen werden.

3. Während der dreißig ersten Trauertage sollen zehn Gelehrte in meinem Hause alltäglich, auch am Freitag und Sabbat, 18 Verse aus der Mischna⁹⁾ lernen und 18 Psalmen beten. Bei ihrer Auswahl, die durch meine Söhne erfolgt, sollen hiesige Schutzberechtigte oder Gemeindebedienstete zuerst berücksichtigt werden. Jeder erhält für seine Mühe einen Reichstaler.

4. Nach den 30 Trauertagen sollen nur noch 5 Gelehrte, solange meine Söhne für mich das Kaddischgebet¹⁰⁾ verrichten, täglich in dem Zimmer, in dem ich gewohnt habe, lernen. Am Jahrzeitstage sollen sie mit meinen Söhnen mein Grab aufsuchen, dort beten und hernach in meinem Hause lernen. Als Belohnung soll jeder 10 fl. bekommen. Die Auswahl dieser 5 Gelehrten wird von meinen Söhnen besorgt. Auch hierbei sollen Schutzberechtigte bevorzugt werden.

5. Während der sieben ersten Trauertage soll ständig eine Wachskerze in meinem Hause brennen und hernach bis zum Ende des Trauerjahres in der Synagoge, aber nur während des regelmäßigen Gottesdienstes. Ebenso auch in der Lemle Moses Rheinganusischen Klaus und in der Synagoge des Rabbi Mayer Elias Stuttgart¹¹⁾.

6. Sofort nach den sieben ersten Trauertagen sollen zu meinem und meiner verstorbenen Gemahlin Edel Andenken folgende Vermächtnisse ausbezahlt werden:

der Beerdigungsbruderschaft	50 fl.
der Bruderschaft zur Beschaffung von Brennstoffen ¹²⁾	50 fl.
für das heilige Land	37½ fl.
dem Krankenhilfsverein ¹³⁾	90 fl.
für das Talmud-Studium	25 fl.

Das sind insgesamt 252½ fl. Die genannten Vereine und Stiftungen sind verpflichtet, den ihnen zukommenden Betrag ihrem Grundstocksvermögen hinzuzufügen.

7. Mein Verwandter R. Kosmann Schreiber soll zur Ausstattung jeder seiner beiden Töchter 25 fl. bekommen, ebenso Rahel, die Tochter des Jakob Mainz. Die hierfür nötigen 75 fl. habe ich bereits beiseite gelegt, sie sollen zinstragend angelegt werden, und jedes der genannten Mädchen soll am Hochzeitstage das Vermächtnis nebst den angewachsenen Zinsen erhalten.

⁷⁾ Im Judenschaftsverzeichnis vom 25. September 1765 wird Cosmann Löw als Judenschreibmeister aufgeführt. Er erteilte den jüdischen Knaben, die damals keine öffentliche Schule besuchen durften, Unterricht in der deutschen Sprache. Er war hier nicht schutzberechtigt, sondern es war ihm laut Hofkammerdekret vom 6. Okt. 1758 lediglich hier Aufenthalt gestattet.

⁸⁾ Comerle ist Verkleinerung aus Tamar, vgl. 1. B. Moj. Kap. 38, 6.

⁹⁾ Die um 200 n. Chr. abgeschlossene Sammlung der mündlich überlieferten Gebote und Lehren; „lernen“ hat hier die Bedeutung von „studieren“.

¹⁰⁾ „Kaddisch“ ist das Gebet, das beim öffentlichen Gottesdienste von allen denen, deren Vater oder Mutter gestorben ist, elf Monate lang und dann jeweils am Sterbe- oder Jahrzeitstag gesprochen wird.

¹¹⁾ Die vom kurpfälzischen Hoffaktor Hayum Elias 1758 gegründete Privat-synagoge, die unter dem Namen „Stuttgarter Schul“ (ihr Gründer war von Stuttgart hierher gekommen) bis 1880 im Hause G 2, 19/20 bestand. Zur Zeit der Abfassung des Testaments oblag die Verwaltung der Stiftung des Hayum Elias dessen Sohn, dem Hoffaktor Mayer Elias. Vgl. Hirsch, P. R., Drei kurpfälzische Hoffaktoren. Mannh. Geschichtsbl. XXIII, Nr. 1 und 2.

¹²⁾ Dieser Verein besteht noch heute als „Armenkasse zur Beschaffung von Brennmaterialien“.

¹³⁾ Diese vermutlich 1775 gegründete Krankenkasse, die alljährlich auch eine Mädchenaussteuer ausloste, bildet heute einen Teil der „Vereinigten isr. Kranken-Unterstützungs-Vereine“.

8. Um die in Art. 13 erwähnte Stiftung sofort nach meinem Tode ins Leben rufen zu können, sollen aus meiner Hinterlassenschaft 50 fl. genommen werden.

9. Dreißig Tage nach meinem Tode sollen mein Diener und meine Magd, die zur Zeit meines Ablebens in meinen Diensten standen, je 9 fl. erhalten. So soll es übrigens mit allen bis jetzt erwähnten Beträgen gehalten werden. Sie sollen zuvorderst von meiner Hinterlassenschaft weggenommen, und, wie ich angeordnet habe, ihrer Bestimmung zugeführt werden. Ich könnte es meinen Söhnen nie verzeihen, wenn sie in dieser Hinsicht gegen meinen Willen handelten.

10. Erst wenn all dieses geschehen, mögen meine Söhne zur Erbteilung schreiten. Dabei sollen aber die beiden Schuldforderungen von je 2700 fl., die meine Söhne Wolf und Jechiel an mich haben, vorweggenommen werden.

11. Ich halte es für nötig, hier mitzuteilen, daß ich die mir gehörende Corarolle nebst Schmuck vom Maäsergeld¹⁴⁾ erworben habe. Der durch ihren Verkauf zu erlösende Betrag ist deshalb an die Armen unserer Stadt gemäß meiner Anordnung in Art. 2 zu verteilen.

12. Die eine Hälfte des Hauses, in dem ich wohne¹⁵⁾, habe ich bereits meinem Sohne Mendel als Mitgift übergeben. Um jeden Anlaß zu Streit und Irrungen zu verhüten, hauptsächlich aber, um die im folgenden Artikel angeordnete Stiftung zu sichern, bestimme ich, daß nach meinem Ableben die andere Hälfte öffentlich, entweder auf der Gemeindestube oder in Gegenwart von fünf zuverlässigen Männern unter meinen Kindern versteigert und dem Meistbietenden zugeschlagen werden soll. Von dem Kauffchilling muß der Steigerer 1050 fl. zu 5 v. H. verzinslich zum Behufe der im folgenden Artikel verfügten Stiftung in Händen behalten. Ueber diese Summe muß jeder Erwerber dieses Hauses mit Einwilligung seiner Frau eine erste gerichtliche Hypothek zu 5 v. H. verzinslich errichten, die für ewige Zeiten auf gedachtem halben Hause als Fideikommiß stehen bleiben muß. Der Mehrerlös des halben Hauses soll unter meine vier Kinder verteilt werden.

13. Bestimme ich die Summe von 1050 fl., deren Zinsen zu dem weiter erklärten wohltätigen Zwecke verwendet werden sollen. Zur Sicherheit dieses wohltätigen Werkes stelle ich die Hälfte meines obgedachten Hauses als Hypothek hin. Von den Zinsen dieser Summe soll jeden Donnerstag für $\frac{1}{2}$ fl. Fleisch und für $\frac{1}{2}$ fl. Mehl gekauft und abschließend an zwei hiesige Arme, nämlich dem einen Fleisch, dem anderen Mehl, gegeben werden. Sollte einer dieser Armen zu schamhaft sein, um Fleisch oder Mehl in Natura zu nehmen, so soll ihm $\frac{1}{2}$ fl. in bar gegeben werden, unter dem Versprechen, dieses Geld nur für einen der gedachten Gegenstände zu verbrauchen. Ferner bestimme ich, daß Leute, welche hier nicht schutzberechtigt sind, selbst die Rabbiner der Lemle Moseschen und der Elias Hapumschen Klaus, kein Recht an diese Stiftung haben, sondern gedachte Gaben sollen lediglich an solche Familienväter und Witwen, die schutzberechtigt sind, wie auch unter Angestellte und Gemeindevorsteher, die mit Bewilligung des Dorstandes hier wohnen, ausgeteilt werden. Und zwar: Familienväter, deren Kinder an ihrem Tische essen, mag ihre Frau am Leben sein oder nicht, erhalten das oben Bestimmte. Diejenigen Verheirateten aber, deren Kinder nicht von ihnen ernährt werden, die kinderlos sind, oder die Kinder zugebracht haben von einem fremden Ort, erhalten nur für 20 kr. Fleisch oder Mehl, oder 20 kr. bar. So wie mit den Familienvätern verhält es sich mit den Witwen. Mit der Art der Fleisch- und Mehlverteilung soll es folgendermaßen gehalten sein: Beim Anfang der Austeilung (Art. 9) sollen meine Söhne zusammen

kommen in meinem Hause, um die Sache zu ordnen und solche Arme zu bestimmen, die sie für bedürftig erachten. Ihre Namen werden nun auf Zetteln in eine Büchse getan und durch einen meiner Enkel herausgenommen. Nach der Ordnung nun, wie solche aus der Büchse kommen, werden sie mit Nummern in ein eigens dazu gefertigtes Buch eingetragen, und nach dieser Reihenfolge erhalten je zwei und zwar wöchentlich, der eine Fleisch, der andere Mehl, oder — wie oben gesagt — das Geld dafür. Ist die Liste zu Ende, so beginnt solche aufs Neue, und zwar mit Abwechslung, nämlich daß derjenige, welcher bei der ersten Verteilung Fleisch erhalten, bei der zweiten Mehl empfängt und so auch umgekehrt. So oft sich neue Arme melden, können sie erst nach Beendigung der Reihe der Eingetragenen zugelassen werden. Wenn Leute aus meiner Familie dieser Unterstützung benötigt sind, so erhalten sie, so oft die Reihe an sie kommt, dreimal nacheinander die obgedachte Gabe. Diese Begünstigung erstreckt sich aber nur bis auf das dritte Geschlecht von mir. Hernach sind die Armen meiner Familie den anderen Armen gleichgestellt. Die Aufsicht über die Fleisch- und Mehlverteilung soll alljährlich unter meinen Söhnen nach ihrem Alter wechseln, so daß zuerst mein Sohn Göz, dann Wolf, dann Jechiel und endlich Mendel die Verwaltung hat. Das Mehl, Fleisch oder Geld soll jedesmal durch die Magd des zeitlichen Verwalters geschickt werden und diese dafür $2\frac{1}{2}$ fl. aus den Einkünften der Stiftung erhalten. Sollte sich ein Ehepaar hier befinden, welches voneinander getrennt lebt, so kann der zeitliche Verwalter dem Manne oder der Frau für 15 kr. Fleisch oder Mehl oder dieses Geld bar zukommen lassen. Ueber die pünktliche Vollziehung aller dieser Verfügungen sollen meine Kinder genau Aufsicht führen.

Die vermögensrechtlichen Anordnungen des Testators sind hiermit beendet. Es folgt nun in hebräischer Sprache eine Belehrung des Vaters für seine Söhne. Die Reihenfolge der Anfangsbuchstaben der Sätze ergeben das hebräische Alphabet. Es sind vorwiegend Lebensregeln, die seine Kinder beherzigen mögen. Ganz besonders ermahnt er sie zur Ehrenhaftigkeit im Verkehr mit ihren Mitmenschen, vor allem im Geschäftsleben. Sodann bittet er noch seine Söhne: Geht während des Trauerjahres nicht am Sabbat auf den Plätzen und Straßen der Stadt spazieren, am allerwenigsten vor den Stadttoren. Versäumt auch an Werktagen nicht, das Kaddischgebet zu verrichten, sowohl beim Gottesdienste, als auch nach dem Lernen der Gelehrten. Haltet euch alle Zeit fern vom Spiel, von Cafés und Wirtschaften, ganz besonders aber während der Trauerzeit. Wenn ihr das Gebot der Elternliebe beobachtet und all das erfüllet, was ich angeordnet habe, dann wird Segen auf euren Tugenden ruhen und Frieden in euren Zelten. Ihr werdet lange leben und auch eure Frauen und Kinder.

Zum Schlusse bittet Löb Dinkelspiel die Gemeindevorsteher, sie möchten genaue Aufsicht darüber halten, daß seine Kinder seine Anordnungen, ganz besonders die in Art. 13 besprochene Stiftung, genau erfüllen und daß das Stiftungskapital durch ein gerichtlich ausgefertigtes Fideikommiß-Protokoll sichergestellt werde. Ueberhaupt steht dem Gemeindevorstande die Oberaufsicht zu, wofür ihn Gott segnen möge. Ich habe, sagt der Testator zuletzt, meine Anordnungen bei klarem Verstande getroffen, so daß sie in keiner Weise angefochten werden können. Dem hebräischen Namenszuge des Testators ist sein Petschaft beige druckt. Es folgt noch die Bestätigung der beiden Beglaubten, daß dieses Testament nach den Bestimmungen des jüdischen Rechts und der Landesordnung abgefaßt wurde und deshalb in allen seinen Teilen vollzogen werden müsse. Außer beider Unterschrift ist noch das Petschaft des Beglaubten Moses Neugäß beige druckt, das in hebräischen Buchstaben dessen Namen angibt, über welchem sich ein drachenähnliches Tier bewegt.

¹⁴⁾ Maäser ist der zehnte Teil des Erwerbs, der nach jüdischem Recht für wohltätige Zwecke zu verwenden ist.

¹⁵⁾ Es handelte sich um das Haus F 3, 14.

Der in Art. 13 angeordneten Stiftung ist es zu verdanken, daß dieses Testament bis heute erhalten blieb. Aus dem ebenfalls noch vorhandenen Rechnungsbuche der Stiftung ist ersichtlich, daß die Söhne des Stifters, später die Enkel und andere Verwandte, seinen letzten Willen getreulich erfüllten. Allerdings mußten im Laufe der Jahre die Anordnungen Löb Dinkelspiels den Zeitverhältnissen entsprechend abgeändert werden. Das Steigen der Lebensmittelpreise und der Rückgang des Kapitalertrags veranlaßten, daß die Zahl der Gabenempfänger vermindert und ihnen statt Lebensmittel Bargeld verabreicht wurde. Auf Grund des badischen Stiftungsgesetzes ging 1874 die Verwaltung der Stiftung auf den hiesigen Stadtrat über. Die Zinsen des Stiftungskapitals, das 1914 annähernd 2000 Mark betrug und in mündelsicheren Papieren angelegt war, wurden zuletzt der städtischen Armenkommission zur Verteilung an israelitische Arme übergeben. Heute ist das Kapital infolge der Inflation auf etwas über 300 Reichsmark eingeschrumpft¹⁶⁾.

Im ganzen kann das Löb Dinkelspielsche Testament als ein ihn selbst und seinen Kreis ehrendes Dokument angesehen werden. Manche der Anordnungen mag uns heute als Ausfluß der vormordelsjohnschen Vorstellungswelt vielleicht fremdartig anmuten. Dem Ganzen entströmt aber ein hohes ethisches Bewußtsein, ein feiner Lebensstil, eine edle Kultur. So ist der letzte Wille Löb Dinkelspiels ein sprechender Beleg dafür, daß auch die vielgeschmähten Juden des 18. Jahrhunderts den Grundsatz „noblesse oblige“ kannten und beherzigten und daß sie hinsichtlich ihrer Herzensbildung den Vergleich mit der ihnen gleichzuachtenden christlichen Gesellschaftsschicht nicht zu scheuen brauchten.

Professor Hugo Drös †.

Der am 14. Oktober 1950 unerwartet rasch infolge eines Schlaganfalls im 52. Lebensjahre dahingegangene Professor Hugo Drös entstammte einer Alt-Mannheimer Familie. Sein Vater, Christian Drös, war Hofmusiker im Orchester des Großh. Hof- und Nationaltheaters. Zuerst wirkte Professor Drös an der hiesigen Kessingschule und kam dann zum Realgymnasium I, an dem er 21 Jahre hindurch tätig war. Ein hervorragender Pädagoge und Altphilologe ist mit ihm dahingegangen. Er verstand es vorbildlich, durch ausgeprägten Gerechtigkeits Sinn und durch frischen, lebenswahren Unterricht seine Schüler für sich einzunehmen, und legte Wert darauf, einen Ausgleich zu schaffen für die geistige Arbeit durch Sport und Turnen. Er hat somit das griechische Ideal zu erfüllen versucht.

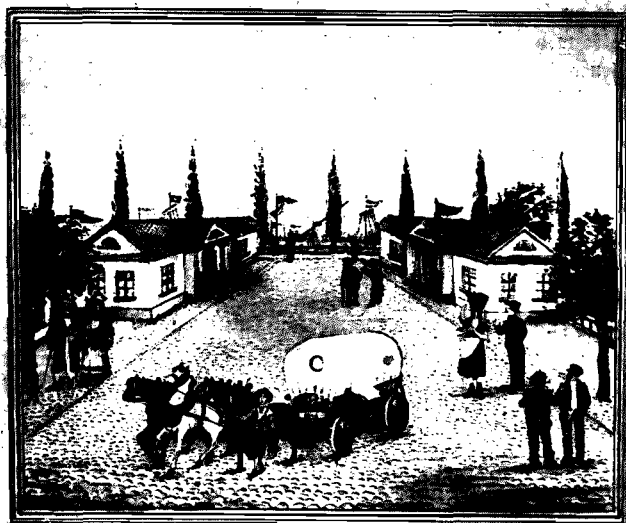
Auch mit wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Heimatpflege ist Professor Hugo Drös hervorgetreten. Er zählte zu den eifrigsten Mitarbeitern der Mannheimer Geschichtsblätter und hat vor allem die Untersuchung der Mannheimer Grabsteine in alten Kirchen und auf Friedhöfen durchgeführt. Eine Beschreibung der Mannheimer Friedhöfe gab der Dahingegangene zusammen mit dem gleichfalls verstorbenen Professor Ahlbeck heraus.

In allen Gesellschaftskreisen Mannheims besaß der Versorbene viele Freunde. Obwohl ihm im Leben so manches Ungemach nicht erspart blieb, behielt Professor Drös dennoch stets seinen goldenen pfälzer Humor. Die überaus große Beteiligung an der Beisetzung und die ehrenden Nachrufe, die ihm gewidmet wurden, bezeugten, wie viele Freunde um ihn trauern. Im Namen des Altertumsvereins legte der stellvertretende Vorsitzende Professor Dr. Walter als letztes Zeichen des Dankes für das verdiente und geschätzte Ausschußmitglied einen Kranz am Sarge nieder.

¹⁶⁾ Vgl. des Verfassers Aufsatz „Die Löb-Dinkelspiel-Stiftung“ im Mannh. „Jr. Gemeindeblatt“ 5. Jahrgang Nr. 11 und 12.

Kleine Beiträge.

Das Rheintor 1842. Die Bezeichnung Rheintor, die jetzt für den Schnittpunkt Rheinstraße und Ring gilt, rührt nicht her vom alten Rheintor der kurfürstlichen Festung Mannheim, das im Quadrat D 7 gegenüber von D 6 lag und 1863 abgebrochen wurde (vgl. die Gedenktafel am Hause D 7, 2 Eberstadt u. Cie.), sondern



von den zu Anfang des 19. Jahrhunderts an dieser Stelle errichteten Zoll- und Wachshäusern, an denen der Verkehr vom Rhein und vom Hafen her vorbeipassieren mußte. Die beiden einschiffigen Gebäude mit Säulenvorhalle* in klassizistischem Stil (Dyckerhoff) standen am Ende der Rheinstraße, die über das Gebiet der geschleiften Festungswerke nach dem Rhein zu verlängert worden war. Sie verschwanden in den 1870er Jahren. Wie früher alle Stadteingänge, so sperrte auch den Zugang zur Rheinstraße eine Zollbarriere. Hinter der Barriere gewährt unser Bild den Durchblick auf den früher mit Pappeln besetzten Ring und die Schiffe des Rheinhafens. Ankommende Fremde und der Fuhrverkehr wurden beim Einpassieren kontrolliert. Das Klischee ist gefertigt nach einer von Photograph G. Tillmann-Matter in dankenswerter Weise überlassenen photographischen Aufnahme eines an unbekannter Stelle befindlichen Aquarells 1842 von Philipp Obert, der auch Aquarellbilder von der alten Bürgerwehr ufm. gemalt hat.

Als Großherzog Friedrich I. und die Großherzogin Luise am 12. Oktober 1906 anlässlich der Feier ihrer goldenen Hochzeit Mannheim besuchten, hielten sie ihren Einzug genau in derselben Weise wie 1856 durch die Rheinstraße. Eine Nachbildung des 50 Jahre vorher zur Begrüßung der Neuvermählten errichteten Triumphbogens war in der Rheinstraße aufgestellt. Auch die Zoll- und Wachshäuser hatten an diesem Festtag aus Holz und Leinwand eine kurze Auferstehung gefeiert.

Der ehemalige Landsitz des Herrn Otto von Gemmingen in Maudach. In Girtanners „Almanach der Revolutions-Charaktere 1796“ ist S. 235 ff. ein Aufsatz mitgeteilt „Die Franzosen in der Pfalz im Jahre 1794, unparteiisch geschildert von einem Augenzeugen in Briefen an den Herausgeber“. Darin heißt es (S. 503):
 „... Auf dem Weg von Oggersheim nach Malspach, kamen wir über Maudach, wo uns ein ansehnlicher Landsitz, des, durch seine dramatischen Schriften berühmten, Freyherrn Otto von Gemmingen gezeigt wurde“. Wenn uns auch die Einwohner nichts von dem Plündern und Zerstoren der französischen Plünderlegionen erzählt hatten, so hätten wir dies in der, ehemals schönen.

* Eine Abbildung dieser Vorhalle in dem Aufsatz von F. Walter, Die Mannheimer Stadttore im Kurpfälzer Jahrbuch 1928, S. 56.

¹⁷⁾ Vgl. über den Dichter des „Deutschen Hausvaters“: E. Oesterling, Geschichte der Literatur in Baden I. Teil, Karlsruhe 1950, S. 80.

aber nunmehr sehr hart mitgenommenen, Wohnung des Herrn von Gemmingen wahrgenommen. Dieser würdige, gewiß unter dem deutschen Adel einer der vortreflichsten, Otto von Gemmingen, lebte hier die Ruhe des Weisen, beschäftigt mit den Wissenschaften und ihrer erhabenen Anwendung auf Menschengenerziehung. Gleichgültig gegen die Regierungssysteme, nur nicht gegen Menschenverehrung und Menschenbeglückung, genoß er hier den Preis jedes Reisenden, der von seiner seltenen und vortreflichen Kinderzucht, Zeuge zu seyn das Glück hatte, und den Kern einer wahren Pädagogik, weder in Rousseaus, noch in Kampens Systemen, sondern in jener ihm eigenthümlichen einfachen Bildung des körperlichen und geistigen Menschen auf das Befriedigendste angewendet fand.

Dieser edle Mann verlor, wie man uns sagte, einen Theil seiner Bibliothek, und hatte, in Rücksicht seiner Landökonomie, einen beträchtlichen Schaden.

Ich freute mich tief in der Seele, hier Menschen gefunden zu haben, die den Werth ihres vortreflichen Mitbürgers zu schätzen wußten. Alle Einwohner dieses Dorfs, bedauerten durchgängig nur den Verlust ihres geliebten Gemmingen. Und wenn sie die Grausamkeit der Franzosen schildern wollten, so erwähnten sie nicht ihren eigenen Verlust, sondern den Schaden ihres guten wohlwollenden, und von der ganzen Gegend geliebten, Herrn.

Freund! hätte Frankreich unter seinem Adel Männer wie die Gemmingen, Dalberge und Denningen, gehabt, sollte dann wohl jenes unglückliche Königreich, auf das entsetzliche Extrem der Verzweiflung, wo es sich jetzt befindet, gekommen seyn? — Gewiß nicht . . .“

Zur Erinnerung an die Gründung der Meteorologischen Gesellschaft 1780. Zum Gedächtnis an die vor 150 Jahren erfolgte Gründung der Societas Meteorologica Palatina (1750) veranstaltete die badische Gesellschaft für Wetter- und Klimaforschung E. V., Sitz Karlsruhe, am 25. und 26. Oktober 1930 eine wissenschaftliche Tagung in Mannheim. Die Vorträge wurden in der Aula der Handels-Hochschule gehalten. Die Beachtung, welche die verdienstvolle Tätigkeit der Meteorologischen Gesellschaft und ihres Leiters Johann Jakob Hemmer neuerdings findet, ist zweifellos dem vom Mannheimer Altertumsverein herausgegebenen Werke über die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Carl Theodors von Professor Adolf Kistner zu verdanken.

Die Tabakfabrik des Peter Brentano in Mannheim. In Gatterers Technologischem Magazin 1. 385 ist folgendes Privileg abgedruckt: „Privilegium der Tabaks-Fabrik des Herrn Rath's Peter Brentano zu Mannheim; vom 19. Julius 1782.

Wir Carl Theodor von Gottes Gnaden Pfalz Graf bei Rhein, Herzog in Ober- und Nieder-Baiern, des Heiligen Römischen Reichs Erztzuchsel und Kurfürst, zu Gölch, Cleve, und Berg Herzog, Landgraf zu Leuchtenberg, Fürst zu Mörs, Marquis zu Bergen-Opzoo, Graf zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein etc.

In Rücksicht der besondern Verdienste unseres Rathen und Handelsmannes auch Unternehmers einer Tabakfabrike Peter Brentano, und des dabey wahrgenommenen besondern Fleißes und Industrie, auch dabey gestifteten National-Etablißements der in fremde Lande ausgebreiteter und täglich zum Nutzen unserer Kurlanden vermehret werdenden Activ-Handlung, und in weiterer Rücksicht, daß hierdurch nicht nur der inländische Tabaksbau mehr und mehr empor gebracht werde, sondern auch, daß durch dieses neue Gewerh des Tit. Brentano, viele unserer Unterthanen Nabrung und Brod finden, sind wir folgende Wohlthaten demselben zu ertheilen gnädigst bewogen worden:

1. Genießen alle Fabrikarbeiter, so wirklich in der Fabrik dienen, oder für die Zukunft angenommen werden, alle Personal- und Schatzungsfreiheit, wo sich dieselbe mit einem anderweiten Gewerbe nicht abgeben.

2. Weder die Kurpfälzische Hofkammer, noch der Mannheimer Stadtrath können für die Zukunft auf diese privilegierte Tabakfabrik, dahin gehörige Tabakshandlung, Pferde, Schiffe und Geschirr, Mühlen, weiters zu dieser Fabrike angekauft werdende Häuser und Plätze, die darauf stehende Schatzung vermehren, neuerlich anlegen, nicht nur alles in Belang dessen in dem Stand des Zeitpunktes, und ehe Tit. Brentano die Tabakfabrike angefangen hat, zu belassen ist, wie dann auch seit der Errichtung dieser Fabrike, wegen diesem neueren Gewerbe die aufgelegte mehrere Schatzung wieder abgenommen, und diese nach der vor der Errichtung der Fabrike bezahlten Schatzung, regulirt werden soll.

3. Zugleich diese Fabrike und ihre Angehörige, auch die damit verbundene Tabakshandlung in allem ihn Brentano und diesen Handel betreffenden Sachen, der Gerichtsbarkeit einer gnädigst angeordneten Commerciens- und Fabriken-Intendance, wie auch der ihr nachgesetzten Commerciens-Commission ohnmittelbar untergeben, und in ihren Schuz genommen werden.

4. Auch gleich denen Krappfabrikanten, unter abbeziehung auf die desfalls bestehende Privilegien und vordere Verordnungen, das Privilegium praelationis in Concurs-Sachen, wegen dem großen Credit, den ein Fabrikant seinen Abkäufern zu geben hat, hiermit gestattet wird.

5. Sodann darf die Firma und Fabrike den Namen einer Kurfürstlichen privilegierten Fabrike führen, und unser Kurfürstliches Wappen denen Fabrikengebäuden und Tabaks-Niederlagen vorsetzen.

Urkundlich unserer Eigenhändigen Unterschrift und vorgebrachten geheimen Kanzlei-Sekret-Insiegels. München, den 19ten Julius 1782.

Carl Theodor Kurfürst.

Vt. J. Freiherr von Oberndorff.

ad Mandatum Serenissimi Domini Electoris proprium.

J. Schmitz.“

Zeitschriften- und Bücherschau.

Wilh. E. Oestering, **Geschichte der Litteratur in Baden.** I. Teil: Vom Kloster bis zur Klassik. Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 36, Freiburg i. Br. 2.30 M. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1930. — Mit Nr. 36 der vom Landesverein Badische Heimat herausgegebenen Schriftenreihe „Heimatblätter vom Bodensee zum Main“ ist zur großen Genugthuung weitester Kreise eine Geschichte der Litteratur in Baden erschienen. Man wird kaum einen berufeneren Autor für dieses Werk bezeichnen können als den Oberbibliothekar Professor Dr. W. E. Oestering an der Landesbibliothek zu Karlsruhe. Seine durch Jahrzehnte gehende Beschäftigung mit dem badischen Schrifttum, zusammen mit seiner vornehmlich in gleicher Richtung gehenden amtlichen Tätigkeit, ließ Oestering als den geeignetsten Verfasser für die selbständige wissenschaftliche Darstellung einer Geschichte der badischen Litteratur erscheinen. In der Tat liegt mit dem ersten Teil „Vom Kloster bis zur Klassik“ nach Stoffreichtum, Stoffbeherrschung, literargehichtlicher Beurteilung und bibliographischer Ausstattung eine hochbedeutungsvolle Veröffentlichung von dauernder Wirksamkeit vor. Jedem Leser ist für weiteres Eindringen in das bisher verschlossene Gebiet der Weg geebnet. Insbesondere ist hervorzuheben, daß kleinere und unbekanntere Autoren zum erstenmal in Zusammenhänge eingeordnet sind. Ein Inhaltsverzeichnis mit Autor- und Titeln der Werke erleichtert die Orientierung. Nach einer allgemeinen Prägung des geistigen badischen Charakters folgen im ersten Teil des Werkes neun, teilweise mit vorher unveröffentlichten Illustrationen geschmückte Kapitel vom Reichener Abt Walafried Strabo an bis etwa zum Jahr 1800, also einem natürlich gegebenen Zeitabschnitt, in dem Hebel's „Alemannische Gedichte“ noch nicht erschienen waren und in dem das Großherzogtum gebildet wird. Gerade dieser Frühteil badischer Litteratur ist im Zusammenhang und in systematischer wissenschaftlicher Darstellung bis heute noch nicht behandelt worden. Das Werk füllt somit eine längst gefühlte Lücke unserer heimatischen Litteraturgeschichte aus.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. — Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. — Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Senruf: 29717 — Postkchkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank, Depositenkasse Heidelbergerstraße — Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

November 1930

Nr. 11

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertums-Verein. — Aus den Vereinigungen. — Die Entführung des Frl. von Horitz. Von Dr. Lambert Graf von Oberndorff. — Eine Möbelgarnitur aus dem Besitz des Kurfürsten Carl II. von der Pfalz. Von Museums-kustos Dr. Gustav Jacob. — Der erste elektrische Personenaufzug in der Mannheimer Pfalzgau-Ausstellung von 1880. Von Prof. Adolf Kijner. — Ein Bericht über die Zerstörung Heidelbergs und Mannheims 1689 mit Nennung der Heidelberger Geißeln. Von Albert Carlebach. — Aus Heinrich Bedes Tagebuch. Von Dr. Hans Knudsen. — Einträge der Familie Moscherosch in einem Heidelberger Studentenalbum. Von Prof. Dr. E. Bacher. — Kleine Beiträge. — Zeitschriften- und Bücherchau.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Die nächste Veranstaltung findet ausnahmsweise an einem Freitag statt, und zwar Freitag, den 5. Dezember 1930 in der Harmonie: Lichtbildervortrag von Universitätsprofessor Dr. Max Siebourg, Vizpräsident i. R., Bonn, über: Ein Denkmal der Dariuschlacht im Teutoburger Walde.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Dalsheim (Pfalz): Merkel, Heinz, Fabrikant.
Harzheim-Zell (Pfalz): Bittel, Erich, Weinquatsbesitzer.
Neu-Offstein bei Worms: Schumacher, K. Kommerzienrat

Durch Tod verloren wir unser Mitglied:

von Fischer, Frau Mathilde.

Aus den Vereinigungen.

Familiengeschichtliche Vereinigung.

Die Familiengeschichtliche Vereinigung begann ihre Winterarbeit mit einer Sitzung am Donnerstag, dem 25. September 1930, in der Herr Dr. J. H. Mitgau-Heidelberg, jetzt Professor an der Pädagogischen Akademie Frankfurt a. d. Oder, über „Familiengeschichte und Sozialwissenschaft“ sprach.

Nach Festlegung der Begriffe Familie — Geschlecht, Genealogie — Sozialwissenschaft wies der Redner darauf hin, daß seit Armin Tille (1915) immer wieder die „vergleichende Geschlechterkunde“ und die Sippenkunde als sozial- oder gesellschaftswissenschaftliches Problem gerade von seiten der wissenschaftlichen Genealogie angerufen wird, ohne daß aber bisher wesentliche Fortschritte, greifbare „soziologische“ Forschungsergebnisse vorlägen. Auch die Gesellschaftswissenschaft habe bisher — ganz anders dem gegenüber die Biologie! — von der Familie als einer ihrer wesentlichen empirischen Grundlagen kaum Notiz genommen. Das möge daran liegen, daß in Deutschland die Soziologie noch viel zu abstrakt arbeite, aber gewiß auch daran, daß die Genealogie ein schwer übersehbares Gebiet von mühevollen Einzelforschungen darstellt, die nicht einmal der Fachgenealogie überschaubar. Und schließlich sei die Tatsache der Familie bisher noch viel zu selbstverständlich empfunden, als daß sie mehr als ein Gegenstand der Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik,

daß sie als gesellschaftswissenschaftliches Problem, als die historisch vielleicht bedeutendste Erscheinung des Gesellschaftskörpers aller Hochkulturen überhaupt Ausgangspunkt und Grundlage empirisch-soziologischer Forschung geworden wäre.

Der Vortragende ging dann näher ein auf die „Funktionen“ der Familie, die er als pädagogische, rechtliche, wirtschaftliche und unmittelbar soziale unterscheidet, um sich dann mit letzterer, der „sozialen Funktion im engeren Sinne“ auseinanderzusetzen. Darunter wollte er die Familie als unmittelbare Gesellschaftsgruppe verstanden wissen, in die der Einzelne eingebettet ist, und wo er seine gesellschaftliche Ein- und Zuordnung erfährt. So bestimme die „Herkunft“ wesentlich auch heute noch den sozialen Aufstieg. Dieser Vorgang des „Generationswechsels“ lasse sich nicht etwa statisch in den regelmäßigen Berufs- und Gewerbebeziehungen erfassen, die nur einen Querschnitt ergeben, sondern als ein in sich zusammenhängender empirisch nachweisbarer überindividueller Ablauf. Hier sei alles Bewegung, Aufstieg und Abstieg; die Art und Form dieser Bewegung müsse an der Familie studiert werden. So ergeben sich die eigentlichen Triebglieder in Stand und Klasse, jenen eigentümlichen Gruppen im Volksganzen, die nicht isoliert nebeneinander, sondern rangordnungsgemäß in festgelegten Abhängigkeiten und Wechselbeziehungen bestehen, heute wie früher.

Es kamen dann konkrete Beispiele zur Sprache. Zwei Wege sozialer Umgestaltung in Deutschland des 19. Jahrhunderts seien charakteristisch. Der eine führe in die Schicht der Unternehmer (Industrielle, Kaufleute usw.), der andere in die der „Akademiker“. Ueber letztere lassen sich mit der genealogischen Methode interessante Aufschlüsse gewinnen. Der nachweisbar geringe unmittelbare Anteil der Arbeiter und Bauern am akademischen Studium erkläre sich aus der immer wieder zu machenden Beobachtung, daß Zwischenstufen — gleichsam als soziale Plattform — für einen Aufstieg von dort aus notwendig seien, die drei Generationen typisch beanspruchten, ehe die Umstellung und Anpassung nach oben vollzogen sei. Damit sei die Theorie von der Klassengebundenheit des Proletariats erschüttert, wenn man in Zusammenhängen der Generationen und nicht der Einzelindividuen und der Zeitgenossenschaft denke; d. h. organismisch und überpersönlich sich einstelle. Solche Einstellung aber ist zum Verstehen gesellschaftlich-kultureller Vorgänge und Abläufe im geschichtlich-sozialen Raum notwendig.

Den höchst interessanten und fehlenden Ausführungen des Redners folgte eine sehr angeregte Diskussion, an der sich neben dem Vorsitzenden besonders die Herren Dr. Bergdolt und Direktor Schneider beteiligten. Die These, daß erst die Gesamtheit genealogischer Einzelforschungen die Kenntnis des Werdens im Gesellschaftskörper begründet und so der genealogische Aufbau zum Schlüssel sozialwissenschaftlicher Probleme wird, drang in das Bewußtsein der gesamten dankbaren Hörerschaft, die Herrn Professor Mitgau mit reichlichem Beifall lobte.

Dr. Sch.

Zum zweiten Vortragsabend fanden sich die Mitglieder am Montag, dem 5. November im Hotel National zusammen. Ein in unserem Kreise wohlbekannter, nicht gern gelobener Gau, Herr Kirchenrat D. theol. Neu von Wiedlingen-Heidelberg, Mitglied der badischen historischen Kommission, behandelte das Thema: „Was erzählen uns die kirchlichen Standesbücher?“

Es kam dem Redner darauf an, zu betonen und nachzuweisen, daß aus der liebevollen Beschäftigung mit den alten Kirchenbüchern nicht nur Namen, Geburts-, Ehe- und Sterbedaten hervorgehen und hervorgehen sollen, sondern daß hier sehr, sehr vieles zu finden ist, was weit über den engen Rahmen der Familiengeschichte des Einzelnen hinaus sich innig berührt mit den großen Fragen der Gesamtheit. Wohl erzählen die Standesbücher zunächst von den Eltern und Voreltern; ja sie sind die wichtigste, oft die einzige Quelle für die Ahnentafel oder die Stammliste. Freilich ist die Mühe nicht klein, sich in den meist registerlosen Einträgen zurechtzufinden; und auch, wenn die richtige Urkunde gefunden, gilt es noch den Kampf mit allerlei störenden Kobolden, als da sind Irrtümer, Schreibfehler, altertümliche oder unleserliche Schrift. Hier aber beginnt auch schon das über die Familienforschung hinausgehende Interesse. Dem Schriftforscher und dem Handschriftendeuter bietet die Entwicklung der Schrift im Laufe der Jahrhunderte und ihre Besonderheiten sowohl in den verschiedenen Zeitepochen als bei den Individuen Stoff zur Arbeit. Gelegentliche Zusätze über die Charaktereigenschaften der Vorfahren und ihrer Sippen, sowie über deren Beruf oder Beschäftigung können im Sinne der Vererbungslehre ausgedeutet werden. Für die Ortsgeschichte sind die Kirchenbücher eine reiche Fundgrube. Das Anschwellen und Absinken der einzelnen Familiennamen zeigt, wie Geschlechter kommen und gehen, wie die einen zu-, die anderen abwandern. Die Zusammenstellung der Einträge für die einzelnen Jahre erlaubt Schlüsse auf die Einwohnerzahl, ihr Wachstum und ihr Sinken, sowie auf dessen Ursachen: Wirtschaftliche Möglichkeiten oder Seuchen und Kriege. Wir lernen die Beschäftigung der Bewohner kennen, sehen den Ab- oder Zugang einzelner Berufe; unter Umständen wird die ganze Umnutzung etwa eines Bauerndorfes in einen Arbeiter- und Industriort ersichtlich. Gelegentliche Notizen künden auch von besonderen Ereignissen, von Feuer- und Wassernot, von Krieg und Unglücksfällen. Und hat man das Glück, einem besonders eifrigen und schreibfrohen Pfarrherren zu begegnen, so kann man in dem Standesbuch auch eine sorgsam geführte Chronik — des Ortes, wie der einzelnen Geschlechter — finden, die nicht allein für die Ortsgeschichte, sondern da, wo sie sich mit den großen Problemen und Schicksalen berührt, auch für die Kulturgeschichte, ja für die Weltgeschichte von Bedeutung sein kann. Jedenfalls haben die Kirchenbücher für den, der ihre Sprache zu verstehen sich bemüht, unvergleichlich viel mehr zu sagen, als dem, der nur nach Ahnen jagt und Namen, nichts als Namen findet.

Eine angeregte Unterhaltung schloß sich den aus Leben und Praxis gegriffenen Worten des Vortragenden an, dem seine Hörer herzlichen Dank zu erkennen gaben.

Dr. Sch.

Die Entführung des Srl. von Horiz.

Nach Akten des gräflich Oberndorff'schen Archivs in Neckarhausen.

Don Dr. Lambert Graf von Oberndorff.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts löste die Skepsis und Frivolität der ersten Aufklärungszeit eine sentimentale Gegenströmung aus, deren literarischen Höhepunkt Goethes Leiden des jungen Werther darstellen. Die praktische Folge dieser empfindsamen Periode ist, daß wir in den Verwaltungs- und Gerichtsakten der Zeit des öfteren Entführungsgeschichten finden, die teils einen schlimmen Ausgang nehmen, teils zu einer glücklichen Neigungsheirat führen. Auch die damalige Mannheimer Gesellschaft, über deren Damenwelt der alte Spötter Babo in einem Brief an den Minister Oberndorff so ungünstig urteilt¹⁾, ist von solchen Abenteuern nicht verschont geblieben, wie die Neckarhäuser Akten ausweisen. Im Folgenden aber möchte ich einen auswärtigen Fall schildern, der die Pfälzer Regierung beschäftigte und in Mannheim Aufsehen erregte. Er zeigt uns ein lebendiges Zeit- und Kulturbild.

Der dreißigjährige kurfürstlich Mainzische Kammerherr und Oberamtmann Freiherr Friedrich Karl von Greiffenklaus-Dollrats genannt Frey von Dern aus einem vornehmen reichsritterschaftlichen Geschlecht verliebte sich rettungslos in die neunzehnjährige Tochter des kurmainzischen Hofrats von Horiz und beschloß, diese unter allen Umständen zu ehelichen. Der Vater der jungen Dame und Greiffenklaus adelsstolze, beim Mainzer Kurfürsten alles vermögende Familie und Verwandtschaft, vom gesamten stiftsmäßigen Adel und der Regierung unterstützt, suchten dies unbedingt zu verhindern und machten dem armen jungen Mann das Leben so sauer, daß er Anfang Januar 1786 beschloß, die Kammerherrnwürde niederzulegen und sein Mainzer Oberamt zu verkaufen, um in kurpfälzische Dienste überzutreten. Zunächst aber weihte er den kurpfälzischen Agenten und Hofkammerrat in Mainz, Piaggino, der ein Mainzer Kind war, in seine Liebeshölle ein, und dieser entführte kurzerhand Ende Januar 1786 Fräulein von Horiz, der ihre Eltern ebenfalls das Leben unerträglich machten, nach Mannheim, wo sie auf Befehl des Ministers Oberndorff, der als Beschützer der Liebenden austritt, bei den Ursulinerinnen interniert wurde. Der unglückliche Vater Horiz schrie Zeter-Mordio und beschuldigte laut den Piaggino, seine Tochter verführt zu haben, was dieser in einem reichlich groben Schreiben zurückwies. Am 30. Januar 1786 dankt Hofrat von Horiz dem Minister Oberndorff mit offenbar gemischten Gefühlen für seine Fürsorge und erleichtert sein Vaterherz folgendermaßen:

„Euer Ezzellenz geruhten den dasigen Ursulinerinnen den Befehl zur Aufnahme meiner entführten 19jährigen Tochter zu ertheilen. Ich verehere hiebei die Fügung des Himmels und erkenne mit lebhaftem Dank diese einsichtsvolle Veranstellung Euer Ezzellenz, ohne welche das irrende Schaaß, wer weiß wohin würde seyn gebracht worden, statt dessen, daß dieses sich jetzt unter sehr guter Aufsicht befindet. Gewißlich dieser Zug von der Gedankenart Euer Ezzellenz ist und bleibt ein ruhmwürdiges Denkmahl von dero Klugheit und Justizliebe und zwar in desto herrlicherem Glanz, je mehr sich dem Verlaut nach Biaggino zeither mit der Angab einer besonderen Gnad und Juneigung von Euer Ezzellenz brüstete. Ich zweifle nunmehr auch garnicht, Euer Ezzellenz werden selbst in Betreff dieses Mannes das weither rechtsgebührende von Amtswegen veranstalten zu lassen ohnermangeln, da das Bubenstück, welches derselbe in so weith vollführet hat, und worzu sich gebrauchen zu lassen kein redlicher Mann sich darf bengehen lassen, somit gewißlich mit dem Charakter als kurpfälzischer Hofagent und Hofkammerrath gar nicht zu vereinbaren ist. Was er hiebei in Mannheim gethan habe, ist Euer Ezzellenz bekannt und dürfte leichtlich weithers bey näherer Untersuchung (sich) in das Licht stellen lassen. Nach seiner Zurückkunft hatte er noch die Frechheit, sich bei mir ansagen zu lassen und, als ich ihme rückmelden ließ, vor der Entführung meiner Tochter würde ich Ihme zu Diensten gewesen sein, aber jetzt könnten wir miteinander nicht anders als schriftlich sprechen, schickte er mir beyhkommendes Billet. Als ich solches des hiesigen Herrn Obersthofmeisters Ezzellenz dem Herrn Bruder meines gnädigsten Kurfürsten und Herrn lesen ließ, äußerten gleich dieselbe, dieses ist ja offenbare Lüge, jedoch zeugt solches von dem Charakter dieses Menschen, den Schaden, den dieser Mensch und dessen Mithelfer meiner Tochter zugefügt haben, kann gewißlich dieser Aventurier mit all seinem Vermögen noch nicht ersetzen. Zweifelsohne wird von der kurpfälzischen Justiz ein Beispiel jetzt an Soldaten gegeben, damit jede Eltern gegen dergleichen Bubenstücke hinkünftig sicher sind. In dieser Zuversicht empfehle ich meine Tochter zu fernerm Schutz und mit dieser zu fürwärender Gnad jenen, der mit vollkommenster Derehrung verharret Euer etc. etc.“

¹⁾ Siehe Mannheimer Geschichtsblätter 1928, Sp. 202.

Mit der Freude des armen Vaters, seine Tochter in geficherter Verwahrung zu wissen, hatte es keinen langen Bestand, denn am 3. Februar 1786 griff die energische junge Dame selbst in die Ereignisse ein, wie aus dem Bericht Oberndorffs vom 4. Februar 1786 an den Minister Dieregg hervorgeht, den ich hier im Wortlaut folgen lasse:

„Als eine hiesige Neuigkeit bemerke ich hiemit nachrichtlich, daß vor einigen Tagen durch diesseitigen zu Mainz angestellten Agenten Nahmens Piaggino als einem Vertrauten sicheren Freiherrn von Greiffenklau eine Fräulein von Horiz, derselben Vater als geheimer Rat in Chur Mainzischen Diensten stehet, anhero verbracht und denen dahiesigen Klosterfrauen zur sichern Verwahr um deswillen übergeben worden seye, weilen dieselbe mit tit. Frhrn. von Greiffenclau in einem Liebes Verstandnis befangen und derselbe sie zu eheligen im Begriff stünde, von dem tit. von Horiz aber die Einwilligung hierzu nicht habe ertheilet werden wollen, sondern deswegen angeblicher maßen mißhandelt worden seye. Dem Anschein nach war der bisherige Clösterliche Aufenthalt erwehnter von Horiz'schen Tochter angenehm. Als derselben aber auf eingelangten Ordinarisbefehl alle mündliche Besprechung mit Mannsperjonen und so auch mit ihrem Begleiter Piaggino, auch ihrem angeblichen Verlobten selbst unter sagt und der freye Ausgang in die Stadt eingestellt wurde, geriet diese hierüber in ein Mißvergnügen, wollte sich nach Ausgag der Klosterfrauen vorgestern Abend aus dem Fenster stürzen und bedrohte sogar mit einem Messer sich ein Leben anthun zu wollen. Sie wurde aber wieder besänftiget. Gestern morgen frühe aber, als die Schulkinder aus dem Kloster gingen, bemerkte diese Liebesheldin das richtige tempo an der Klosterpforte, drang sich ohnerachtet drei Klosterfrauen die Thür bewachten, mit Gewalt durch und setzte sich in Freiheit. Die gleich dabey befindlich gewesene Schloßwacht auf Zurufen der Klosterfrauen wollte zwar die Flüchtige sogleich wieder zurückbringen, war aber nicht sogleich im Stand. Sie ließe die breite Straße hinunter und wurde von dem Herrn Obristwachtmeister Hermann, welcher in dem Branzischen (?) Haus neben der Frau von Wincop wohnet unter dem Zulauf des Volks zu Handen aufgenommen, woselbst sie sich noch wirklich verhältet. Auf Anstehen des sich auch dahier eingefundenen Frhrn. von Greiffenclau aber dieselbe einweisen zu der Frau Geheimrätin von Wincop gebracht werden wird. Was nun aus dieser unter Zulauf mehrerer 100 Menschen entstandenen Geschichte weiter werden wird, wird uns die Zeit lehren und sich bald aufklären. ob eröffneter Frhr. von Greiffenklau seine vorhabende eheliche Verbindung mit derselben nach ausgeräumten ein so anderer Anständen und Hindernissen in Vollzug zu setzen im stand seyn werde. Inzwischen wird mit dieser Liebesheldin, um keine Münicher Geschicht zu erleben in allem Betracht glimpflich zu verfahren die Notwendigkeit erfordern.“ Auf diesen Bericht antwortet Minister Dieregg am 10. Februar: „Soeben erhalte ich noch den Auftrag von S. K. M. Euer Excellenz zu melden, daß höchstdieselbe die Fräulein von Horiz bis auf nähere Befehle und genauere Kenntniß dieser Sache gegen alle allenfallsige Zumuthungen von Kur Mainz geschüzt wissen wollen.“

Nachzu vier Monate vergehen den beiden Liebenden in stillem Warten, ohne daß es dem Freiherrn von Greiffenklau trotz mehrfacher Versuche und Bittschriften gelingt, in pfälzer Dienste zu kommen. Endlich am 25. Mai 1786 kann er dem Kurfürsten Karl Theodor in folgendem Schreiben seine bevorstehende Vermählung mit Fräulein von Horiz anzeigen:

„Euer kurfürstliche Durchlaucht hatten die höchste Gnade, der Fräulein von Horiz bis hieher die gnädigste Aufnahme und Schutz in höchst dero Staaten zu gestatten und unsere desfallige Dankbarkeit wird unbegränzt sein.

Da ich wirklich im Begriff stehe, in einigen Tagen dieselbe zu eheligen, so erachte ich es für meine Schuldigkeit, nicht allein hievon die unterthänigste Anzeige zu thun, sondern mich ebenmäßig für die desfalls Allerhöchst bezugte Gnade zu bedanken. Der Schritt, welchen ich mit Fräulein von Horiz thue, hätte mir Unannehmlichkeiten vom Mainzer Hofe zugezogen und daher habe ich meine Kammerherrn und Ober-Amtmannsstelle daselbst niedergelegt und da ich in der Folge gewiß sehr große Chicanen von meiner Familie werde zu gewarten haben, so hoffe ich, daß mir die bekannte großmütige, aufgeklärte und gnädigste Denkungsart Euer Churfürstlichen Durchlaucht nicht zur Ungnade aufnehmen wird, mich mit meiner künftigen Ehegattin höchst Dero ferneren Gnade, Schutz und Unterstützung unterthänigst zu empfehlen und wenn ich es wage bey dieser Gelegenheit Euer Churfürstliche Durchlaucht an meine vor einiger Zeit übergebene Bittschrift in die Allerhöchsten Dienste aufgenommen zu werden zu erinnern, glücklich, wenn dessen Gewährung mir die Gelegenheit darbeut, meine unbeschränkte Erkenntlichkeit und Ergebenheit durch meinen Diensteifer zu erproben. In welcher Erwartung ich in tiefster Unterwürfigkeit verharre. etc. etc.“

Auf dieses Gesuch erteilte Minister Dieregg am 27. Mai 1786 an Oberndorff den betrüblichen Bescheid: „Bei weiters hier zurückkommender Dorstellung des tit. von Kreiffenthal (sic!) bemerke ich daß Ihre kurfürstliche Durchlaucht nicht geneigt seyen, denselben in höchst Ihre Diensten aufzunehmen.“

Die Vereinigung der Liebenden hat um die oben genannte Zeit tatsächlich stattgefunden, denn in einem Schreiben vom 30. Juni an den Minister Oberndorff spricht der Freiherr von Greiffenklau von seiner Gattin. Diese Liebesheirat hatte aber noch ein sehr übles Nachspiel für den armen, so gefälligen Kuppler Piaggino. Der Haß des Mainzer Stiftsabels gegen den Vermittler dieser Mißheirat äußerte sich so stark, daß sogar der Minister-Schutzengel des Liebespaares diesen Hauptakteur im Schäferpiel fallen lassen mußte. Wahrscheinlich hat er ihn überhaupt nur deshalb so lange gehalten, weil die politischen Agenten an fremden Höfen als verkappte Spione sehr wichtig waren und so viel wußten, daß sie unbequem werden konnten.

Nach dem Grundsatz: „Wer sucht, der findet.“ warf man in Mainz dem unglücklichen Piaggino, der zugleich Greiffenklau'scher Beamter war, vor, er habe einen Mainzer Untertanen an die preußischen Werber verkauft, einen Juden und einen betrunkenen Kanzlisten verprügelt und einen Amtskeller beschimpft. Am 29. Juni 1786 um 9 Uhr morgens wurde er in seiner Wohnung in Mainz auf Befehl des Kurfürsten in Arrest gesetzt ohne Angabe eines Grundes und erhielt eine Wache in sein Zimmer. Vor die Türen wurden Schloßer gelegt und er durfte Niemand sehen oder sprechen und nichts Schriftliches von sich geben. Von 4 bis 8 Uhr abends wurde seine Wohnung durchsucht und es wurden ihm 55 Fragen vorgelegt. Mit Recht führte Baron Greiffenklau in seinen händeringendenden Hilferufen an den Minister Oberndorff dies alles auf den Haß seiner Feinde und Anverwandten gegen den Beförderer seiner Heirat zurück, an dem sie sich in tiefer Erbitterung rächen wollten. Greiffenklau selbst befand sich, da Piaggino sein Geschäftsmann war, in großer Verlegenheit. Da aber die Sache bedenklich ins Politische zu spielen begann, zeigte Minister Oberndorff plötzlich die kalte Schulter und schrieb am 5. Juli an Greiffenklau: „Er sei, da Piaggino zur Zeit keinen Auftrag vom kurpfälzischen Hof habe, in Veranlassung dessen Zurückforderung beschränkt, Greiffenklau müsse die Unthunlichkeit der Theilnehmung an dessen Schicksal von selbst einsehen. Er bedauere den Verdruß, den der Freiherr nach seiner Eröffnung dabei empfinde!“

Und gerade im Vertrauen auf kurpfälzische Hilfe hatte sich Piaggio törichterweise wieder in die Höhle des Löwen nach Mainz begeben! Der Unglückliche blieb sechs Monate in scharfem Arrest unter Verbot jeglichen Verkehrs mit der Außenwelt. Am 15. Dezember 1786 erhielt er endlich sein Urteil zugestellt: 1. Zahlung von 100 Reichstaler Strafe und etwa 1000 fl. Gerichts- und Arrestkosten. 2. Anstatt weiterer Geldstrafen wird ihm der Arrest angerechnet. 3. Sein hochmütiges und ausbrausendes Betragen wird ihm verwiesen. 4. Er hat dem Freiherrn von Denningen, den er beleidigt hat, Abbitte zu leisten. 5. Falls der Jude und der Kanzlist die Mißhandlung beschwören, hat der Derurteilte alle Umkosten zu bezahlen. Diesem wurde ferner freundschaftlich geraten, sich nirgends andershin zu wenden oder sich anderswo zu beschweren, sonst werde man ihn noch anders behandeln! Trotz der Urteilszustellung und Inhaftsetzung wurden am 16. Dezember Piaggios beste Mobilien, sein Haus und sein Garten mit Arrest belegt, wohl zur Sicherung der Gerichtskosten. Außerdem erhielt er das consilium abeundi. Daraufhin forderte die Pfälzische Regierung Piaggio zur Zurückgabe seiner Agentenbestellung auf, beließ ihm aber bis zur Entscheidung der von ihm angerufenen höheren Instanz das kurpfälzische Hofkammerratsprädikat. Durch seine bereitwilligen Dienste in der Horizschen Liebesgeschichte hatte sich der Aermste einen Fall krassester Kabinettsjustiz zugezogen!

Und derjenige, dessen Liebesglück er begründen half, hat es ihm schlecht gelohnt, wenn wir dem Geheimrat von Cunzmann glauben dürfen, der am 13. September 1786 an den Minister Oberndorff schreibt: „Wegen des Piaggio wird der Baron von Greiffenklau nicht mehr viel sollicitieren. Beide sind bekanntlich in einem Hause und wie es heißt an jezo uneinig worden. Da jener, wie wissend ist, in seinem Zimmer scharf bewacht wird, so schänden“) sie sich einander zum Schlüsselloch hinein und heraus, und wenn die Schildwach es verhindert, so schänden sie sich aus dem Fenster. Dergleichen Ausgang solcher Comedie, wie diese getrieben haben, pflegt gemeinlich zu geschehen.“ Als Cunzmann dies schrieb, ahnte er nicht, daß einige Jahre später nach Ausweis der Neckarhäuser Akten seine eigene Tochter ihm genau auf die gleiche Weise durchbrennen sollte, was dem alten Manne fast das Herz brach.

Eine Möbelgarnitur aus dem Besitz des Kurfürsten Carl II. von der Pfalz.

Don Museums-kustos Dr. Gustav Jacob.

In der gegenwärtig von der Preussischen Akademie der Künste und der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten veranstalteten Berliner Ausstellung: „Meisterwerke aus den Preussischen Schlössern“ wird ein Kabinettschrank gezeigt, der sowohl durch die Kostbarkeit des Materials und die prunkvolle Aufmachung, als auch wegen seiner Herkunft besonderes Interesse beanspruchen darf. Er bildet einen Teil einer Garnitur, zu der außerdem ein Tisch, zwei Gueridons sowie ein Spiegel gehören. Der Tisch wird in den historischen Wohnräumen des Berliner Schlosses aufbewahrt, während alle übrigen Stücke sich heute im Schloß Charlottenburg befinden.

Der Kabinettschrank¹⁾ (Abb. 1) zeigt in seinem kastenförmigen Aeußeren eine Form, die auf den einfachsten, wirkungsvollen Umriß reduziert ist. Er ruht auf einem Unterbau mit vier balusterförmigen Füßen, die durch schwere Stege diagonal verstrebt sind. Als oberer Abschluß dient eine zierliche Balustergalerie, die sich über dem verkröpften Gesims erhebt. Mit dem Detail der Dekoration beginnt die

Kompliziertheit. Das aus Nugholz gearbeitete Möbel ist mit einem warmen Schildpattfurnier überzogen. Aber der Meister begnügt sich hiermit nicht, vielmehr dienen ihm zur Bereicherung der farbigen Erscheinung Einlagen aus durchsichtig gemachtem Horn mit bunter Hintermalung, außerdem Intarsia aus Elfenbein und Perlmutter, sowie zierliche Zinnranken. Wie bei den Frühwerken A. C. Boullé's herrscht eine naturalistische Blumenmarketerie vor, die aber durchaus selbständig deutsch empfunden ist. Um Putten mit Fruchtkörben, um Tier- und Fabelwesen schlingen sich üppige Akanthusranken. Als Mittelmotiv fungiert das farbig behandelte kurpfälzische Wappen, umrahmt von dem Hofenbandorden. Zwei größere und zwei kleinere Schubläden zeigen das verschlungene Monogramm C (CE?) mit dem Kurhut darüber.

Der zugehörige Tisch entspricht dem Unterbau des Kabinettschranks. Seine reich eingelegte Platte (Abb. 2) zeigt wiederum das kurpfälzische Wappen in der Mitte und das Spiegelmonogramm C jeweils in den Ecken.

Der Stil der Möbel weist in die 80er Jahre des 17. Jahrhunderts. Durch die am Spiegel angebrachte Jahreszahl 1684 ist zudem das Entstehungsjahr eindeutig festgelegt. Das kurpfälzische Wappen sowie das Monogramm deuten auf Kurfürst Carl II. von der Pfalz, den Bruder der Eiselotte, der als Kurprinz im Jahre 1680 von König Karl II. von England den Hofenbandorden erhielt. Wenige Monate später ernannte ihn die medizinische Fakultät der Universität Oxford zum Ehrendoktor mit dem Wunsche, „es möchte ein Pfand und eine Andeutung seyn, daß Carl dem sinkenden Deutschland und seinem bedrängten Vaterlande mit heilsamer Rathe und glücklicher Hand die wirksamste Rettung bringen möge“). Auf Befehl seines Vaters, des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz, vermählte sich Kurprinz Carl 1671 mit der dänischen Prinzessin Wilhelmine Ernestine, der Tochter König Friedrichs III. Die Ehe war wenig glücklich. Carl schrieb später einmal: „Ihr Humor besteht darin, daß sie hoch gehet und das eben hasse ich im Tod. Sie liebt die Einsamkeit und ich die Gesellschaft“).

Es ist kein Zweifel, daß die oben näher beschriebenen Möbel für Carl und Wilhelmine Ernestine gefertigt wurden. Die Vermutung liegt nahe, daß sie sich ehemals im Heidenberger Schloß befanden. Merkwürdig ist nun ihr weiteres Schicksal. Hans Huth hat jüngst in seiner grundlegenden Veröffentlichung²⁾ hierüber berichtet: Nach dem Tode ihres Mannes 1685 (Kurfürst Carl II.) zog sich die Kurfürstin zu ihrer mit dem Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen vermählten Schwester Anna Sophia zurück und wählte das Schloß Lichtenburg bei Torgau als Witwensitz. Als ein Teil Sachsens 1815 preussisch wurde, fiel auch das Schloß mit seinem Inventar an Preußen. Lichtenburg wurde nun Strafanstalt; 1826 bot deren Direktion dem preussischen Hofmarschallamt einige Möbel an, die, fast tadellos aus der fürstlichen Zeit im Schloß zurückgeblieben, „feine und mühsam gearbeitete Kunstwerke“ seien, „in so gutem Geschmack gearbeitet, wie man es vor dreihundert Jahren in Deutschland nur erwarten konnte“. Unter der Bedingung der kostenlosen Ueberlassung nahm das Hofmarschallamt das Angebot an: „Zur Meublierung eines altdecorierten Zimmers in einem Berliner Schloß.“ Die Möbel wurden daraufhin nach Berlin geschickt.

Es bleibt zum Schluß die Frage nach der künstlerischen Herkunft. Sie lag bisher völlig im dunkeln. Hermann Schmitz hat den Ursprung der Möbel als deutsches Erzeugnis noch mit einem Fragezeichen versehen und wohl an eine französische Werkstatt im Sinne Boullé's gedacht³⁾. Nun hat

¹⁾ Mojer, Patriotisches Archiv XII. 435 f.

²⁾ Mojer, Patriotisches Archiv XI. 419.

³⁾ Hans Huth, Zwei Möbelwerkstätten des 17. Jahrhunderts, Pantheon Januar 1930. S. 23 f.

⁴⁾ Hermann Schmitz, Deutsche Möbel des Barock und Rokoko, Stuttgart 1923 Abb. S. 142.

²⁾ schennen = schimpfen.

¹⁾ Die Druckstöcke aus der Zeitschrift „Pantheon“ wurden freundlichst von S. A. Bruckmann A. G., München zur Verfügung gestellt.

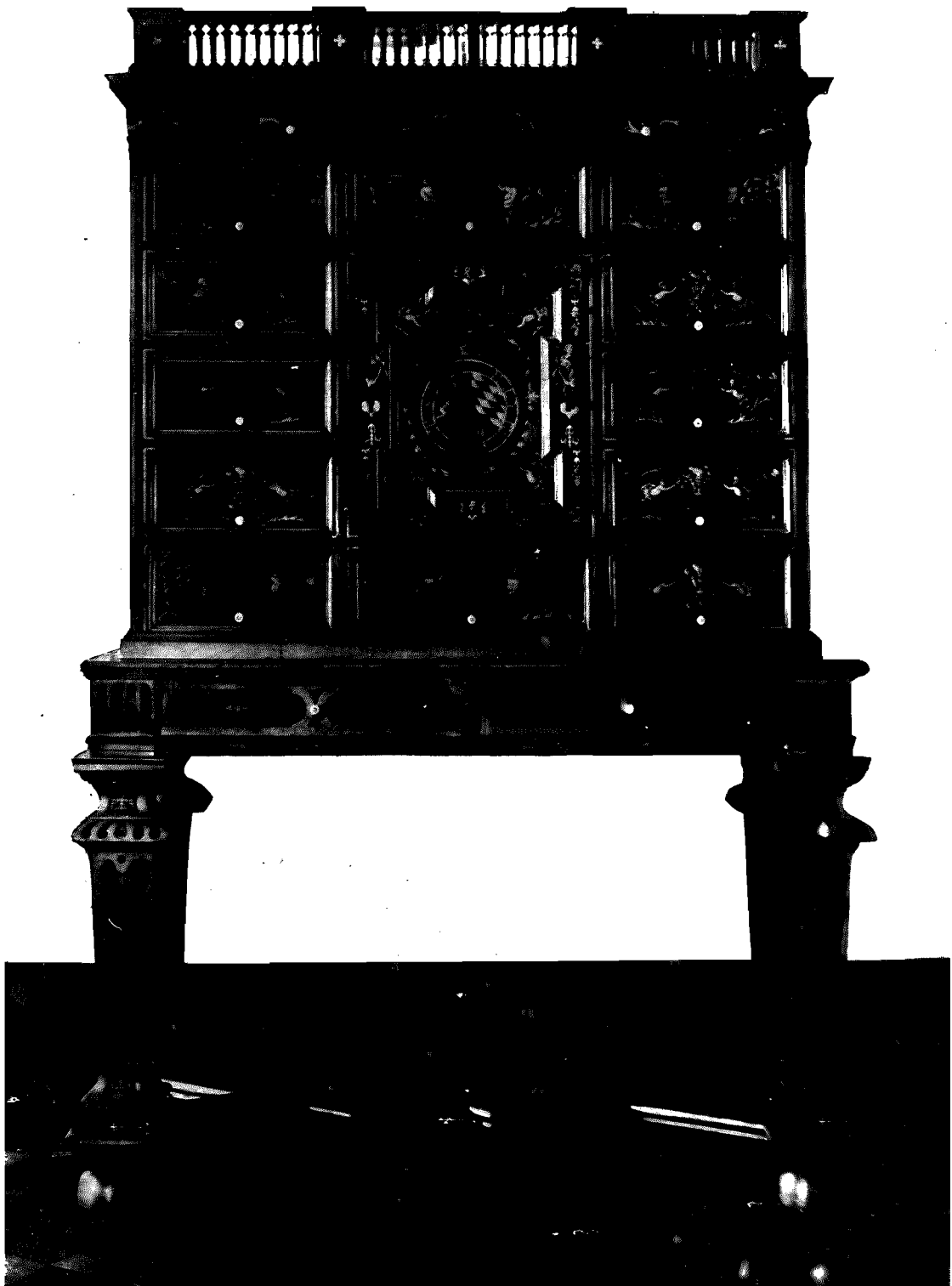


Abb. 1: Kabinettschrank mit kurpfälzischem Wappen, 1684 Berlin, Schloß Charlottenburg.

wiederum Hans Huth durch einen glücklichen Fund das Rätsel zu lösen vermocht⁶⁾. Im Hohenlohe-Gebrüderschen Schloß Neuenstein steht ein Tisch, der im Aufbau, in der Gesamtdisposition und im Dekor mit dem Berliner Mobiliar aufs engste verwandt ist. Seine Platte (Abb. 5) trägt die Inschrift: „Corda fidelia super omnia 1666“, sowie die Signatur

·HD· Sommer v. Künzelsau
·Fet· Anod· 1666·

⁶⁾ Hans Huth a. a. O. S. 24.

In Künzelsau (Württemberg) ist seit dem Jahre 1600 eine Bildhauerfamilie namens Sommer nachzuweisen. Der älteste ist Hans Jakob Sommer. Nach 1746 wird ein Johann Andreas Sommer als Bildhauer genannt⁷⁾. Ob nun dieser Hans Jakob Sommer mit dem auf dem Neuensteiner Tisch angegebenen H. D. Sommer identisch ist, oder ob es sich um

⁷⁾ Württembergische Vierteljahrshefte Jahrg. IV. Stuttgart 1881. S. 152. Bildhauerarbeiten der Familie Sommer lassen sich in Künzelsau, Oberjohndheim, Schloß Weikersheim und Kloster Schöntal, sämtlich im Jagdkreis, nachweisen.



Abb. 2: Tischplatte mit kurpfälzischem Wappen, 1684 Berlin, Schloß (Histor. Wohnräume).

ein weiteres, bisher unbekanntes Familienmitglied handelt, das sich ausschließlich dem Ebenisten-Beruf zuwandte, bleibt noch zu untersuchen. Auf alle Fälle hat in Künzelsau⁸⁾ in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine bisher völlig unbekannte, hochbedeutende Ebenisten-Werkstätte be-

Nachbarresidenzen erhielt. Daß ihr Ruf auch zur pfälzischen Residenz nach Heidelberg gelangte, beweisen die 1684 gelieferten Möbel. Gerade Carl II., der schon als Kurprinz beim Vetter seines Vaters König Karl II. von England geschmacklich sehr verwöhnt wurde und dort vielleicht die



Abb. 3: Ausschnitt einer Tischplatte, bez. H. D. Sommer, Künzelsau, 1666 Schloß Neuenstein.

standen, die nicht allein für den Grafen Johann Ludwig von Hohenlohe arbeitete, der in Künzelsau residierte und 1679/81 das dortige Schloß neu aufbaute, sondern auch Aufträge der

8) Vergl. Beschreibung des Oberamts Künzelsau (Wittbg. Jagtkreis) Stuttgart 18-3.

prunkvolle Ausstattung von Whitehall kennen lernte, mußte die Leistungsfähigkeit der Künzelsauer Werkstätte aufgefallen sein. Der Kurfürst unternahm mehrmals kostspielige Reisen nach Ansbach und Nürnberg, wobei ihn der Weg möglicherweise über Künzelsau führte. Schließlich

wäre es nicht ausgeschlossen, daß ihm die Bedeutung dieses Ebenistenbetriebes durch auswärtige Fürsten, wie den Markgrafen von Ansbach oder den Administrator von Würtemberg, überbracht wurde, die oftmals Gäste des Kurfürsten waren und in den geradzue schlemmerisch ausgestatteten Allegorien, die man in den Jahren 1683 und 1684 auf dem Heidelberger Schlosse gab, selbst als Akteure auftraten. Die Tätigkeit H. D. Sommers für den kurpfälzischen Hof scheint indessen ein Einzelfall gewesen zu sein. Es wäre aber zu wünschen, daß durch weitere Forschungen sein Schaffen, das, geschult an französischen Vorbildern, eine durchaus eigenwillige und persönliche Note zeigt, bestimmter erfaßt werden könnte.

Der erste elektrische Personenaufzug in der Mannheimer Pfalzgau-Ausstellung von 1880.

Don Professor Adolf Kistner in Karlsruhe i. B.

In seinen „Erinnerungen eines Alt-Mannheimers“ erwähnt Herr Architekt Johannes Fischer auch den elektrischen Aufzug, den man im Jahr 1880 erstmals auf der Pfalzgau-Ausstellung in Mannheim gesehen und verwendet hat¹⁾. Da die Geschichte der Elektrotechnik diesen Aufzug stets in Verbindung mit Mannheim nennen wird, sei einer kurzen Jubiläumsbetrachtung etwas Raum gewährt. Dem „ersten Aufzug der Welt“, wie es in der Unterschrift der Abbildung heißt, kann freilich keine Rede sein, denn das Baugewerbe hat schon in den allerfrühesten Zeiten Aufzüge zum Heben von Steinen usw. benutzt. Selbst Personenaufzüge sind schon sehr alt. Für die Zeit Caesars lassen sich in Rom Personenaufzüge nachweisen, mit denen Gladiatoren, wilde Tiere usw. aus unterirdischen Räumen zur Arena emporgehoben wurden. Auch im römischen Amphitheater zu Trier hat man vor etwa zwanzig Jahren Reste einer derartigen Anlage gefunden. Um das Jahr 1672 richtete der erfindungsreiche Sonderling Erhard Weigel (1625—99) in seinem Wohnhaus, das zu den „7 Wundern von Jena“ gehörte, einen (allerdings sehr einfachen) Personenaufzug ein, der das Treppensteigen ersparte. An den maschinellen Antrieb eines Fahrstuhls dachte man erst im 19. Jahrhundert. Für Wohnhäuser hat der mit der Dampfmaschine betriebene Personenaufzug (1830 in England erstmals ausprobiert) keine nennenswerte Bedeutung erlangt, wenigstens in Europa. In Amerika jedoch, wo man mit Rücksicht auf die Bodenpreise die Geschäftshäuser immer mehr in die Höhe wachsen und zu „Wolkenkratzern“ werden ließ, wurde der durch Dampfkraft getriebene „Lift“ rasch eine unabwendbare Notwendigkeit. Wirtschaftlicher als die Verwendung einer Dampfmaschine erwies sich bald der 1846 durch William George Armstrong (1810—1900) erfundene Presswasserbetrieb von Personenaufzügen, der für gewisse Sonderzwecke auch heute noch wertvoll ist. Die Möglichkeit eines elektrischen Personenaufzugs war erst gegeben, als Werner Siemens (1816—92), der Vater der Elektrotechnik, die Dynamomaschine erfunden und ihre Verwendbarkeit als Elektromotor festgestellt hatte²⁾.

Als 1880 in Mannheim die Pfalzgau-Ausstellung war, gab es noch keine Starkstromtechnik in unserem Sinne. Das schon lange bekannte, aber nur mühsam herzustellende elektrische Bogenlicht sah man erstmals 1879 in der Passage zu Berlin praktisch verwendet. Die Glühlampenbeleuchtung nahm ebenfalls 1879 ihren Anfang, und zwar mit der Anlage (115 Lampen), die Edison auf dem Dampfer Columbia schuf. In Europa befaßte man sich erst 1880 mit der Glühlampe, die durch die Pariser Elektrische Ausstellung 1881 weiteren Kreisen bekannt wurde. Am 2. Juni 1878 eröffnete die Mannheimer Pferdebahn die (erste) Strecke nach Lud-

wigshafen; seit dem 19. Februar 1880 konnte man auch in die Neckarvorstadt mit der Pferdebahn fahren. Zwischen diesen beiden Tagen kam die erste elektrische Bahn auf. Man sah sie 1879 auf der Gewerbeausstellung der Stadt Berlin. Eine kleine elektrische Lokomotive³⁾ beförderte auf einer Ringbahn von 300 Meter Länge drei kleine Wagen für je sechs Personen, und zwar, wenn der Zug „besetzt“ war, mit einer Geschwindigkeit von etwa sieben Stundenkilometern. „Besonders die liebe Jugend, aber auch Damen und ältere Herren mit ergrautem Haare drängen sich zu diesen Fahrten“, schrieb damals ein Eisenbahnfachblatt. Nicht weniger wie 86 000 Personen wurden in fünf Monaten von dieser „elektrischen Miniaturbahn“ befördert, die Werner Siemens erfunden hatte⁴⁾. Erwähnen wir noch, daß das Telephon seine Einführung in Mannheim am 1. Oktober 1881 gefunden hat, so versteht man, welchen Eindruck es vor 50 Jahren auf die Mannheimer machte, als sie hörten, die Pfalzgau-Ausstellung werde als neues Wunder der geheimnisvollen, unsichtbaren Elektrizität den „ersten elektrischen Personenaufzug der Welt“ zeigen, verfertigt von der Berliner Firma Siemens & Halske⁵⁾.

Für die vom 11. Juli bis zum 18. Okt. 1880 dauernde „Gewerbliche und landwirtschaftliche Ausstellung des Pfalzgaues“ überließ Großherzog Friedrich I. den ehemaligen botanischen Garten, der den nordwestlichen Teil des heutigen Friedrichsparks bildete⁶⁾; die Zollverwaltung stellte ein Geländestück an der Hasenstraße zur Verfügung. Dem Eingang des heutigen Friedrichsparks aus führte der Hauptweg westwärts an mehreren Ausstellungsgebäuden vorbei⁷⁾ bis zur Hasenstraße, überschritt diese mittels einer Brücke und führte zur Maschinenabteilung, die jenseits der Hasenstraße zwischen dem „Europäischen Hof“⁸⁾ und dem Gebäude des Zollamts untergebracht war. Ein symmetrisch zur Brücke gelegener Hof, der zur Ausstellung schwerer und großer Stücke diente, hatte an der meridional verlaufenden Hinterseite offene Hallen. Den rechten (nördlichen) Flügel des Hofes — gegen das Zollamt zu — bildete eine stets gut besuchte Bierhalle. „An der rechten Seite der offenen Hallen, hinter der Bierrestauration ist an der Wand des Zollgebäudes ein elektrischer Aufzug von Siemens & Halske in Berlin angebracht, welcher zum Emporheben von Personen bestimmt ist. Der Fahrstuhl deselben kann bis zur Spitze eines auf dem Dach des Zollgebäudes befindlichen 5 Meter hohen Gerüsts aufgezogen werden und hat man alsdann von hier aus einen herrlichen Rundblick über das gesamte Ausstellungsterrain, die Hasenanlagen, den Rhein

¹⁾ Heute in München, im Deutschen Museum. Abt. Verkehrsweisen.

²⁾ Die erste elektrische Bahn, die dem öffentlichen Verkehr diente, wurde von der Firma Siemens & Halske gebaut und am 10. Mai 1881 dem Betrieb übergeben. Sie verband den Invaliden Bahnhof Berlin mit der Hauptkassettenanlage in Lichterfelde. — Der elektrische Betrieb der Mannheimer Straßenbahn wurde am 10. Dezember 1900 eröffnet.

³⁾ Mit dem Mechaniker Johann Georg Halske 1814—90 hatte Siemens 1847 die Firma Siemens & Halske in Berlin gegründet. Im Jahre 1867 war Halske aus der Firma ausgetreten.

⁴⁾ Mit dem ehemaligen kurfürstlichen botanischen Garten, dessen Geschichte ich in diesen Blättern (Jahrg. 1929, Sp. 63, 71, 84—89) gegeben habe, hat dieser botanische Garten, über den ich bei anderer Gelegenheit berichten werde, gar nichts zu tun. Der Stadtplan auf S. 495 im zweiten Band der Stadtgeschichte von Fr. Walter zeigt den botanischen Garten, der oben gemeint ist.

⁵⁾ Die Ausstellungsbauten hatte der Mannheimer Architekt Wilhelm Mandor entworfen, der 1895 nach Frankfurt a. M. als Professor am Städtischen Institut berufen wurde. W. Mandor, gestorben 1912, gehörte 1889—95 dem Vorstand des Mannheimer Altertumsvereins an.

⁶⁾ Der „Europäische Hof“, am 2. Mai 1841 eröffnet, galt mit seinen 80 Säulern lange Zeit als einer der besten und schönsten Gebäude am ganzen Rhein und wurde namentlich von Ausländern stark besucht. Durch seine Lage abseits von Stadtmitte und Bahnhof verlor er schließlich alle Bedeutung und ging als Hotel ein.

¹⁾ Mannheimer Geschichtsblätter 1930, Sp. 205, mit Abbildung.

²⁾ Hierzu: A. Kistner, Deutsche Meister der Naturwissenschaft und Technik (Zweite Aufl.). München 1925, Bd. II, S. 117—111.

und Ludwigshafen.“ Das Gemälde im Mannheimer Siemenshaus dürfte damit verständlich sein. Es zeigt links das Südende des Zollamtsgebäudes mit dem Aufzug; die Bierhalle der Ausstellung muß man sich jenseits des rechten Bildrandes denken.

Dieser erste elektrische Personenaufzug der Welt ist durch Werner Siemens⁹⁾ als „Kletteraufzug“ gebaut worden. Er kann etwa als eine lotrechte Zahnradbahn (mit Ausgleichgewicht an Seil) aufgefaßt werden, die an einer vertikalen Zahnstange emporklettert. Der eigentliche Fahrstuhl trägt einen Elektromotor; an dessen Achse sitzt ein Schneckengetriebe, d. h. ein endlose Schraube, die in zwei Zahnräder eingreift und mit diesen den Fahrstuhl an einer Zahnstange emporklettern läßt, welche an der einen Wand des Schachtgestelles befestigt ist. Der Fahrstuhl hängt an Drahtseilen, die über Rollen laufen und passende Ausgleichgewichte tragen. Der antreibende Strom fließt durch die Zahnstange und die Zahnräder, dann in den Motor und durch die Drahtseile. Setzt der Strom einmal aus, so ist kein Hinabgleiten zu befürchten, da das Schneckengetriebe durch starke Reibung eine kräftige Bremswirkung ausübt, die von den Ausgleichgewichten unterstützt wird. Während der Ausstellungswochen, in denen der elektrische Aufzug etwa 8000 Personen auf den 20 Meter hohen Aussichtsturm befördert hat, ist übrigens keine Störung vorgekommen. Im Verein mit den verhältnismäßig geringen Bau- und Betriebskosten hat die Sicherheit des Siemensschen Personenaufzugs seine Verbreitung wesentlich gefördert. Dabei darf freilich das eine nicht übersehen werden, daß der in Amerika entstandene und verwirklichte Gedanke, Zentralanlagen für Elektrizitätsversorgung zu schaffen, in den 1880er Jahren auch in Europa festen Fuß gefaßt hat. Die so entstehenden Elektrizitätswerke¹⁰⁾ bürgerten neben der neuen Beleuchtungsart auch den elektrischen Personenaufzug ein, der in dem letzten Halbjahrhundert ganz wesentlich vollkommener wurde und in seiner heutigen Bauart¹¹⁾ uns ganz mangelfrei zu sein scheint. Der Kletteraufzug von Siemens würde uns heute etwas dürftig und un bequem vorkommen¹²⁾, muß aber von dem Historiker der Technik anders bewertet werden. Die geschichtliche Bedeutung des Mannheimer Aufzugs von 1880 liegt nämlich darin, daß mit ihm der erste und erfolgreichste Versuch gemacht worden ist, ein Hebezeug elektrisch zu betreiben.

Ein Bericht über die Zerstörung Heidelbergs und Mannheims 1689 mit Nennung der Heidelberger Geißeln.

Mitgeteilt von Albert Carlebach in Heidelberg.

In dem seltenen Buche:

Europäischer Mercurius, Oder Götter-Both: Das ist Zeitlebend- u. Regierender Potentaten Kriegs- u. Friedens-Actiones, Darinnen Monatlich dem Curieusen Liebhaber derselben Staats-Maximen, getroffene Allianzen blutiggehaltene Scharmügel, hartbeschehene Belagerungen, glücklich-gehanz Eroberungen etc. Samt allem was sich sonst in dem ganzen Europa hin und wieder am Merck- und Denckwürdigsten be-

⁹⁾ Siemens war damals noch nicht „von“. Die Erhebung in den Adelsstand erfolgte erst 1888 durch Kaiser Friedrich III.

¹⁰⁾ Das Mannheimer Elektrizitätswerk hat seinen Betrieb am 12. Oktober 1899 aufgenommen.

¹¹⁾ Das Seil läuft über eine vom Elektromotor gedrehte Trommel. Durch passende Steuervorrichtungen wickelt es sich auf oder ab. Die moderne Druckknopfsteuerung macht den „Eiskutscher“ entbehrlich, der bei dem Kletteraufzug und seinen unmittelbaren Nachfolgern, unbedingt mitfahren mußte.

¹²⁾ Das rudweise Eingreifen der Räder in die Zahnstange geht nicht ohne Erschütterungen der Fahrgäste ab.

geben und zugetragen; Von einer unpartheyischen Feder vor Augen gestellt werden. 1689. Januar 3 Bl., 88 Stn., Februar 82 Stn. M. Frontisp. Daucher (Nürnberg?) fec., Ansicht v. Wien u. Darstellung ein. päpstl. Audienz d. Abgesandten v. Siam 1688, einer Zangemeister unbekannt gebliebenen Ansicht der in Flammen stehenden Stadt Heidelberg von Norden gesehen in quersolio, Belagerungsplan v. Mannheim u. Portr. d. Erzbischofs v. Canterbury, 6 Bischöfen v. England, Wilhelm III. u. Marie v. England. 4°

Ist ein bisher unbekannter Bericht über die Zerstörung Heidelbergs und Mannheims 1689 enthalten. Er ist besonders bemerkenswert, weil darin die Heidelberger Geißeln namentlich aufgeführt sind. Er steht Seite 34 nach dem Bericht über die Zerstörung der Stadt Speyer:

Sodann nach folget in der Ordnung die Thur-Pfälzische Residenz

Heidelberg

dieselbst der Bürgerschaft erlittene große Pressuren nicht sattem zu beschreiben: Inmaßen hierüber noch die Stadt in Brand gesteckt, das Curfürstl. Schloß samt dem schönen Thurn, die Cancley, der Marstall, das Rathhaus, nebst noch andern vielen Häusern, sind in die Asche gelegt, am Speyer-Thor ist nur ein Stück niedergeworffen, der Neckar-Brücken-Thurn ligt ganz übern hauffen, so ist auch die Brücke ganz ruiniret, und siehet man nichts im Wasser als nur noch einige Pfeiler; die Mauren der Stadt sind hier und da untergraben gewesen, und haben die darunter gelegte Bomben nur einige Löcher durchgemacht, aber alle Mauren stehend geblieben, so daß die Stadt in völliger Defension noch anzutreffen ist; Die Stern-Schanze ist ganz zerschmettert, die 3 besten Mühlen sind durchs Feuer verzehret, und das darinnen vorhandene Mehl und Korn ins Wasser und Feuer geworffen, aber die Stadt mit der gedroheten Plünderung zwar verschonet, hingegen nachfolgende Personen:

1. Doct. Mieg, Profess. Theologiae und Kirchen-Rath.
2. Achenbach, der Pfarrer
3. Peter Hood, Anwalts-Schultheiß und ältester Schöff.
4. Carmer, Hof-Jubilirer
5. Hoffstatt, Apotheker
6. Peil, Löwenwirth.
7. Spita, Würkkrämmer.
8. Schepler, Meßger.
9. Magin, Becker.
10. Werle, Rothgerber
11. David Bezer, Kieffer.
12. Der Kirchner auf der Stafel

als Geißel gefangen mitweggeführt; und darauf dieser Ort mit Kayserl. Völcker wol besetzt worden. Nechst diesem hilfft der Innwohner zu

Friedrichsburg

ihr Flehen, zu Fuß fallen und Lamentiren bey diesen Barbaren weniger denn nichts, daß also mit ihnen anderst nicht gespielt wird, als wie es denen Nachbarn gangen, indem dieselbst alles nicht nur in Brand gesteckt, sondern auch fast kein Stein mehr auf den andern ist. Dergleichen attestiret ebenfalls das bekante schöne

Mannheim

welches totaliter ruiniret, indem nicht nur die Fortification und herrschafftliche Gebäude, sondern auch die Kirchen, nebst allen Bürgerhäusern gesprengt und niedergeworffen; wie denn die Neue Kirche in specie am 6 Orten unterminiret, so daß ihren Dorgeben nach kein Stein auf dem andern bleiben soll, maßen alle Keller einzuschlagen angefangen worden, damit sich kein Mensch im Trucknen

mehr aufhalten könne. Und als die Juden, zu Conservation ihrer allda habenden 50 Häuser Geld zu geben, dem Französischen Commissario einen Fußfall gethan, hat er ihnen zur Antwort ertheilet, wenn sie dafür gleich 50 Millionen zahlten, so sollte doch keines stehend bleiben. Dergleichen Manier, Leute zu verderben, ist nie erhöhret worden, weil alles vollends durch den Brand erschrecklich und erbärmlich aufgeopfert wird, daß auch Gott selbst fast dem Uebel nicht mehr zusehen können: dann wehrenden solchen unchristlichen Proceuren, an einem Sonntag eine Feuerkugel am Himmel gestanden, welche über diese Stadt und Vestung gefahren, und üben Rhein mit einem grausamen Donner-Knal auf die Erde gefallen, wordurch die Franzosen zimlichen perplex worden.

Die beiden Hefte enthalten unter vielem anderem Berichte aus Bayern (Mürnberg, Würzburg), Hessen (Cassel), Rhein (Bonn, Koblenz, Köln, Mainz, Worms), Württemberg (Heilbronn, Stuttgart), aus der Kurpfalz: Dilsberg, Frankenthal, Kaiserslautern, Ladenburg, Neustadt, Oppenheim, Philippsburg, Speyer, Zwingenberg. Im zweiten Hest Briefe aus Oesterreich, Holland, Italien, Polen, Schweden, aus der Türkei und die Verhandlungen in München und Regensburg.

Aus Heinrich Becks Tagebuch.

Mitgeteilt von Dr. Hans Knudsen in Berlin.

Vor einigen Jahren hat Professor Dr. F. Walter, mit Iffland-Akten zusammen, das Tagebuch des Schauspielers Heinrich Beck für das Mannheimer Theaterarchiv erworben. Bei der Jubiläums-Theaterausstellung des Schloßmuseums Mannheim im Jahre 1929 war es ausgestellt. Es trägt den Titel: „Meine Bemerkungen über die Kunst, die Welt und mich. Mannheim 1782.“ Einige Proben aus diesen Aufzeichnungen konnte ich in einem Privatdruck für die Teilnehmer am Festmahl zur Hauptversammlung der „Gesellschaft für Theatergeschichte“ im April 1930 veröffentlichen. Wenn ich hier noch einige Seiten dieses Tagebuches wiedergebe, so soll darin keine Ueberschätzung der Beck'schen Notizen liegen. Aber es ist nicht so häufig Gelegenheit, einem Schauspieler des 18. Jahrhunderts über die Schultern auf den Schreibtisch zu schauen. Und Heinrich Beck hat sein Tagebuch ganz gewiß nur für sich geführt; es ist eigentlich ein großes Notizbuch, in dem er Einfälle, Ueberlegungen, Briefentwürfe, Auszüge aus seiner (ganz umfangreichen) Lektüre, erprobte Recepte fürs Haus, Schriftstellerpläne, Charakterstudien, Reiseabsichten, Einnahmen, Schulden und noch gar vieles mehr festhält. Gleichgültiges, ja Plattheiten stehen neben Dingen, die uns doch sehr interessieren, und vor allem beobachten wir ein Suchen nach Klarheit über das Wesen seiner Kunst und deren Ausdrucksmittel. Darüber hinaus wird man auf das achten, was er über das Theaterpublikum in Mannheim notiert, was er über seine Stellung innerhalb des Mannheimer und dann des Münchener Theaters, an dem er 1799 bis 1801 leitend tätig war, festhält. Wo Beck über seine und der Menschen Schwächen Betrachtungen anstellt, hat er den moralisierend-aufklärerischen Ton des 18. Jahrhunderts vollkommen.

Einige bezeichnende Proben nun aus seinen Aufzeichnungen, und zwar solche, in denen er über einfache Notizen hinaus zu einer zusammenhängenden Formulierung gelangt:

Gewißheit

Ist eine Erforderniß die jedem Menschen unentbehrlich ist, vom Soldaten bis zum Feldherrn, vom Künstler bis zum Handwerker; eine jede Handlung die mit Ungewißheit gemacht wird verräth Mißtrauen in sich selbst, und wie könnt ich wähen daß mir andere was glauben sollen wovon ich selbst noch nicht überzeugt, oder unterrichtet zu seyn

scheine. Auf dem Theater ist sie vorzüglich nöthig durch sie erhält man das freie ungezwungene, sie ist die Schwester und Gefährtin von dem was man Wahrheit nennt; so gar das unrichtige wird oft durch Gewißheit mit einer Art Firniß überzogen die das auffallende bedeckt.

Umgang

Wofür man sich sehr zu hüten hat ist der Umgang mit Menschen ohne Kopf und Herz, ohne es zu wollen richten sie oft mehr Böses an als Bösewichter, letztere schaden nur unmittelbar laßen uns aber doch die Lehre nach daß man sich vor Leuten ihres gleichen stärker zu hüten hat, kurz, sie machen uns durch Schaden klug, erstere aber laßen unsern Geist an der Auszehrung sterben die aller bösesten und gefährlichsten sind vollends die, die nach Ausrechnung unsere Seele zu lämen suchen, sie unterhalten uns mit lauter Dingen wobey es Sünde wär zu denken, und indem sie uns an Kleinigkeiten Theilnahme beyzubringen suchen, enthusiaspiren sie uns so lange für ein Nichts bis wir uns selbst verächtlich gemacht so gar den Begriff von Größe verlihren.

Die größten Vorwürfe die dem Stand gemacht werden, gehen auf die Menschen zurück. Man legt Ihnen Fehler zur Last die auf aller Menschen, in alle Stände paßen. Man untersuche selbst.

Neid

Wann gabs eine Zeit wo der Neid nicht dem Vorzug dicht an der Seite gieng. Dem erstgebohrnen Sohn unseres Stammvaters an, der seinen eignen Bruder erschlug bis zu unserm aufgeklärten 18. Jahrhundert. Die Geschichte liefert uns unzählige Beispiele, daß die wichtigsten Handlungen, oft durch Neid veranlaßt wurden. Der Tod Caesars und der Sturz des Otavides, Freiheitsliebe und Fanatismus waren die Deckmäntel, Neid die Triebfedern. Warum besleckt man einen Stand vorzüglich mit einem Laster, das allen Ständen so gemein ist. Wie ist's nun wenn ich beweise daß Neid gegen das Schicksahl des Schauspielers in heitern Tagen im Sommer seines Lebens, der Grund zu diesen und den übrigen Vorwürfen ist. Seine Gage, die Gelegenheit sich vor allen Ständen auf der Stelle den Lohn seines Fleißes in Befriedigung der Ruhmsucht zu verschaffen, dieß sind die Ursachen der Geringschätzung von denen, die weder an Befriedigung der Ehrbegierde noch am Auskommen ihm überlegen sind. O aufgeklärtes Jahrhundert wann wirst du aufhören dem Strom zu folgen ohne seine Welle zu kennen.

Unsitlichkeit

Dieser Vorwurf geht beyde Geschlechter ins besondere an und es ist fast überflüßig ihn weit läufigtig zu wiederlegen.

Dorfsäße.

Zwey Niederträchtigkeiten müßen gerügt werden wenn es wieder zum Engagement kommt!

1) Das die Mütter der Schauspieler nicht mehr in das Schauspiel durften — und die Einnehmer mit ganzen Familien darinn sitzen.

2) Daß man im Stande war jenem Buben (Ritter) die Grobheiten zu gestatten welche er meiner Frau zugesügt hatte.

Rechtfertigung

gegen einen der sich beklagt daß ich als Kopf u Schriftsteller nicht leiste was ich bey mehr Fleiß leisten könnte.

Glauben Sie daß ich wünschte mehr Zeit gehabt zu haben mir Kenntniße zu erwerben. Es fehlt mir an Zeit. Die Stunden — Augenblicke guter Laune muß ich an meine Kunst verwenden; was bleibt mir übrig. Ich habe mich gewöhnt zu denken, zu achten, auf alles was mir in der Welt aufstieg. Diesem habe ich zu danken daß ich über Gegenstände außer meiner Kunst zu Zeiten etwas sprechen darf.

Diesem und dem lesen dieses und jenen guten Buchs. Ganz abstrakte trockne Materien darf ich nicht berühren, oder ich verliere Salz Saft und Saune. Diese sind mir zur Kunst unentbehrlich — ich muß die Kenntnisse die ich so gerne besäße, der Kunst aufopfern die mir Ehre und Unterhalt reicht. So steh ich. Glauben Sie nicht mein Freund daß ich mich für ein verwerfliches entbehrliches Glied im Staate ansehe. Jeder verdient Achtung der sich bemüht das so viel möglich ganz zu seyn, was er — durch Umstände geleitet nun einmahl seyn wollte oder mußte. Ich habe die Keckheit den Orthodoxen und Theologen zum Troste mich vor ihre Stirne zu stellen, und zu behaupten daß ich so wohl, thätig achtungswerth und so gar nützl. bin — als einer unter Ihnen. Ich habe mein Gefühl und meinen Geschmack rein gehalten. Ich habe mich bemüht in meine Darstellungsmanier etwas zu bringen welches verrathen soll daß ich so viel Studium und Fleiß in meine Kunst zu bringen gesucht habe, als man sonst etwan braucht um eine andere schwere Kunst — auch so gar eine Tiesse Wissenschaft zu lernen. Ich habe mit der Gesellschaft abgerechnet, wir sind quitt. Ich gab ihr all mein Bestreben dort wo ich nun ein mahl bin — sie warf mich dahin. Wäre ich wo anders ich würde nicht Stande seyn es mag leicht nicht das schlimmste seyn was das Fatum für mich beschloßen hat.

Schauspiel. Raisonement.

Nur der geistvolle Zuschauer kan das überwiegende Verdienst des geschmackvollen Geistreichen Schauspielers erkennen. Das Fach läßt sich besetzen, das Publikum gewöhnt sich, wenn es nichts beßeres sieht, allein — der feinere Zuschauer der ein reineres Gefühl einen subtilen Geschmack besitzt; für den ist der wahre Genuß dahin. Die Natur kan einen mit vorzüglichen körperlichen Gaben ausgerüstet haben; er wird gefallen, wenn er des Dichters Gedanken gut declamirt — allein wie unendlich groß ist der Unterschied für den Geistvollen Zuschauer! Die feine Grenze welche für den gewöhnlichen Menschen nur schwach bezeichnet scheint, ist ein entgegengesetzter Pol für den Denker; er fühlt und erkennt die Abstufung sein Genuß ist gestört.

* * *

In einem Aufsatz „Mannheimer Schauspieler-Briefe“ (Mannheimer Geschichtsblätter, XXX. Jahrg., 1929 Nr. 5, S. 116 ff.) konnte ich ein Schreiben Heinrich Beck's aus dem Jahre 1789 an den Herausgeber der „Deutschen Zeitung“ in Gotha mittheilen, wohin er Beziehungen anknüpft und seine Mitarbeit anbietet. Das Tagebuch Beck's zeigt von neuem, daß ihm die philanthropinistische Richtung dieser Zeitschrift lag. Er entwirft einen Beitrag. Ob er abgeschickt, ob er gedruckt wurde — es lohnt die Untersuchung nicht; aber es lohnt, die schilbbürgerliche Geschichte kennen zu lernen:

Beitrag zur Deutschen Zeitung

Vor 2 Tagen war ich in Gesellschaft 2er Capuciner aus einem Convent zu Bretten (Churpfälzischen Oberamtsstadt). Das Gespräch kam auf den unglücklichen Brand zu Pforzheim 14 Stunden davon entlegen. Sie erzählten folgendes. „Der Brand war fürchterlich, wir konnten fast in das Feuer hineinschauen, unsere Spritzen und alles übrige war auch schon gerichtet; da aber die Pforzheimer uns nicht in vitirten, so ließ der h. Beamte alles wieder an seinen Ort schaffen, und nahm sich fest vor wenn es einmahl bey uns brennen sollte, die Pforzheimer nun auch nicht zu invitiren.

So weit als Anecdote: als kaum begreifliches Ridikules eines höchst übelverstandenen Ehrgeiziges! Die Erläuterung macht es einigermaßen begreiflich; beweist aber zugleich wie schädlich manche alten Gebräuche der Menschheit werden können, wenn das Gefühl und die Vernunft nicht zu rechter Zeit ins Mittel treten.

In Schwaben ist ein alter Gebrauch: wenn an einem Orte Feuer auskommt, so müssen sogleich einige Männer aus der Metzgerzunft auf alle benachbarte Orte reiten und die Einwohner um Hülfe ansprechen. Die Landstadt Bretten wurde dießmahl unglücklicherweise vergesen; daher unterblieb ein vielleicht sehr beträchtlicher Theil der Hülfe, welche vieles Unglück hätte verhüten können.

Es wäre wohl heilsam wenn ein solcher Gebrauch abgeschafft würde. Der Anblick von Feuersnoth ist wohl der stärkste Aufruf zur Hülfe! und die leidende Menschheit ist die kräftigste Invitation!

* * *

Es geht nicht an, hier die vielen kleinen Notizen wiederzugeben, die Beck sich aus seiner Theatererfahrung heraus macht. Man sieht freilich auch aus ihnen, warum die Münchener Episode im Leben Beck's so wenig glücklich werden mußte. Es ist, als schreibe er sich alles auf, worüber er sich hat ärgern müssen. Ein paar Beispiele:

Zuccarini ließ Benjowsky nicht mir absagen, sondern der Commission. Diese fand nicht für gut es mir sagen zu lassen. Es wurde ein anderes Stück angekündigt. Kam aber nichts auf den Zettel. Meine Frau sang mit Diarhoe und Halsweh — man wollte es für Sonntag wieder — sie versprach wo möglich — konnte nicht — und paradirte auf dem Zettel.

Langlois gieng nach Seefeld auf einige Tage war zur Probe noch nicht da.

Piloti, schimpfte auf eine Rolle — weigerte sich — nahm ungern eine kleinere; meldete sich krank und compromittirte das Ansehen der Commiss. u Direction.

Ein Tagelöhner weigerte sich 2 mahl ein Geschäft zu verrichten welches ihm Quaglio befahl.

Die Kenner gab der Schak eine Rolle und ich erfuhr kein Wort.

Grünwald sang Gerns Arie laut auf dem Theat nach; störte ihn, alle Tänzer und Choristen lachten.

Heigel änderte willkührlich meine Einrichtungen der M: v Montalb:

Mad: Renner hielt über alle Gebühr ein neues Stück auf; weil ihr Adjut: sie besuchte.

Der junge Heigel ließ 2 bairische Offic: durch den französischen Unteroffic: vom Theat weisen; ich stand dabey u sprach mit ihnen.

Das Circulare um Stücke in Gang zu bringen so gut die Absicht! — ward verspottet — und zum Theil nicht unterschrieben — von allen nicht befolgt.

* * *

Wenn Beck die Rückkehr nach Mannheim erwägt, macht er sich die Lage mit folgendem klar:

Dort kan ich nützen und wirken

1) Das Theater ist ganz gesunken ich kan es wieder empor bringen! ich will dort — bey geringen Kräften realisiren, was ich hier wollte.

2) Hierzu bedarf ich gar nichts — keinen Titul nichts las hn. v Dalb hintanzet; er soll den Namen behalten, da es ihm immer um Schein Glanz zu thun war; wenn nur der Churfürst mir einen sichern Weg angiebt, das Gute durchzusetzen, ohne von hn v Dalberg durch Machtprüche abgehalten zu werden. Churfürst und Churfürstin sind sich dieses schuldig, zum Beweiß: daß mein Hieherruf sich auf Kenntniß meiner Fähigkeiten, gründete.

* * *

Wie sich die Einnahmen aus seinen Stücken gestalteten, mag aus der Bilanz von „Rettung für Rettung“ ersehen werden. Die höchsten Bezüge hatte er aus Berlin mit 216 fl. Mannheim brachte 100 fl., Frankfurt 110, Wien 162; München, Prag, Dresden, Stuttgart, Breslau schwanken zwischen 32 und 64. Im ganzen kommt er auf 847 fl.; und das ist schon eine ganz leidliche Summe.

Durch den Reiz der Intimität anziehend, gibt Beck's Tagebuch Einblicke in persönliche und künstlerische Angelegenheiten und Fragen, und deshalb durfte wohl der glückliche Fund aus seiner Verborgenheit noch einmal vorgeholt werden.

Einträge der Familie Moscherosch in einem Heidelberger Studentenalbum.

Von Professor Dr. E. Bager in Offenburg.

Durch Zufall lernte ich ein Album eines Heidelberger Studenten aus dem Ausgang des 18. Jahrhunderts (1787 bis 1790) kennen, das verschiedene Beiträge von und über die Familie Moscherosch aus der Pfalz enthält. Die Besitzerin, Frau Baurat Amanda Schuler-Offenburg, hatte die Liebenswürdigkeit, das Buch mir zur Verfügung zu stellen; ich danke ihr vielmals dafür. Der ursprüngliche Besitzer war sichtlich Theologe und ein feuchtröthlicher Student. Seine Bekannten waren Studenten aller Fakultäten, ihre Einträge sind charakteristisch für die Zeit, und es wäre zu begrüßen, wenn das ganze Album mit seinen Bildern und Silhouetten vielleicht in der Mannheimer Altertumszeitung veröffentlicht würde. Die heutige Besitzerin würde es sicher zu diesem Zweck zur Verfügung stellen.

Das Büchlein ist in Leder gebunden mit ursprünglich schönem Golddruck, hat eine Breite von ungefähr 20 cm und eine Höhe von 11 cm. Leider sind einige Seiten herausgerissen, worunter hauptsächlich die Einträge der Moscheroschs leiden. Schon der erste überlieferte Eintrag Seite 2 ist von einem Moscherosch; er lautet:

Bald reißt uns des Schicksals Hand
fort ins weite fremde Land,
Freunde darum eilt zu mir
Und schreibt in dieß Namen-Buch hier
Eures Namens Denkmal ein,
Daß ich einst in grauen Jahren
Mich erinnere, daß wir waren
Freunde in der Wonne-Zeit.

Von Ludwig Carl Moscherosch dem Andenken seiner
Genossen und ihm wertgeschätzten Freunde gewidmet.

Heidelberg,
den 10ten Jenner
1787

Auf der Rückseite die Silhouette eines Pfarrers, die vielleicht Moscherosch darstellen soll.

Seite 54:

Fac, ut ea discas in terris, quorum scientia tecum
perseveret in coelis.

Scriptit

In memoriam filii sui
Duchrothae d. VIII. octobris pater eius Ioh. Michael
MDCCLXXXVII. Moscherosch
Pastor reform. ibid.

Silhouette eines älteren Mannes

Seite 58—61 ist herausgerissen. Nach dem Inhaltsverzeichnis war auf Seite 61 ein Eintrag von einer Moscheroschin fr. (so). Auf Seite 60 ein Eintrag von Moscherosch Fried. Seite 163—164 ist verloren gegangen. Auf Seite 164 war ein Eintrag von Moscherosch Soph.

Seite 165:

Der stürmische abril gleicht einem
kleinen Kinde, das Weint und Wieder
lacht, bald blasen kalten (!) Winde,
bald ist der Himmel hell, bald ist
die erde Weis von dem gefalnen
schnee, bald schmelzt das harte eis.
Catharina Magdalena Moscheroschin in Duchroth,
den 6ten abril 1787.

Seite 110:

Die brüderliche Liebe sey herzlich.

Rom. XII. 10.
D. 22ten Nov. 1790.

Zum Steten Andenken von meinem Bruder
J. Christ. Moscherosch, Pfarrer zu
Annweiler im Zweibrückischen.

Seite 240—241 ist herausgerissen. Nach dem Inhaltsverzeichnis war auf Seite 240 ein Eintrag von Moscherosch Fr. An(n)w(eiler).

Nach all diesen Aufzeichnungen war diese Linie Moscherosch sichtlich mit unserem Dichter verwandt; die Vornamen der in dem Buch erwähnten Moscheroschs stimmen mit den bekannten Moscheroschs überein. Man sollte der Sache nachgehen. Vielleicht entdeckt man noch einiges zur Biographie des Satirikers und seines Sohnes Bogislav.

Kleine Beiträge.

Zwei Briefe Jfflands an Dalberg 1784/85. In „Charis“, Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser (gedruckt bei F. Kaufmann Wwe. Mannheim), veröffentlicht der Herausgeber Friedrich Karl Febr. von Erlach in Nr. 74 vom 21. Juni 1823 folgende zwei Briefe Jfflands an den Freiherrn von Dalberg, Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters (Originale in Cgm 4830 der Staatsbibliothek in München):

I.

Mannheim, den 5. Nov. 1784.

Euer Excellenz! Der Gewinn, den Ihre Gnade mich machen läßt, ist sehr beträchtlich, aber die Eigenheit, die Art, der Edelmuth, die Herzengröße, womit Sie mir das Geschenk machen, setzt mich in Rührung und Bewunderung.

Ich bekenne, daß die Kälte, womit das Publikum geizern den aufnahm, den es doch seinen gerngesehenen Schauspieler nennt, daß mir diese eine schlaflose Nacht und bittere Träume, gekranktem Ehrgefühl gewidmet, kostete*.

Das Nichtberauskommen war nicht Schuld an dieser Kälte. Ich war von den Graden dieser Stimmung unterrichtet. Es ist ein unleugbarer Satz, daß aller Enthusiasmus der Mannheimer Strohfeder ist. Und doch unterscheide ich. Die Volksklasse ist durchaus die bessere. Zum Volk zähle ich jeden, der durch Nichtverlängerung seines Herzens, Simplicität seiner Aeußerungen sich ankündigt.

Civil-Parterre und Gallerie waren voll. Das Militair kommt und kam bei mir obnehin nie in Betracht. Aber was mich über mein Urtheil berichtigte, waren die Logen. Die mittleren, die — ich will sie die der disinguirten Gattung nennen — betrug sich kläglich: Stolz, Kälte, Dünkel und Vorurtheil sind die Farbe dieser Klasse, die durchaus hier stärker befeht ist, als irgendwo. Diese Leute machten das Vacuum des Hauses aus. Und von diesen ist in Sachen des Geschmacks und Herzens nie etwas zu hoffen. Es ist meine Pflicht, das Publikum überall zu studieren, und, was ich hier sage ist Resultat für: brüger mühsamer Beobachtung. Beleidigtes Ehrgefühl war mein Gram, nicht verfehltes Interesse. Ihre Exc. haben mich für das eritere großmüthig, für das letzte ganz entschädigt. Verhatten Sie mit einem Dank zu wiederholen, den ich in jedem Vorfall so heilig fühlen werde, als heute.

Euer Excellenz

unterthänigster Jffland.

II.

Mainz, den 29. Jänner 1785.

— Warlich, man muß Mainz geliebt haben, um Mannheim zu lieben. Ich liebe den General Othen, ich schätze den Professor Klein, ich will mich freuen, wenn Frau von J. . . . uns ewig den Rücken wendet, das laute Säbren des Monsieur S. . . . M. . . . ist himmlische Musik gegen — das, was ich in Mainz sah! die Häupter der rothen Domherrn leuchteten aus den finstern Capernen dieses Tempels der Tobalia, der einem Christmarkts-Palast so ähnlich ist. Neu öffnet mit Papierfächern warteten sie in den bezüglichen Szenen der Verdauung des Fasttages ab. Schlafend oder mit inerten Augen auf einen leeren Fleck sah ich diese gloriwürdige Versammlung des h. römischen Reichs in der Wade zerstreut. — Die Frauenzimmer sorgfältig en face gegen Logen und die Verfechter der Mutter Gottes, in weiß und die Farbe der Hoffnung gekleidet:

* Am 4. November 1784 wurde zu Jfflands Benefiz sein Schauspiel „Die Mündel“ gegeben.

die andere Partbie der Damen trug auf ihrem Toilettenarrangement deutlich das Jahr 1769. Dämmerung des Geistes schien noch wie zu Leopolds des Großen Zeit! O! wie sehne ich mich nach Mannheim und nach unserer Bühne, wie nach einer Geliebten. Mainz ist ein entsetzlicher Ort. Die Menschen, fast alle, sahen aus, als ob sie den Kreis um Olavides geschlafen hätten. Das Hospital St. Rochus drückt gegen die Kezer, Jsenbil ist verbannt, Pater Hellersdorf prorektor perpetuus, und Anzelmann spielt Liebhaber. Wenn die Silberflotte nur nicht an dem gefährlichen Cap de la caisse zerstreut wird —

Ich bitte Gott mit Eifer für die Erhaltung der Kunstliebe Euer Excellenz und unserer Bühne. Mainz hat mich erschreckt.

Euer Excellenz

unterthänigster Jffland.

Der Pritschen-Peter, Hofnarr des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz. Karl Friedrich Flögel erwähnt in seiner „Geschichte der Hofnarren (Eiegnitz und Leipzig 1789) S. 271 den Hofnarren des Mannheimer Stadtgründers Friedrich IV., Kurfürsten von der Pfalz (1597—1610).

„Pritschen Peter“.

Dieser Mann lebte als lustiger Rath bei Friedrich IV. Churfürsten von der Pfalz, und war ein witziger Kopf.

Der Churfürst war einst unwillig auf ihn, und sagte: Peter, du mußt mir den Hof räumen. Ich bin es zufrieden, antwortete Peter, aber laßt mich von der Silberkammer anfangen.

In einem Wirtshause zu Heidelberg junden diese Worte angeschrieben:

Wer vor zwanzig Jahren nicht schön,
Vor dreißig Jahren nicht stark,
Vor vierzig Jahren nicht witzig,
Vor fünfzig Jahren nicht reich,
an dem ist alle Hoffnung verlohren.

Dieses las einer Pritschen Peter vor, welcher darauf antwortete: so ist an mir alles verlohren. Schön bin ich nicht, das seht ihr wohl; stark bin ich nicht, das weiß ich wohl. Klug bin ich nicht, sonst wer ich kein Pritschen Peter. Reich bin ich nicht, sonst trauten mir die Wirth eine Kanne Wein, welches sie nun nicht thun. Darum mag mir Gott und mein gnädiger Herr helfen¹.

Einer hieß den Pritschen Peter einen Narrenfresser; dem antwortete er: es ist Wunder, daß du noch lebst; oder du mußt nicht lange zu Hofe, und in der Stadt gewesen seyn.

Ein anderer sagte zu ihm: ich wollte, daß du entweder ein ganzer, oder gar kein Narr wärest, so könnte man besser mit dir zu recht kommen: dem antwortete er: gib mir deinen Witz zu dem meinen, so bin ich ein ganzer Narr.

Als ihn einer fragte, warum die Narren keine Weiber hätten, oder wenn sie welche hätten, sie doch keine Kinder bekämen? sagte er, weiß du das nicht; die Welt ist so voll Narren, daß keine mehr nötig sind.

Ein Höfling fragte ihn, wenn er wolle witzig werden? dem antwortete er: wenn du wirtz nüchtern werden, und das Saufen lassen².

Heinrich Singenichs Todesjahr. Als das Todesjahr des Kupferstechers Heinrich Singenich findet man gewöhnlich 1812 angegeben. Durch die freundlichen Bemühungen des Herrn Prof. Dr. A. Seyler, Konservators der Graphischen Sammlung in München, ist nunmehr einwandfrei festgestellt, daß Heinrich Singenich laut Eintrag im polizeilichen Sterberegister der Stadt München dort am 20. Februar 1850 im Alter von 78 Jahren verstorben ist. Der Eintrag im Sterberegister der evangelischen Kirchengemeinde München hat nach Mitteilung des Evang. Kirchengemeindeamts

¹ Weidners Apophthegmata, Tbl. III. S. 326.

² Ebenda S. 359.

München an die Direktion des pädtischen Schloßmuseums Mannheim folgenden Wortlaut:

„Samstag, den 20. (zwanzigsten) Februar morgens 7½ Uhr gestorben und am 22. ejusd. begraben

Heinrich Singenich

Hofkupferstecher dahier. Krankheit: Alterschwäche und Blutfluß. Alter 78 Jahre.“

Damit ist die von Dr. A. Beringer (abweichend von seiner Angabe in der Allgemeinen deutschen Biographie, Band 54, 1908 S. 367) gemachte Mitteilung, daß Singenich nicht 1812, sondern erst 1850 verstarb, bestätigt.

Zeitschriften- und Bücherschau.

„Pfälzische Forst- und Jagdgeschichte“ von Johann Keiper, VIII und 280 Seiten stark mit zwei Uebersichtskärtchen, sechs Anhängen und zwei Zugaben als XIII. Band im Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1950 erschienen, so betitelt sich das in der Dr. Eugen Jaeger'schen Buchhandlung zu Speyer erhaltliche neueste Geschichtsbuch, das eine in der heimatischen Literatur der Pfalz bis jetzt unangenehm empfundene Lücke auszufüllen bejrebt ist. Hier wird zum erstenmal in zeitlichem und sachlichem Zusammenhang die Entwicklung des pfälzischen Forst- und Jagdwesens von einem pfälzischen Fachmann in übersichtlichem Zusammenhang und in gemeinverständlicher Fassung mit weiterem Rahmen dargestellt. Das vielfach auf archivalischen Quellen beruhende Werk verdient bei dem billigen Preis von 6.50 M broschiert von Priveten, Behörden, Bürgermeisterämtern und Schulen angeschafft zu werden, behandelt es doch den auch kulturgeschichtlich beachtenswerten Zweig unserer pfälzischen Volks- und Staatswirtschaft in einem Lande, das wie die Pfalz zu zwei Fünftel seiner Gesamtfläche mit Wald bedeckt ist.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle-Heidelberg. 4. Jahrgang 1950, 1. Hft. (Konkordia AG. für Druck und Verlag, Bühl-Baden.) — Der erste Aufsatz von Professor Dr. Karl Bock: Weihnachten in der Provence, entwirft ein lebendiges Bild der volkskundlichen Vorstellungen, die die Erzählungen von der Kindheit Jesu in der Phantasie des Provenzalen wachgerufen haben, und ist ein wertvoller Beitrag zur kirchlichen Volkskunde. Bock zieht zum Schluß Parallelen zwischen diesen französischen Bildern und der Vorstellungswelt des Arbeiters aus dem Erzgebirge. Zahlreiche Bilder sind eine willkommene Beigabe. Euse Kröger, eine Schülerin des verstorbenen Heidelberger Professors Franz Boll, gibt einen lehrreichen Einblick in die Handsekkunst oder Chiromantie und führt in ihre Anfänge zurück, die zum Teil in der Lehre der alten Pythagoreer verankert waren. Auch dieser Aufsatz wird durch Bilder erläutert, die teilweise antiken Handschriften entnommen sind. In das Gebiet des Volksliedes führt Ernst Hermann Meyer's Aufsatz: Gesungenes Kulturgut? Meyer erweist an Hand vieler Melodien und ihrer Abwandlungen, daß Eieder im Volksmunde nicht nur willkürlich zerjungen, sondern oft sinnvoll umgestaltet werden. Für die musikalische Gestaltung des Volksliedes ist dieser Aufsatz von großer Bedeutung. Nimmt man dazu die Zusammenstellungen des Herausgebers S. 70 ff. über das Volkslied, so wird dies Hest jedem Volksliedforscher sehr willkommen sein. Heiner Heimberger veröffentlicht aus alten Urkunden in Adelsheim (Baden) Mittel gegen Zahnschmerzen. Heinrich Hoppe beschreibt Jahresbräuche aus Bobstadt im badischen Frankenlande, Hans Rohrer veröffentlicht Volkskundliches von der Bienenzucht in Steiermark, Kirchenrat Hermann Vischer gibt in seinen Ausführungen über das Tempelhaus in Nedarels, das fälschlicherweise Tempelhaus genannt wird, wichtige Aufschlüsse aus dem Grenzgebiet der Geschichte und Volkskunde.

Der während des badischen Aufstandes 1848/49 im badischen Generalstab 1913 Hauptmann Carl Freiberg von Hardenberg, der 1914 im hohen Alter in Kreisruhe starb, hat eine große Sammlung von Originaldrucken und zeitgenössischen Abbildungen, Karikaturen und Porträts zur Geschichte des Jahres 1848/49 hinterlassen. Die Sammlung ist in den Besitz des Antiquariats Ernst Carlebach, Heidelberg, übergegangen und gelangt am 1. Dezember zur Versteigerung. Der illustrierte, mit fassimiles der Titel von Flugblättern und Gelegenheitsdrucken verichene Katalog verzeichnet über 500 Titel über die deutschen Einheitsbejreibungen, das Hambacher Fest, Preßfreiheit, Revolution 1848/49 und hauptsächlich den Aufruhr und Umjurz in Baden und der Rheinpfalz.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz

Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Bezugspreis für Nichtmitglieder jährlich 10 RM. — Einzelheft 50 Pfg. bis 1 RM. — Zusendungskosten werden besonders berechnet.
Semruf: 29717 — Postfachkonto: Karlsruhe 24607 — Bankkonten: Darmstädter & Nationalbank, Depostenkasse Heidelbergerstraße — Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale Mannheim.

XXXI. Jahrgang

Dezember 1930

Nr. 12

Inhalts-Verzeichnis.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein. — Vereinsveranstaltungen. — Aus den Briefen der Kurfürstin Elisabeth Augusta an ihren Schwager Clemens Franz. Von Museumsdirektor Professor Dr. Friedrich Walter. — Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Architekt Johannes Fischer. — Aus den französischen Revolutionskriegen. Von Oberforstverwalter E. Zimmer. — Wilibald Alexis über Mannheim und andere badische Städte. Von Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker. — Kleine Beiträge.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein.

Aus der Ausschussung vom 3. Dezember 1930: Der langjährige und hochverdiente Vorsitzende des Mannheimer Altertumsvereins, Geheimer Hofrat Wilhelm Caspari, ist von seinem Amt zurückgetreten. In einem Schreiben an den Vorstand hat er mitgeteilt, daß er seinen Wunsch, jüngeren Kräften Platz zu machen, nicht mehr länger zurückstellen könne. Dieser Entschluß wird nicht nur im Mannheimer Altertumsverein, sondern ganz allgemein lebhaftes Bedauern auslösen. Mit Geheimerat Caspari, der seit 1892 dem Vorstand des Altertumsvereins angehörte und seit 1914 Vorsitzender des Vereins war, verläßt eine Persönlichkeit ihren Posten, die sich in Mannheim und weit darüber hinaus der größten Beliebtheit erfreut und mit den heimatsgeschichtlichen Bestrebungen aufs innigste verbunden ist. In dankbarer Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste und in der Absicht, Herrn Geheimerat Caspari auch für die Zukunft aufs engste mit dem Verein zu verbinden, hat der Vorstand den scheidenden Vorsitzenden zum Ehrenvorsitzenden des Vereins ernannt. Zum Nachfolger von Geheimerat Caspari als Vorsitzender ist Rechtsanwalt Dr. Florian Waldeck gewählt worden.

Der engere Vorstand des Mannheimer Altertumsvereins wurde neu gewählt und setzt sich künftig aus folgenden Herren zusammen: Dr. Waldeck Vorsitzender, Museumsdirektor Professor Dr. Friedrich Walter und Dr. Fritz Basser mann stellvertretende Vorsitzende, Professor Dr. Alfred Caroli Schriftführer, Dr. h. c. Joseph Dögele Rechner.

Ueber das Weitererscheinen der Geschichtsblätter und die Aenderung des Formats der Zeitschrift wurden in der Ausschussung die erforderlichen Beschlüsse gefaßt. — Der Ausschuß spricht Fräulein Stoll den Dank aus für das auf ihre Veranlassung und unter ihrer Leitung herausgegebene „Alt-Mannheimer Quartettspiel“, das allseitig große Anerkennung und einen starken Absatz gefunden hat. Der Vorzugspreis ist aufgehoben. Für den kleinen Rest der Auflage beträgt der Preis 2 Mk. — Als Geschenk erhielt der Verein von Herrn Walter Goerig einen aus der Zeit der Befreiungskriege stammenden kleinen Federhalter mit Kapseln für Tinte und Sand; ferner von der Familie des verstorbenen Baumeisters Friedr. Lehr ein Oelbild aus den 1880er Jahren.

das die Sage von einer angeblichen Hinrichtung im Keller des hiesigen Schlosses zur Zeit des Kurfürsten Carl Theodor darstellt. — Erworben wurde ein Schriftstück mit der Unterschrift des Malers Seekatz, die 1767 erschienene Dissertation Stephan von Stengels über das „Pantomtrum“ aus der Druckerei der Mannheimer Akademie der Wissenschaften, sowie einige andere Bücher.

* *

In einer feierlichen Zusammenkunft der Ausschußmitglieder und ihrer Damen am 16. Dezember wurde Herrn Geheimerat Caspari das Diplom seiner Ernennung zum Ehrenvorsitzenden überreicht und Mitteilung über die ihm zu Ehren beabsichtigte Prägung einer Porträtmedaille gemacht.

* *

Der Rektor der Universität Heidelberg, Herr Professor Dr. Karl Meister, hat sich freundlichst bereit erklärt, seine Rektoratsrede über „Die Tugenden der Römer“ im Kreise des Mannheimer Altertumsvereins Freitag, den 9. Januar im großen Saale der Harmonie zu wiederholen. Der für Januar angekündigte Vortrag von Dr. Waldeck über „Die Persönlichkeiten der Mannheimer Acht und vierziger“ wird verschoben.

* *

Dem vorliegenden Hefte ist Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des 31. Jahrganges der Mannheimer Geschichtsblätter beigelegt. Mit der Januar-Nummer des neuen Jahrganges 1931 wird die vom Ausschuß beschlossene Aenderung des Formats durchgeführt.

* * *

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Schubert, Dr. Julius, prakt. Arzt, Seppelstraße 22.
Schulz, Dr. Guinar, Rechtsanwalt, Kadnerstraße 7.
Neumann Haardt, Gohler, Dr. Heims, Neptunplatz 7.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Arbeidt, Frau Ida.
Groß, Jakob, Metzgermeister, Stadtrat und Präsident der Handwerkskammer.

Vereinsveranstaltungen.

Aus der Welt des spärlichen Faubermagiers berichtete in einem gut besuchten Vortrage am Montag, 10. Nov. Prof. Dr. K. Preißendanz, Oberbibliothekar an der Landesbibliothek in Karlsruhe, der durch seine Papyrusforschungen auch mit diesem dunkeln Gebiete des Altertums in engere Berührung gekommen ist. Neben den Fauberkünsteleien handfertiger Gaukler hebt die schwarze Kunst der eigentlichen Magie, die sich auf den tief eingewurzelten Aberglauben der großen Menge stützt. Die unzähligen, noch heute vorkommenden Beispiele von Menschen, die mit Religion und Moral Schiffbruch gelitten haben, weisen uns dabei in zeitlose Tiefen der menschlichen Seele in denen, durch Tradition

und auch Literatur verbunden, der moderne Aberglaube unmittelbar lebendig neben dem früherer Jahrtausende steht, vom Naturbeifkündigen mit seinen strengen Beobachtungen magischer Gesetze in seiner Praxis angefangen. Verständlich werden also diese Irrwege menschlichen Denkens von heute nur auf dem geschichtlichen Hintergrund, der über Byzanz in das griechisch-römische Altertum zurückführt, aus dem die alten Vorschriften teilweise wieder für die modernen Praktiken raffiniert zurechtgeschnitten sind. Im Altertum aber wurde das erst lebendig, als die alten großen Götter ihre lebendige Kraft verloren und die Herrschaft an ein Heer von Geistern und Dämonen abgetreten hatten, die nicht nur auf griechischem Boden gewachsen waren, sondern ihre Heimat oft im fernen, noch jetzt für Magie und Vision sehr empfänglichen Orient hatten. In der religiösen Mischkultur des Mittelmeergebietes nach Alexander dem Großen floß jetzt alles zusammen, je unbekannter der Sinn, um so zauberkräftiger die Namen. Die ältesten praktischen Beweise für die Magie sind Bleiplättchen mit Verwünschungen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., während die gleich von Verfassern der verschiedensten Nationen stammenden Zauberrezepte erst im 1. Jahrhundert n. Chr. für uns beginnen, bis sogar die Magie auch in die Philosophie einzog und eine ausgearbeitete Dämonologie veranlaßte. Kein Wunder also, daß auch die ältesten Christen mit Hereinziehung ihrer Glaubensgehaltene Christus, Maria usw. fleißig zauberten! In einem zweiten Teile ging der Vortragende dann näher auf die eigentliche Zauberei mit Hilfe mit Büchern und Rezepten ein, die mit ihrer Praxis die breiteste Masse zu befriedigen hatten; Bedürfnisse und Motive sind dabei im Altertum wie im Volksaberglauben des Mittelalters die gleichen, weil das menschliche und allzumenschliche sich immer gleichbleibt, trotz der Gewissensbedenken mit Hölle und Satan, die die Kirche dabinsterstellte; immer wieder finden die verschiedensten Zwecke und Nöte des Lebens die Zauberei in ihren Diensten. Eine Reihe von Lichtbildern aus dem bunten Reiche der schriftlichen und bildlichen Ueberslieferung veranschaulichten diese aus tiefer Sachkenntnis geschöpften Ausführungen, Darstellungen aus dem neu erworbenen illustrierten Zauberpapyrus von Oslo ebenso wie länger bekannte, unter denen der Zaubertisch von Pergamon in den Staatlichen Museen in Berlin wohl einer der schönsten Funde ist, und gaben eine Vorstellung von den kunstvollen unaussprechlichen Zauberworten und den schwer enträtselbaren Charakteren und Zauberzeichen. So wäre es gar nicht uninteressant, wie der Vortragende meinte, einmal eine Séance abzuhalten, in der ein routinierter Sachmann die Gaukeleyen und Zauberkunststücke seiner antiken Kollegen und Vorgänger demonstrierte.

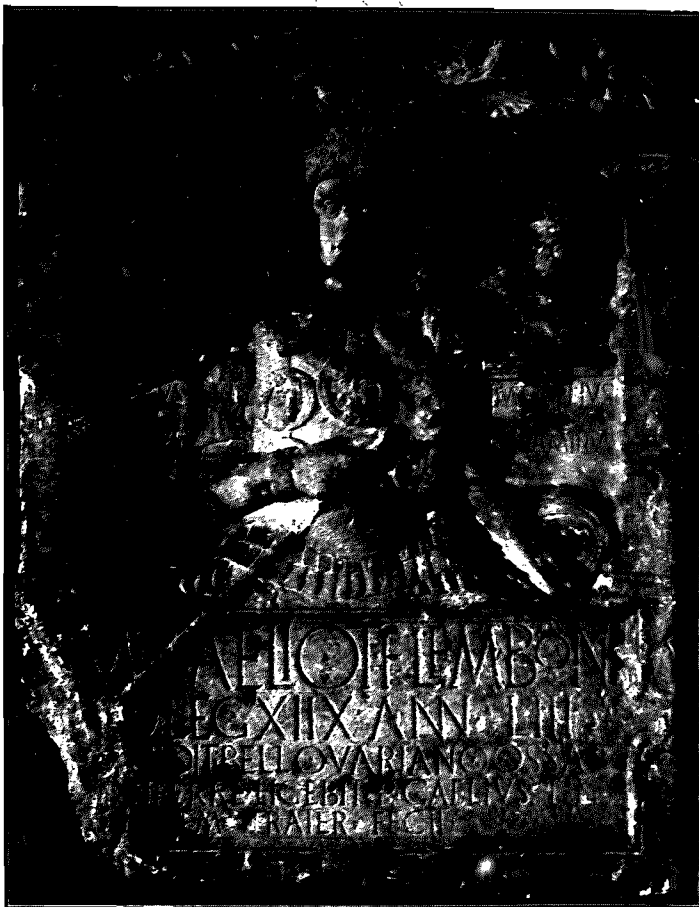
H. G.

Noch immer liegt über die Wertlichkeit der Schlacht im Teutoburger Walde, dieses folgenschwersten Ereignisses am Anfang der deutschen Geschichte, ein undurchdringlicher Schleier. Nur ein Denkmal ist uns geblieben, das einem in der Schlacht gefallenen Centurio M. Caelius aus Bologna in seiner Garnison Vetera bei Xanten am Rhein errichtet und beim heutigen Dorfe Birten, wo wohl der Soldatenfriedhof gelegen hat, wiedergefunden ist. Dort haben ihn Renaissance und Humanismus, die von Holland her übergriffen, nach Klebe gerettet, von wo der Statthalter Moriz von Oranien ihn neben anderen römischen Denkmälern in einem großen Mauerhalbgrund um seine Grabtumba in seinem Schloßpark einbauen ließ. Aus dessen Verfall hat ihn schließlich der Staatskanzler Hardenberg 1820 mit ihrem noch heute beachtenswerten Begleitschreiben der neu gegründeten Universität Bonn geschenkt.

Diesen frühesten aller römischen Grabsteine auf deutschem Boden erläuterte in einem fesselnden und wirkungsvollen Vortrag („Ein Denkmal der Varusschlacht“) Freitag, 5. Dezember Dr. Max Siebourg, der jetzt als Honorarprofessor an der Bonner Universität, als der einzigen des Deutschen Reiches, einen Lehrauftrag für römisch-germanische Altertumswissenschaft hat.

Es muß ein hervorragender Soldat gewesen sein, der auf dem Grabrelief mit dem ganzen Oberkörper dargestellt ist; denn ihn zieren nicht nur die gewöhnlichen Orden auf der Brust für hohe Tapferkeit, sondern auch der Eichenkranz um die Stirne, die höchste Auszeichnung, eine Art Orden pour le mérite, auf den auch Augustus

zeitlebens stolz gewesen ist. So vermag dieser tapfere römische Offizier uns auch menschlich näher zu treten, wie er mit seinen gleichfalls gefallenen Burschen noch von seinem durch den Bruder über einem Leertgrab errichteten Grabstein auf uns herabsieht. Wiewohl



Grabstein des Marcus Caelius.

er unser Feind gewesen ist, müssen wir ihm doch die höchste Achtung zollen, ganz anders als seinem Oberbefehlshaber Varus, der alles andere denn ein Soldat gewesen ist, und den der Zusatz der Grabinschrift, daß Caelius im varianischen Kriege gefallen sei, vor Mit- und Nachwelt ewig brandmarkt. Dadurch wird der Caeliusstein aber auch zu einem nationalen Denkmal, das auf dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der letzten zwölf Jahre am Rhein eine besonders eindringliche Sprache zu uns redet.

Reicher Beifall folgte dem Vortragenden, als er mit diesen Empfindungen seine so mancherlei neue Ausblicke eröffnenden Darlegungen schloß.

H. G.

Aus den Briefen der Kurfürstin Elisabeth Augusta an ihren Schwager Clemens Franz.

Mitgeteilt von Museumsdirektor Prof. Dr. Friedrich Walter.

Das bayerische Geh. Hausarchiv in München verwahrt unter Nr. 820 zwei Päckchen Originalbriefe der Kurfürstin Elisabeth Augusta an ihren Schwager Herzog Clemens Franz von Bayern aus den Jahren 1745—1770.

Die Hochzeit des Herzogs Clemens Franz mit Maria Anna, der Schwester der Kurfürstin, hatte 1742 gleichzeitig mit der ihrigen stattgefunden. Ton und Inhalt dieser Briefe lassen auf ein sehr intimes und sehr herzliches Verhältnis der beiden Verwandten schließen; Elisabeth Augusta verfiel ihren Schwager immer wieder ihrer besonderen Zuneigung. Aus dem nicht nur persönlich, sondern auch kulturgeschichtlich bemerkenswerten Briefwechsel werden hier

Proben mitgeteilt. Einige Auszüge hat bereits Karl Kreuter in seiner 1914 erschienenen Schrift „Kurfürstin Elisabeth Auguste von Pfalz-Bayern“ S. 34–36 veröffentlicht.



Elisabeth Augusta, Kurfürstin von der Pfalz,
nach einem Stich von Egid Verhelst.

Die abgebildete Schriftprobe der Kurfürstin stellt nach dem hier befindlichen Original einen Brief Elisabeth Augustas vom 21. Mai 1783 an den Herzog Carl von Pfalz-Zweibrücken dar.

Manheim le 30 avril 1743

... nous avons a tout moment des parties de plaisir hier nous avons été a Lambsheim chez la Haack, ou il y a le plus beau jardin du monde, j'ay bien pensé a V. A. en m'y promenant; apres demain nous irons a Herresheim¹ chez Dallberg qui a une femme tres aimable pas si jolie que sa soeur la Ostein ...

(Brand in der Nähe des Palais Hillesheim, Jagdunfall des französischen Gesandten Tilly usw.)

Mannheim, 7. Juni 1743

Dieser Brief enthält hübsche Episoden, u. a. Ausflug nach der Petersau bei Rogheim.

Mannheim 18 juin 1743

... la femme peintre de mayence est arrivé ainsi je me fais peindre a tout moment qu'il ne me reste point de tems a vous écrire vous en serez dedommagé en recevant mon joli portrait, j'ay acheté le votre en grand pour cinque florins, l'Electeur l'a fait copier en mignature, car il vous ressemble si bien qu'il me parassoit que je devez vous parler ...

Schwetzingen 6 Juillet 1743

... tout le chateau de Manheim etant en dessus dessous parce que nous voulons changer de quartier ...

Mannheim 15 juillet 1743

Die Kurfürstin hat ihr liebes Schwetzingen vorübergehend verlassen, um im Mannheimer Schloß ihre neue

¹ Das Dalbergische Schloß Herrnsheim bei Worms, jetzt im Besitz des Freiherrn von Heyl. In Lambsheim war die Familie des Freiherrn von Haack begütert. Die damals in Herrnsheim wohnenden Dalbergs waren die Eltern des erst 1750 geborenen Intendanten des Nationaltheaters Wolfgang Heribert von Dalberg: Franz Heinrich Frhr. von Dalberg (geb. 1716, gest. 1764), kurpfälzischer Oberamtmann von Oppenheim, bischöflicher Statthalter von Worms, seit 19. März 1745 vermählt mit Sophia Maria Anna Gräfin von Elz-Kempenich (geb. 1722, gest. 1765). Grabsteine des Ehepaares in Herrnsheim. Frhr. Franz von Dalberg war vom Februar 1743 bis Mai 1744 Intendant der kurpfälzischen Hofoper.

Wohnung zu beziehen. Herrichtung der Räume nach Carl Philipps Tod und der Thronbesteigung Carl Theodors.

... j'ay deu me loger dans l'appartement de l'impératrice jusqu'a ce que les apartemens de l'Electeur de Cologne soient prêts ou je me logerez pour toujours, l'Electeur restera dans les chambres de feu l'Electeur, avec le tems quand nous aurons le plaisir de vous voir une fois vous trouverez le chateau entierement changé, les cabinets seront dans les deux², qui ne sont pas encor achevée où je me trouve actuellement, je crois que vers le mois septembre le tout sera fait pour l'homage³, l'Electeur se fait faire une chambre d'audience des plus superbe de velour cramoisi galonné d'or, la chambre ou l'Electeur est mort⁴, sera réparée dont la moitié sera pour les femmes de chambre et l'autre pour l'entrée incognito de l'Electeur ...

Manheim, le 8 aout 1743

... pour moy je me divertie a merveille, lundy nous avons été chez le grand ecuyer⁵, pour voir le feu d'artifice qu'on a fait a l'occasion de la statue qui a été erigé sur la place de parade⁶; il avoit le nom de l'Electeur et le mien avec les vivat très bien exprimé, et dans les 4 bassins ou l'on fera des jets d'eaux avec le tems il sautoit du feu c'étoit tres joli a voir toute la ville étoit sur cette place et l'Electeur et moy nous etions placée sur le balcon, toute l'aprèsdiné nous avons dansé et aujourd'huy nous irons a ilbesheim⁷, aussi pour danser, nous attendons a tout moment la nouvelle que les autrichiens se retire vers la moselle pour pouvoir retourner a Schwetzingen et de la faire un tour pour 15 jours a Lautern, les françois viennent de retourner a Spire, ou ils commettent beaucoup d'excès ...

Manheim le 29 octobre 1743

... je suis logée a présent comme une princesse, il me paroît etre en paradis, j'ay 2 cabinets qui font les delices de ma vie, nous avons icy beaucoup d'étranger il en viendra encore d'avantage pour la St. Charles⁸ dont la fête sera tres magnifique ...

* *

In den Jahren nach 1744 wird der Briefwechsel dünner und konventioneller.

Schwetzingen ce 30 juin 1760

... vous me demandez des nouvelles auxquelles je ne puis repondre, depuis que ma soeur⁹ s'est mise en retraite je n'ay receu qu'une seule lettre d'elle et pour ce qui regarde mon neveu max¹⁰ l'Electeur ne s'est pas décidé encore sur son sort ...

Manheim ce 11 de Fan 1766

... nous avons icy un froid terrible et tel que l'année neuf, le rhin est fermé, je conte le passer au premier jour

² Ihre beiden Kabinette, hinter dem wird wohl chambres zu ergänzen sein. Das Quartier des Kurfürsten von Köln im Hauptgeschloß nördlich von der Wallbüchsenstraße; das kaiserliche Quartier die Prunkräume im Ostflügel des Mittelbaues.

³ Die Kuldbüchse in Mannheim hatte wegen der Hofstraner noch nicht stattgefunden. Sie erfolgte erst am 29. April 1744.

⁴ Die Lage des Sterbezimmers des Kurfürsten Carl Philipp im westlichen Teil des Mittelbaues ist nicht bekannt.

⁵ Oberstallmeister von Oberndorf, dessen Haus in O 2 am Paradeplatz stand.

⁶ Die von Düsseldorf nach Mannheim verbrachte, von Bibiena aufgestellte Bronzegruppe von Gruppello.

⁷ Das dem Freiherrn von Hundheim gehörige Schloß Ilbesheim bei Mannheim.

⁸ Der Namenstag ihres Gemahls des Kurfürsten Carl Theodor am 1. November jeweils mit großen Festlichkeiten gefeiert.

⁹ Franziska, Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, die nach Sulzbach verbannt wurde, wo sie 1794 starb. Sie wurde als Mutter Max Josephs die Stamm-Mutter des bayerischen Königsbaues.

¹⁰ Max Joseph, Sohn Franziskas und Friedrichs von Zweibrücken, geb. 1756 in Mannheim, der spätere erste König von Bayern.

pour voir travailler tous les metiers, on a déjà commencé à faire un tonneau, ce grand froid nous empêche d'avoir l'opéra demain, notre carnaval va son train et malgré mes 45 ans je m'avis de danser quelques menuets, et je fais danser toutes les vieilles femmes, il faut s'amuser comme on peut, à notre âge . . .

Schwetzingen, ce 27 may 1766

. . . pour ce qui est des referendaires il est vray qu'il y en a 4. Bingen a le departement des duchés de Julich et Berg. Castell a le departement des finances. Stengel a le departement de Sultzbach et Neubourg. Cuntzmann a le departement du palatinat, des affaires de religion et de justice. Ces 4 Referendaires¹¹⁾ assistent à la conférence pour lire leurs relations chacun dans son departement, mais du moment qu'il est question des affaires d'état cela ne les regarde plus. voilà mon cher frère la chose telle qu'elle est actuellement . . .

Mannheim ce 8 9bre 1766

Mon cher frère je vous joins icy le libretto j'ose vous assurer que c'est le plus bel opera¹²⁾ que j'ay vu de ma vie tant pour la musique, qui est admirable que pour les décorations et les ballets, notre premier acteur est excellent et très belle voix, notre petit benedetti¹³⁾ nous a étonné puis que c'est la première fois qu'il se présente au Theatre . . .

Mannheim ce octobre 1767

(Sie zieht die Einsamkeit den großen Gesellschaften vor, die sie langweilen.)

. . . je suis charmée d'avoir quitté ce maudit Schwetzingen¹⁴⁾ qui est l'endroit où arrive tous les malheurs possibles. c'est icy où je vis à mon aise . . .

Mannheim, ce 18 octobre 1767

. . . je suis grace à Dieu toujours seule et je n'ay diné encore que 3 fois à table; avec cela je ne veux pas empêcher par ma triste figure la gaieté des autres, je sens plus que jamais la perte cruelle que j'ay faite, elle est irréparable¹⁵⁾, car l'on ne trouve pas toujours l'égalité d'humeur et de caractère et la conformité des sentimens, chose essentielle pour former une amitié solide et durable. Mais c'est assez moraliser, pardonnez moi je vous prie, je parle à un frère que j'aime et duquel je me flatte d'être aimée, ainsi je parle avec confiance . . .

Mannheim ce 9 de l'an 1768

. . . je crois que vous jugez bien que ce n'est pas toujours le premier rang qui rend heureux, que ne puis-je vous parler une fois je pourrai m'expliquer bien plus clairement, car je ne me fie pas à la plume, vous apprendriez bien des choses qui vous étonneraient, mais ce tems viendra, et alors je parleray à mon aise . . .

^{10a)} Das damals angefertigte Faß ist jetzt im Speyerer Museum. Ein anderes von 1740 im hiesigen Schlossmuseum. Vgl. Mannheimer Geschichtsblätter 1928, Sp. 19.

¹¹⁾ Der Adel intrigierte gegen diese sog. „bürgerlichen Minister“, wie Traitteur in seiner ungedruckten Carl-Theodor Biographie (München, Geh. Hausarchiv) berichtet. Sie vertraten in der Ministerkonferenz selbst ihre Respijate.

¹²⁾ Die Oper „Alessandro nell'Indie“, komponiert von dem Neapolitaner Majo; vgl. Walter, Theater und Musik am kurpfälzischen Hofe, S. 155 ff.

¹³⁾ Der neu engagierte Benedetti, der 1766 debütierte, war Sopranist der Hofoper; er sang den Gandarte. Den Alessandro sang der Bassist Souca, den Poro der Sopranist Giorgetti, die Cleofide Mad. Dorothea Wendling, die Erifjena Mlle. Elisabeth Wendling. Der obige Brief bereits im Auszug bei Walter, a. a. O. S. 158.

¹⁴⁾ Das früher ihr „aimable Schwetzingen“ war; sie besaß ihr Lustschloß Oggersheim. Unter den Erinnerungen, die ihr Schwetzingen verleideten, war ihre unglückliche Niederkunft am 28. Juni 1761 und die Untreue ihres Gemahls.

¹⁵⁾ Sie scheint auf das schlechte eheliche Verhältnis zum Kurfürsten anzuspielen.

Schwetzingen, ce 14 juin 1768

Je vous écris à la hâte cher frère, pour vous dire que le dux des Deux ponts arrive aujourd'hui icy et conte partir sans faute le 16 pour Munic accompagné de Max¹⁶⁾ que je vous recommande c'est un charmant enfant que vous aimerez surement. je conte partir demain pour oggersheim et y rester un mois pour prendre les eaux . . .

Der letzte Brief ist datiert Mannheim, 16. April 1770:

. . . je conte partir pour ma campagne¹⁷⁾ le 24 en meme tems que l'Electeur ira à Schwetzingen.

Oggersheim, ce 21 mai 1768.

Mon cher Neveu

Je ne mérite pas les remerciemens que vous voulez bien me faire pour les oranges, j'en suis trop flatté quand je trouve une occasion de pouvoir me rappeler à votre souvenir mon cher Charles. et à vous reiterer les assurances du tendre et inviolable attachement avec lequel je resterai jusqu'au dernier instant de ma vie

mon cher et bien aimé Neveu

L'ami commun
pardon de vos lettres
est à vos pieds.

un fidèle et servante
et servante
Christoph Auguste;

Eigenhändiger Brief der Kurfürstin Elisabeth Augusta an Herzog Carl von Zweibrücken — Oggersheim, 21. Mai 1768.

Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Johannes Fischer, Architekt in Adelsheim.

10. *)

Messen und Märkte.

A. Messen.

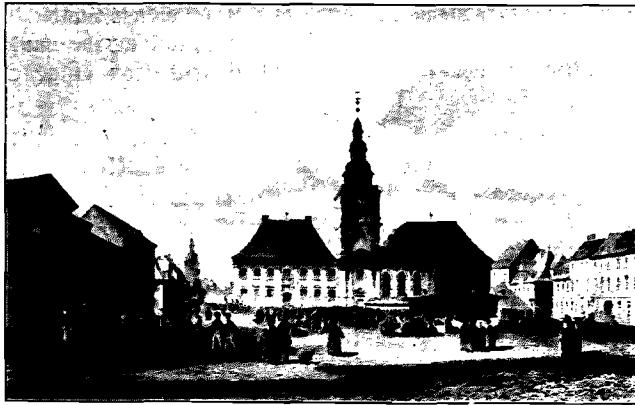
Wie heute noch, wurden jährlich zwei Messen abgehalten: Die „Maimesse“ und die „Herbstmesse“. Selbstverständlich waren früher die Verhältnisse, unter denen die Messen abgehalten wurden, ganz andere. Die Maimesse begann am 1. Mai und dauerte 14 Tage. Die Herbstmesse begann am

¹⁶⁾ Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, dem 1775 sein Neffe Karl folgte. Max ist der jüngere Bruder Karls, der nachmalige König Max Joseph.

¹⁷⁾ Oggersheim: die Sommeraufenthalte des kurfürstlichen Paares waren damals schon regelmäßig getrennt.

*) Siehe Jahrgang 1930 dieser Zeitschrift, Sp. 5, 137 und 196.

29. September — Michaelistag —, daher auch Michaelmesse genannt, und dauerte gleichfalls 14 Tage. Diese teilten sich wie heute noch in eine Verkaufs- und eine Schaumesse.



Marktplatz in Mannheim.

Stahlstich aus den 1850er Jahren von M. Kolb nach Zeichnung von J. Pozzi.

Die Verkaufsmesse war auf dem Paradeplatz, unterm Kaufhaus und auf den Planken untergebracht. Rings um den Paradeplatz standen an allen vier Straßenseiten je zwei Reihen Verkaufsbuden, zwischen denen sich die Messebesucher bewegten. Auf dem freien Platz hinter diesem Budenquadrat war der Geschirrmarkt. An den Außenseiten der Verkaufsbuden hatten die Bilderhändler ihre Auslagen — Schnüre, an denen die Bilder mit Klammern befestigt waren — angebracht.

Unterm Kaufhaus stand zwischen sämtlichen Bogenpfeilern — ausgenommen an den vier Ecken, die als Durchgänge dienten — je eine Verkaufsbude. Hier wurden hauptsächlich von Tirolern Handschuhe, sodann Galanterie- und Metallwaren feilgeboten. Außerhalb des Kaufhauses an den Straßen befanden sich kleine Verkaufsstände, Verkaufstische usw., an denen Kitt zum Flickern zerbrochenen Porzellans und Glases zu haben war; gekittete Teller und Platten hingen mit Steinen beschwert an Schnüren, um die Haltbarkeit des Kittes zu demonstrieren. Fleckenseife, Wurzeln gegen Zahnschmerzen u. dgl. wurden in marktschreierischer Weise zum Kauf angeboten. Für die Ladenlokale unterm Kaufhaus waren die Meßbuden keine Annehmlichkeit, da sie das Tageslicht so beeinflussten, daß die Ladeninhaber an trüben Tagen zu künstlicher Beleuchtung gezwungen waren.

Auf den Planken waren an der Seite zwischen Paradeplatz und P 1 rechts und links den Kastanienbäumen entlang Verkaufsbuden aufgestellt. Diesen folgten in der nächsten Straße zwischen O 2 und P 2 die Verkaufsstände der Pirmasenser Schuhhändler, deren Fabrikate damals noch in keinem guten Ruf standen und im Volksmund „Bermesenser Babbedeckelschuh“ genannt wurden. Zwischen D 1 und E 1 waren die Stände der Holzwarenerkäufer aufgestellt. An der Rückseite der Verkaufsbuden des Paradeplatzes — Straße gegen die Planken — hatten die Waffelbäcker ihren Standort, da deren Wagen, in denen sich der Backofen befindet, aus feuerpolizeilichen Gründen einen freien Standort haben müssen.

An der Rückseite der Verkaufsbuden der Plankenstraße gegen P 1, Ecke Breitenstraße, nahmen gewöhnlich die „Moritaten“ Aufstellung. Auf drei bis vier großen, nebeneinander aufgehängten Plakaten waren in der Mitte fast lebensgroß die Missetäter abgebildet und um dieses Bild herum in kleinen Einzelbildern ihr Lebensgang, ihr Verbrechen und die Sühne auf dem Schafott dargestellt. In der Regel besangen drei bis vier Personen unter schauerlicher Orgelbegleitung in herzerweichender Melodie die Schauermär. Waren einige

Verse gesungen, dann nahm der Leiter ein großes spanisches Rohr, klopfte einige Schläge auf die Plakate und begann mit lauter Stimme und großem Pathos die Schauergerichten unter Bezugnahme auf die Abbildungen zu erklären. Während des Gesangs und der folgenden Erklärung sammelten sich viele Neugierige an. Dies war der Moment, wo die gedruckten Mordgeschichten — gewöhnlich für einen Groschen — zum Kauf angeboten wurden. Wer nichts kaufen wollte, spendete eine Kleinigkeit, gewöhnlich einen Kreuzer, oft auch nur einen halben Kreuzer, Doppel genannt.

Außer den Moritaten hatten diese Leute auch noch lustige gedruckte Schlager, die gewöhnlich stärkeren Absatz fanden. So war beispielsweise in den Jahren 1862/63 bei der Damenwelt die Mode der „Krinoline“, auch Reifrock genannt, aufgekomen bzw. aus Paris eingeführt worden, eine Mode, die auf der Messe mit Spottliedern besungen wurde.

Die Schaumesse wurde auf dem Marktplatz G 1 abgehalten. An der Straße gegen H 1 mit der Front nach dem Markt standen die Schaubuden; die Karussells — Reitschulen genannt — an der Straße gegen G 2. Durch diese Aufstellung konnte sich viel Publikum ansammeln, da der Marktplatz genügend Raum bot. Bei den Schaustellungen spielten Wahrsagerinnen, Riesendamen, Wilde, Herkules und Panorama eine hervorragende Rolle. Die Karussells waren von großer Einfachheit, ohne Laufboden, oft auch ohne Wagen für Kinder. Die hölzernen Pferde hatten oft nur geringe Ähnlichkeit mit Iresgleichen. Kleinere Kinder wurden auf den Pferden festgebunden, damit sie beim Fahren nicht herunterfallen konnten. Die Bewegung des Karussells geschah mittels eines Zahnradgetriebes, das zwei Männer bedienten. Auch erboten sich immer Knaben zum Schieben, wobei sie natürlich im Kreise mit herumspringen mußten. War das Karussell im Gang, so versuchten die Knaben auf unbesezte Pferde zu hüpfen, um statt zu schieben, mitzufahren. Wer dabei erwischt wurde, mußte beim Halten des Karussells so rasch wie möglich verschwinden, sonst konnte er noch einige Ohrfeigen erwischen.

Die Beleuchtung der Buden und Karussells zur Nachtzeit war spärlich, da die ohnehin nicht zahlreichen Lampen nur mit Brennöl — kein Petroleum — gespeist wurden. Als das Petroleum seinen Triumphzug von Amerika nach Europa machte, war bald die Beleuchtung auf der Schaumesse nicht nur besser, sondern für damalige Verhältnisse geradezu brillant. Auch der Bau der Karussells war ein anderer und ihre Ausstattung besser geworden. Erwähnenswert sind die Geschäfte der Karussellbesitzer Wallenda und Demberger. Ihre Karussells hatten Laufböden, schöne Wagen für Kinder, große wohlklingende Drehorgeln, gute Ausstattung und brillante Beleuchtung. Viele Jahre haben diese die Messe besucht und waren bei der Bevölkerung beliebt. Demberger, ein ausgezeichnete Pistonbläser, war sehr populär und hatte bis in die 70er Jahre immer großen Zulauf, besonders in der Zeit, wo er sein Karussell auf dem Gockelsmarkt N 4 aufgestellt hatte. Hier blies er oft mehrmals am Abend das Lied von Abt „Gute Nacht, du mein herziges Kind“ oder „Am Meer“ von Schubert so schön, daß stets eine große Menschenmenge zuhörte. Demberger war ein stattlicher junger Mann, der durch seine Person und sein Talent große Anziehungskraft ausübte. Als im Herbst 1876 die Schaumesse über den Neckar verlegt wurde, besuchte Demberger die hiesige Messe nicht mehr.

Das Kasperltheater, das auf keiner Messe fehlte, bildete für die Jugend immer einen Hauptanziehungspunkt. Auch ältere Leute fanden an Kasperls drolligen Streichen Gefallen, da es ja immer viel zum Lachen gab. Das bekannteste und beliebteste Kasperltheater war das Schichtelsche Schichtel entwickelte dieses nach und nach zu einem großen Geschäft und besuchte jahrzehntelang die hiesige Messe.

Noch sei eines Messebesuchers gedacht, dessen Erzeugnisse auf die Jugend ebenso große Anziehungskraft ausübten wie das Kasperltheater. Es war dies der Zuckerstangen- und Zuckerbollensfabrikant Spitz aus Straßburg. Spitz, ein klapperdürres Männlein (Franzose) mit Schnurr- und kleinem Knebelbart, hatte seinen Stand in der Nähe des Karussells gegen G 2 und fabrizierte seine Zuckerprodukte in voller Öffentlichkeit. In der linken Budenecke war die Feuerstelle, auf der in einer Messingpfanne der geschmolzene Zucker brodelte. Der Auslagetisch war mit einer großen Marmorplatte versehen, auf welche die geschmolzene Zuckermasse geschüttet und nach Abkühlung verarbeitet wurde. Ein Vergnügen war es, dem Männlein zuzusehen, wie unter seiner Hand das Zuckerwerk entstand. Seine Tätigkeit zog immer Neugierige an, die alsdann meist zu Käufern wurden. Frau Spitz, im Gegensatz zu ihrem Gemahl eine dicke, schlotternde Figur, war Verkäuferin der Ware. Der Gegensatz zwischen Herrn und Frau Spitz wirkte, wenn sie nebeneinander in der Bude standen, komisch. Viele Jahre besuchte dieses Ehepaar die hiesige Messe; noch bei manchem Mannheimer und bei mancher Mannheimerin wird es in Erinnerung sein.

Als allmählich die Schaumesse immer größeren Umfang anahm und dadurch der Marktbetrieb eingeschränkt wurde, versuchte man durch Umstellung der Schaubuden — Front nach der Straße — Raum für den Markt zu gewinnen. Aber diese Umstellung wirkte verkehrstörend und hatte manche Unzuträglichkeiten im Gefolge. Nun versuchte man einen Teil der Schaumesse nach der Straße vor dem Schloß zu verlegen. Diese Verlegung der Schaumesse war für die Schausteller am Schloß ungünstig; denn der Besuch des Publikums war unbedeutend und die Schausteller erlitten empfindliche Verluste. Die Verlegung der Schaumesse aus dem Innern der Stadt nach der Neckarstadt wurde ins Auge gefaßt, ein Teil des noch nicht ganz ausgefüllten sogenannten Marktplatzes im Anschluß an die Dammstraße auf Straßenhöhe gebracht und im Herbst 1876 die Schaumesse dahin verlegt. Allmählich wurde der Platz immer weiter aufgefüllt und die Schaumesse rückte weiter gegen die Mittelstraße vor. Nach einigen Jahren war die gesamte Auffüllung des Platzes beendet und dieser stand in seiner ganzen Ausdehnung der Schaumesse zur Verfügung.

In der Zeit, wo Mannheim schon bedeutende Messen hatte, war unsere heutige Nachbarstadt noch ein Nichts, hielt aber schon Jahrmärkte ab, die auch von vielen Mannheimern besucht wurden. Als sich Ludwigshafen immer mehr entwickelte, nahmen auch die Märkte daselbst größeren Umfang an. Mit dem Wachstum der Messe war die Frage der Verlegung der Verkaufsmesse immer dringender geworden, wobei auch viele Stimmen laut wurden, die Messe überhaupt ganz abzuschaffen. Allein im Hinblick auf den inzwischen entstandenen Konkurrenten Ludwigshafen, der alsdann seine Märkte sofort zu Messen erhoben hätte, ließ man die Messen bestehen.

B. M ä r k t e.

Außer Viehmärkten, den gewöhnlichen Wochenmärkten und dem Weihnachtsmarkt wurden keine sonstigen Märkte abgehalten. Der bedeutendste der Viehmärkte war von jeher und ist noch heute der Maimarkt, der jeweils am Montag und Dienstag der ersten Maiwoche abgehalten wird.

Der Viehmarkt wurde ehemals innerhalb der Stadt abgehalten, und zwar getrennt.

Der Markt für Rindvieh war auf dem Marktplatz (G 1 an der Ecke der Breitenstraße gegen H 1, der für Pferde auf dem Fruchtmarkt, für Schweine in dem Eckgebäude D 3, 12. Auf dem Marktplatz und Fruchtmarkt waren vierreihige, aus Gußeisen bestehende Kästen in die Erde eingelassen, die mit gußeisernem Deckel in der Ebene der Pflasterungen verschlossen waren. An Markttagen wurden die Deckel entfernt und hölzerne Pfosten in die eisernen Kästen gesteckt.

Die Pfosten hatten oben und etwa in der Mitte Löcher, durch die starke, runde, hölzerne Querstangen die Pfosten miteinander verbanden. An den Querstangen wurde das Vieh festgebunden. Insoweit die Plätze durch letzteres in Anspruch genommen wurden, waren diese mit einer dicken Sandschicht bedeckt. Alles Vieh, das zum Markt gebracht wurde, mußte in Stallungen der Brauereien und Wirtschaften eingestellt werden.

Am Maimarkt-Dienstag, dem Haupttag des Viehmarktes, strömten schon in aller Frühe die Landleute, Viehhändler, Markt- und Messebesucher, Neugierige usw. aus Nah und Fern in die Stadt herein. Da an diesem Tag das Heer der Drehorgelspieler, Musikbanden, Harfenistinnen, Bären- und Kameeltreiber, Dudelsackpfeifer, bettelnden Krüppel und Bettler sonstiger Art auf die Bevölkerung und das die Messen besuchende Publikum losgelassen wurde, begann in allen Straßen der Stadt das ohrenzerreißende Konzert schon um 6 Uhr morgens. Um 9 Uhr vormittags begannen die Konzerte auf den Bierkellern. Der Maimarktdienstag war ein Volksfeiertag, den die Bevölkerung als „Mannemer Kerwe“ bezeichnete. Vormittags wurde wohl noch gearbeitet, aber am Nachmittag ruhte die Arbeit fast ganz. Mit Kind und Kegel rückte man aus, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und den musikalischen Ohrenschaus zu kosten. Die Bierkeller, Gartenwirtschaften, Kaffees, überhaupt alle Lokale, wo es zu essen und zu trinken gab, waren überfüllt. Ueberall ein Summen wie in einem Bienen-schwarm, dazwischen Musik, Gesang, Geschrei, Produktionen von Artisten. Auf dem Fruchtmarkt, wo der Pferdemarkt abgehalten wurde, mußten die Zuschauer in respektvoller Entfernung bleiben; denn in den Markttreiben, der da herrschte, konnte sich außer den Händlern niemand wagen, wenn er nicht zu Schaden kommen wollte.

In den Straßen der Planken zwischen D 3 und E 5, deren Fahrbahnen für den Verkehr gesperrt und ebenfalls mit einer dicken Sandschicht bedeckt waren, wurden die Pferde vorgeführt, wobei im Trab straßab, straßauf gelaufen werden mußte. Auch wurden Pferde an gesperrten Wagen auf Zug probiert. Hier war der Aufenthalt schon auf den Gehwegen gefährlich, da die Pferde durch die mit ihnen vorgenommenen Prozeduren aufgeregter waren, sich plötzlich im Kreise drehten und oft nach hinten ausschlugen, so daß man sich nie nahe an Pferde heranwagen durfte.

Auf dem Rindviehmarkt ging es weniger lebhaft zu, da hier der Handel sich ruhiger abwickelte.

Bis in die Nacht hielt der Trubel an, und wenn endlich der Lärm in den Straßen abzuflauen begann, stürzten sich die Musikbanden, Harfenistinnen und Artisten auf die Wirtschaften, um noch zu ernten, was möglich war. War eine Produktion zu Ende und die Künstler verließen das Lokal, so stürzte gleich wieder eine andere Gesellschaft herein und begann sofort mit der Aufführung. Nach und nach wirkten die Musikaufführungen so belästigend, daß in manchen Lokalen der Musikbetrieb von den Wirten untersagt wurde. Der ungeheure Trubel, der in der ganzen Stadt herrschte, wickelte sich stets in bester Ordnung ab, und ich erinnere mich nicht, daß es jemals zu Ausschreitungen gekommen wäre.

Im Jahre 1865 ließ die Stadt auf der Wiese vor dem Heidelberger Tor — Gelände am Ringdamm, anschließend an die Seckenheimerstraße — die sog. Fettviehhalle durch das Zimmergeschäft F. u. H. Held errichten. Hier entwickelte sich allmählich ein reger Viehhandel, so daß in der Folge der gesamte Viehmarkt dorthin verlegt wurde. Das zum Markt gebrachte Vieh wurde in der Fettviehhalle und in einfachen Holzbaracken untergebracht, da die gesamte Viehmarktanlage nur ein Provisorium bildete. Die Beaufsichtigung des Viehmarktes geschah durch einen Aufseher, der in einem kleinen Fachwerkgebäude mit Wohnung und Wirtschaftsbetrieb

untergebracht war. Da der Viehhandel einen immer bedeutenderen Aufschwung nahm, auch die Stadt sich immer mehr nach den Außengebieten entwickelte, außerdem schon längst sich das Fehlen einer Eisenbahnverbindung mit dem Markt als großer Mangel erwies, auch das Zu- und Abtreiben des Viehes vom Markt durch die Stadt viele Un-

Beim Eingang — rechte Seite — stand an erster Stelle die Doppelbude des Zinngießers Otto, der das einzige, aber große Spielwarengeschäft auf dem Markt hatte. An diese reiheten sich noch einige weitere Geschäfte in Einzelbuden an. Zu nennen sind hier die Geschwister Hiepe mit Schreibpapier, Heften und Schreibutensilien, die Firma Kühne & Aulbach



Mannheimer Krepelmarkt.

Bleistiftzeichnung mit Buntstiften bemalt und teilweise mit Deckweiß gehöht. Gelbliches Papier. Breite 84,5, Höhe 44,5 cm. Vom Eigentümer: Altertumsverein Frankental (Erkenbertmuseum; freundlichst zur Reproduktion überlassen. Unbezeichnete Arbeit des H. Baumgärtner (geb. in Frankental, tätig um 1850 in Heidelberg, Frankental und Mannheim*). Die zweite Figur links mit dem Spitzbart neben dem Dragoner Selbstbildnis des Künstlers. In den Buden sind Altertümer aufgestellt: Vase, Mörser, Krug, Waffen usw.

annehmlichkeiten bereitete, wurde die Verlegung des Viehmarktes zur Notwendigkeit. Um so mehr, als sich in der nahe beim Viehmarkt gelegenen Wirtschaft zur „Hasenhütte“, in deren großen Stallungen ein Teil des zum Verkauf bestimmten Viehes eingestellt wurde, ein Viehhandel entwickelt hatte, der das Marktgeschäft beeinträchtigte.

In den Jahren 1889—92 wurde in der Gewann Kleinfeld — außerhalb der Schwefelgärten — eine allen Anforderungen entsprechende Viehhofanlage geschaffen und der Viehmarkt dahin verlegt. Die selbstverständliche Folge war, daß nun im Anschluß an den Viehmarkt auch ein Schlachthof gebaut werden mußte, der in den Jahren 1896—1900 ausgeführt wurde. Damit war eine für die Volksernährung wichtige Anlage geschaffen.

Der Weihnachtsmarkt (Christkindelsmarkt), ohne den man sich Weihnachten gar nicht denken konnte, fand auf dem Markt G 1 statt. Da Gewerbefreiheit und Freizügigkeit noch nicht bestanden, durften nur einheimische Gewerbetreibende den Markt als Verkäufer besuchen. Er hatte infolgedessen geringen Umfang. Der Christkindelsmarkt befand sich an der Marktecke gegenüber der katholischen Pfarrkirche; hier war auch der Zugang. Nur wenige Verkaufsbuden standen in zwei Reihen einander gegenüber. Nach diesen kamen noch einige Verkaufsstände. Die ganze Marktanlage hatte etwa die halbe Länge des Quadrates G 2. An der Rückseite der Verkaufsbuden — Marktseite — standen die Christbäume zum Verkauf. Beim Eingang zum Christmarkt — linke Seite — standen an erster Stelle aneinander gereiht drei Doppelbuden der Konditoren Busch, Döhringer und Herdegen mit Lebkuchen und Konfekt; an diese reiheten sich noch einige andere Geschäfte in Einzelbuden an.

mit Schulranzen und sonstigen Lederwaren, Wachszieher Kruft mit Christbaumlichtern, Wachskerzen und Wachsstöcken.

Wie schon bemerkt, schlossen sich den Budenreihen noch einige Verkaufsstände an, die den Schluß des Christkindelsmarkts bildeten. Hier waren allerlei billige Kleinigkeiten, besonders Gärtchen zum Einstecken der Christbäume, aus Lehm gefertigte Schafe und Schäfer, vergoldete Nüsse usw. zu haben. Unter diesen Verkäufern war eine Familie namens „Auracher“, die den Christkindelsmarkt ständig besuchte, stadtbekannt durch ihre Erzeugnisse aus Lehm.

Die Spielwaren waren recht einfacher Natur und die Auswahl nicht bedeutend, denn Spielwarenfabriken gab es noch nicht. In armen Gegenden wurden sie als Heimarbeit gefertigt. Die Hauptsache aber war, daß die Kinder mit dem wenigen, das ihnen geboten werden konnte, zufrieden waren.

Der Christkindelsmarkt begann 14 Tage vor Weihnachten und endigte am heiligen Abend. An diesem Abend war in der Regel der Hauptbetrieb, da insbesondere die ärmeren Leute erst ihre Einkäufe machten. Die Verkaufszeit war täglich von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr abends.

Nach Einführung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit wandelten sich rasch die Verhältnisse. Der Christkindelsmarkt entwickelte sich zur Weihnachtsmesse und mußte nach einigen Jahren vom Speisemarkt wegverlegt werden.

Noch eines Marktes muß gedacht werden, der zwar kein eigentlicher Markt war, wohl aber mit den Lebensmittel-Wochenmärkten auf dem Marktplatz abgehalten wurde. Es

*) Vgl. Heidelberger Maler der Romantik, Ausstellung des kurpfälzischen Museums 1919 und Katalog der Ausstellung Pfälzer Kunst von Kurfürst Carl Theodor bis zur Gegenwart. Juli-November 1928, München-Nürnberg-Kaiserslautern.

war dies der Trödelmarkt, auf Mannemer Deutsch „Krempmarkt“ genannt. Er hatte seine Aufstellung an der Straße gegen G 2. Die Verkäufer — nur Einheimische widmeten sich dem An- und Verkauf alter Sachen — besaßen transportable Verkaufsstände, die zum Schutz gegen Regen und Schnee mit einem beweglichen Leinwanddach überdeckt waren. Alte Kleider, Schuhe, Eisenwaren, Bilder, Brillen, Waffen, Kopfbedeckungen, Maskenanzüge, Handwerks- und Haushaltungsgegenstände wurden hier feilgehalten. Unter diesen Trödlern befanden sich einige, die hauptsächlich bei Nachlaßversteigerungen allen möglichen Plunder ersteigerten und denselben auf dem Markt feilboten. Darunter waren aber oft auch Gegenstände aus Familienbesitz, die Altertumswert besaßen, und deshalb wurde der Krempmarkt auch von Sammlern besucht. Man konnte hier Gegenstände vorfinden, die von Nichtkennern gar nicht beachtet wurden, für den Kenner aber von Wert waren.

Die bekanntesten Trödlere, von denen manche auch Verkaufsläden hatten, waren der alte Schloß, Muscheck, Langenbach, Herzmann und „die Theres“. Letztere hatte insbesondere ein großes Brillenlager. Der alte Schloß hatte die meisten Sachen, die Interesse erweckten; Herzmann und Langenbach handelten in der Hauptsache mit alten Kleidern.

In der damaligen geldarmen Zeit hatte der „Krempmarkt“ seine Berechtigung, weil der ärmere Teil der Bevölkerung sich dort manche Anschaffungen mit geringen Mitteln leisten konnte. Auch der Handwerker konnte manchen billigen Gegenstand erwerben, der seinen Zwecken oft noch lange diente. Gute Kunden waren auch viele Landleute. In den späteren Jahren, als der wirtschaftliche Aufschwung einsetzte, verlor auch der „Krempmarkt“ seine Bedeutung und ging allmählich zurück. Als die Stadt sich erweiterte und ihre Einwohnerzahl sich steigerte, wurde der Marktplatz nach und nach beengt, so daß man die Verlegung oder Aufhebung des „Krempmarkts“ forderte, und so wurde er auf das ehemalige Bahngelände vor dem Neckarhafengebäude verlegt.

Aus den französischen Revolutionstriege.

Von Oberforstverwalter E. Zimmer,
Forsthaus Wittgemark (Pfalz).

I.

Während des Durchzugs und Aufenthalts der kaiserlichen und Reichstruppen in den Sommer- und Herbstmonaten 1795 auf dem rechten Rheinufer war den kurpfälzischen Beamten aufgetragen worden, ständige Berichte über alle Begebenheiten zur kurpfälzischen Regierung nach Mannheim zu senden. Das Oberamt Heidelberg hatte daher den ihm unterstehenden Amtsstellen in Stadt und Dorf befohlen, daß regelmäßig zu den Amtstagen (Montags und Freitags) durch die Zentknechte und sonstigen Boten die Berichte an das Oberamt mitgebracht werden. Die Akten im Generallandesarchiv in Karlsruhe enthalten zwar zahlreiche Berichte der Amtsorte, z. B. von dem tüchtigen Zentgraf Dächert in Leimen, immer wieder aber muß das Oberamt (Freiherr von Wrede) auf die unregelmäßige Erstattung der Berichte hinweisen, wogegen selbst Strafen nicht helfen wollten. Dieses darin ist auch noch heute örtlich wertvoll, wie z. B. der nachfolgende Bericht von „Churpfalz Statthalter, Bürgermeister u. Rat“ von Weinheim unterm 19. Dezember 1795 ausweist:

„Außer den gewöhnlich uns drückenden Kriegslasten hat sich bei uns bisher nichts Neues von Erheblichkeit zugegetragen: jedoch wäre zu Bemerkem, daß die Aufnahme der

sich unsere Handfröhner zu Mannheim zu erfreuen haben, keinen Beweis des guten Bürgerfinns abgeben kann, den man so hoch in aller Mund erheben hört. Man nimmt armen Tagelöhnern 6—7 Fr. Schlafgeld auf bloßem Boden ab und trägt kein Bedenken, diese Behandlung noch in eine Gefälligkeit umzutauften . . .“

II.

Neben den Zerstörungen des Krieges, den ungeheuerlichen Requisitionen der französischen Heere und Volkskommisäre, die das linksrheinische Gebiet der Kurpfalz buchstäblich ausleerten, sind auch die Bedrückungen durch die deutschen Völker sehr hart gewesen. Dazu kam die Jügellosigkeit bei Freund und Feind. Die österreichischen Freikorps waren oft nicht viel besser als die französischen Volontärs. Die Suche nach Lebensmitteln war für den Soldaten nie eine Gewissenssache gewesen, und sein Pferd gut zu versorgen, war immer eine Ehrensache.

Es war in der Zeit, als das kaiserliche Hauptquartier des Generals Grafen von Clerfant noch in Schwesingen lag, wenige Wochen vor der schmählichen Uebergabe der Festung Mannheim an die Franzosen. Die zahlreichen Feldrevol der überall einquartierten österreichischen Truppen bildeten eine ständige Klage der Untertanen, denen auch durch militärische Patrouillen nicht abgeholfen werden konnte.

In der Nacht des 25./26. August 1795 traf der in Neckarau liegende kurpfälzische Chevaulegers-Korporal Esser mit zwei Gemeinen „nächst am Brunnen zwischen Seckenheim und Neckarau“ einen Haufen von den bei der Feudenheimer Schiffbrücke liegenden österreichischen Husaren von ungefähr 30 Mann zu Pferd und 20 Mann zu Fuß an einem Acker an, welche, als sie der Patrouille ansichtig worden, „geschimpft und gelärmt haben“. Sie mußten auch aus der Ferne zusehen, wie die Husaren ihre Pferde mit Habergarben beluden und in ihr Lager davonritten. Auch die Neckarauer Feldschützen hatten diesen Vorgang mitangesehen, aber sich im Wälschkorn versteckt gehalten. Als der Schultheiß darüber dem kaiserlichen General in Neckarau Anzeige machte und um Abhilfe bat, erhielt er nur die spöttische Antwort: „daß Chevaulegers hier lägen, welche ihre Felder bewachten!“

Der Generalmajor und Festungskommandant Deroy hatte diesen Rapport dem „Hochlöbl. Provincialkommando“ übergeben und „hochdero Ermessen anheimgestellt, welcher Gebrauch zum Besten der diesseitigen Untertanen davon gemacht werden wolle“. Freiherr von Belderbusch — die zittige Unterschrift eines Greises! — macht dann die weitere Anzeige an den dirigierenden Staats- und Konferenzminister von Oberndorff, um etwa bei dem k. k. Generalkommando die Abstellung derartigen „Inconvenienzen“ veranlassen zu wollen. — Bei dem zweideutigen Verhalten der Kurpfalz, das den Oesterreichern nicht unbekannt war, und den Ende August einsetzenden größeren Bewegungen, wird die Beschwerte — wenn sie wirklich weitergegangen ist — nicht viel Erfolg gehabt haben.

III.

Ende Juli 1796, als die französische Heere unter Jourdan und Moreau überall auf dem rechten Rheinufer im Dordringen waren, der König von Preußen, der Herzog von

Württemberg, der Markgraf von Baden und andere Reichsstände in höchster Not und selbstüchtiger Weise mit dem Feinde einen teureren Waffenstillstand abschlossen und den Kaiser im Stiche ließen, schreibt der katholische Pfarrer W... zu Hockenheim an den geistlichen Rat und Pfarrverweser Breith in Schwellingen folgenden Brief über die Stellung und das Betragen des in der Gegend von Bruchsal stehenden französischen Korps. Dadurch, daß der Oberschultheiß Frey eine Abschrift zur kurfürstlichen Regierung einschickt, ist dessen Inhalt erhalten geblieben. Der Briefschreiber hatte erfahren, daß die fürstlich speyerischen Beamten wieder ihre Besoldung zu Bruchsal in Empfang nehmen könnten, weshalb er sich „ohngesäumt“ dahin aufmachte. Nachdem es ihm mit vieler Mühe gelungen war, eine Fuhre zu gewinnen. Unterwegs hatte er zwar erfahren, daß die Franzosen bereits in Bruchsal eingerückt seien und keine Besoldungen mehr abgegeben würden; andere wieder sagten, wie nach dem gelegten ersten Lärmen und Durchmarschieren der Truppen die Abgabe wieder fortgesetzt worden. Um sich von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen und die Kosten nicht umsonst ausgegeben zu haben, fuhr der Pfarrer bis Ubstadt, wo ihm die französischen Dorposten sehr höflich mit „Citoyen“ und „Monsieur Curé“ begegneten, auch ihm der Unteroffizier die Versicherung gab, daß er wegen Rücktransport des Weines, um den es sich in der Hauptsache handelte, keinen Anstand haben sollte. Den Amtmann, „unsern lieben Dettler“, fand er zwar bis über die Ohren in Geschäften mit den französischen Offizieren, die Frau Base und die kleine Pauline aber „Gottlob“ wohl an und er konnte ihnen zum Trost versichern, daß bei ihm und ihren Freunden alles ganz wohl sei. „Ich machte zum Empfang meines Weines Anstalten und erhielt ein Fuder ziemlich guten alten Wein, dergleichen ich niemals empfangen habe und nicht mehr bekommen werde.“ Er vernahm auch, daß der französische General, ein recht braver Mann, von Breisach sei*) und die übrigen Offiziere sehr artig und gelassen, aber schon anfangen, zudringlicher zu werden, da sie mit Bedrohung 800 Paar Schuhe, 3000 Pfund Fleisch, Dürrgemüse und Brot begehrten und wann dieses nicht innerhalb 24 Stunden geliefert sei, die Truppen „auf discretion“ in die Stadt gelassen werden sollten. Diese liegen teils zwischen Bruchsal und Forst auf den Wiesen in Bordhütten, teils auf der Chaussee nach Ubstadt, wo die Offiziere auf oder neben ihrem Ränzchen auf dem Boden liegen, viele Gemeine barfuß Schildwacht stehen und ziehen daher den Leuten die Schuhe aus. Herr Mesing habe ihm auch erzählt, daß er von dem General, dem er von Durlach aus empfohlen worden sei, zur Tafel gezogen und neben diesen sitzen durfte, was von dem stehenden Fuß [sic] vorlegenden Hofkanzler [Wolf?] gewiß mit scheelen Augen beneidet worden.“ Herr Mesing verspricht sich auch für sich und seine Freunde viel Gutes, er versprach auch für uns das Wort zu reden, wozu noch der Amtmann bemerkte, man solle bei den ersten Patrouillen die Häuser

* Ob damit der durch seine Lebenserinnerungen bekannte General Eitenmayer gemeint ist, kann ich nicht feststellen. Dieser erließ am 3. Thermidor IV (21. Juli 1796) von Weingarten aus den Befehl, daß Soldaten, die sich des französischen Namens durch Gewalttaten und Erpressungen unwürdig erzeigten, von der Republik selbst für Räuber („Brigands“) angesehen werden, daher festgenommen und dem nächsten Kommandanten zur standrechtlichen Aburteilung übergeben werden mögen.

geschlossen halten, etwas Essen und Trinken abgeben und keine Derschrockenheit sehen lassen. „Nun hat Celsissimus seine Befoldungs-Empfänger und einen Teil seines Weins vom Hals . . . und doch hat man noch den geringen hergegeben. — Kommen Sie mit Herrn Collega oder Pfarrer von Meckenheim bald hierher, den Wein zu versuchen oder auch ganz auszutrinken (!), denn vielleicht ist er doch nur hierher zu führen erlaubt worden, damit man ihn hier (von den Franzosen) trinken kann . . .“

Wilibald Alexis über Mannheim und andere badische Städte.

Mitgeteilt von Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker
in Zweibrücken.

Die nachstehende Schilderung ist dem Büchlein von Wilibald Alexis, Schattenrisse aus Süddeutschland (Berlin 1834) entnommen. Wilibald Alexis (1798—1871), der Begründer des modernen geschichtlichen Romans, besuchte 1833 unsere rheinische Heimat. Die Dörzüge, die wir an Alexis' wertvollsten Romanen (Der Roland von Berlin, Die Hosen des Herrn von Bredow, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, Cabanis) schätzen, erkennt man im kleinen auch an der Schilderung dieser Rheinreise: treffliche Darstellung der Sitten jener Zeit, seine Charakteristik und lebendige Anschaulichkeit nicht ohne Ironie.

Mannheim, so meint Alexis, ist eine Stadt, die ein Wille gemacht hat und nicht die Notwendigkeit. Aber mancher Komfort ist nicht mit einbezogen. Es ist ein Ausruhepunkt für Familien, die die Freuden der Welt kennengelernt, keine Gelegenheit mehr haben zu glänzen, aber doch gern noch genießen wollen. Die Damen werden gerühmt wegen ihrer Bildung, Weltfitte, die jungen Mädchen wegen ihrer Lebenswürdigkeit und Freimütigkeit und die Bälle wegen der anständigen Ungenierteit. Der Heidelberger Student ist vermöge seiner Matrikel zu jedem von selbst eingeladen und viele Ehen sollen hier geschlossen und noch mehr besprochen sein. Außerdem spricht man auch hier von einer Stimmung gegen die allgemeine Stimmung; wenn aber das gegründet ist, was man von dieser Opposition sagt, so ist das nicht meine Opposition.

Wie unrichtig man bei uns die Verhältnisse betrachtet, beweist auch die Meinung über Heidelberg. Viele Väter hielten die Universität für einen Focus der Aufregung und im ganzen Lande Baden steht sie im Ruf der Gelehrtenopposition gegen die liberale Richtung der Kammer. Die Heidelberger behaupten, man habe eine Pique auf sie, tue wenig oder nichts für ihr Wohlergehen und wende alles dem Lieblingskinde Freiburg zu. Freilich sendet die Stadt einen Deputierten, der ein trefflicher Bürger und wackerer Familienvater sonst, sich sehr warmblütig für Ideen äußert, die nicht unsere Ideen sind, und man erzählt eine verrückte Äußerung eines bankerotten Glasermeisters, die à la Marat klingt, das ist aber auch die einzige, welche durch wer weiß wie viele Echos widerhallt und mir an zehn Orten von neuem als Beweis aufgetischt worden, wie man in Heidelberg gesinnt sei. Dort habe ich nur Stimmen der Mißbilligung dagegen gehört. Ich schickte vielleicht auch meinen Sohn, wenn ich einen hätte, nicht nach Heidelberg, aber nicht aus

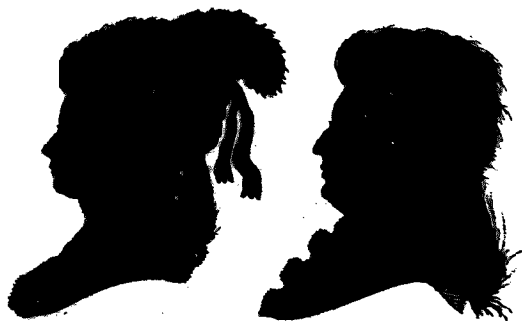
Furcht, daß er ein Terrorist würde, sondern weil ich zu meinem Erstaunen den Popanz, die leerste Hülle des alten Studentenwesens von Jünglingen des Jahres 1833 wieder aufgenommen fand. Und zwar einen so lebern-philiströsen, wißlosen Popanz, daß ich dieselben jungen Leute, die jetzt vor ihm ihren Hut schwenkten, nach drei Jahren fragen möchte, ob sie nicht über die Erinnerungen erröten. Ehedem war das die Hülle eines kräftigen, oft unbändigen Geistes; es war übersprudelnde Tollheit aus Ueberkraft, es war ein Akzessit, aber nie Prinzipale. Was ist es jetzt in dieser zahmen Zeit, wenn ich gebildete Männer, die nicht aus der dumpfen Gymnasialzelle, sondern schon halb aus der Welt kommen, mit Angst und Not in die Formen kriechen sehe, die ihnen unbequem sind, schlecht stehen und ihre ganze Kraft in Anspruch nehmen, um sich nur darin zu halten! Ehedem hieß der Popanz: Freiheit, Jocus, Jugendleben; man sollte austollen, austoben, um nachher ein solider Mensch zu werden. Man wurde es denn auch zuweilen so, daß wirklich keine Spur von Freiheit und Geist in dem soliden Bürger blieb. Es wurden daraus neue Popanze, welche dem Fremden ein eigenes Bild von deutschem Charakter lieferten. Ist das aber jetzt noch Aufgabe, hat unsere Jugend so ungeheuer viel auszutoben? Freilich wollte man vor 12 oder 14 Jahren der akademischen Freiheit eine falsche, vorreife Richtung geben und diese mußte unterdrückt werden; aber die das damals unterdrückten, haben schwerlich gewollt, daß man nach einem Dezennium wieder in den alten, vom Geist verlassenen, hocksbeuteligen Schlendrian krieche, der freilich dem Staate nicht gefährlich wird, denn er produziert nur Philister, aber der freien, schönen Entwicklung des Jünglingsgeistes.

Freiburg heißt das Lieblingkind der Kammer, aber auch dort finden Ideen, die nicht mit denen seiner berühmten Deputierten harmonieren, lebhaftere Vertreter und eine Opposition ist da gegen die Opposition. Sollte auch das Münster, das reinste Kunstwerk deutscher Vorzeit, niemand gegen die inspirieren, welche, seine Sprache verkennend, in der Geschichte nichts finden als schwarz und weiß, die Barbarei des Mittelalters und unsere werdende Vollkommenheit? Auf dem Turm ist eine Schaukel, und wenn man sich schwingt, tanzt Berg und Tal — und Schwarzwald und Vogesen, Frankreich und Deutschland drehen sich und werden eins. Man sagt, Rotteck habe sich in seiner Jugend sehr viel hier geschaukelt . . . Und mit welchem Pinsel tauche ich mich in den tiefen grünen Bergkessel, wo Baden-Baden, angelehnt an liebliche Berghänge, versteckt in Schluchten, geneigt über die plätschernde Gos unter kühnen Bergwänden, überrauscht von gewaltigen Wäldern, die Größe, den Ernst der Vorwelt und des buntesten, reichsten, künfternsten Lebens der Gegenwart repräsentiert? . . . Welcher Bacchantentaumel schallte in diesen Bädern! Was wurde hier gesprochen, getrieben, wie gescherzt und wie gejubelt! . . . Du brauchst die Phantasie nicht anzustrengen, dies alles zu sehen; denn die nächste bunte Wirklichkeit um dich ist noch viel wunderbarer . . . Sieh den Bazar am lebenden Gießbach, höre die Sprachverwirrung aus aller Welt Ländern und tritt mit drei Sprüngen in den Kurssaal, um halb England, Frankreich, Rußland um die grünen, magisch erleuchteten Tische ver-

sammelt zu sehen! Es duftet von den Wohlgerüchen von Paris, Arabien und Indien, kostbare Stoffe rauschen, die Sprache der Themse und der Seine schwirrt um dein Ohr, daß du dich fern aus Deutschland versetzt glaubst und gewiß in ein Feenland, wenn du die schönen, regungslosen Frauen siehst, in Atlas und Hermelin, mit übergeschlagenen Armen oder auf den Ellenbogen gestützt, das große, schwarze Auge nicht auf den blonden Jüngling, nur auf das rollende Rad gerichtet — Fürsten und Glücksritter, Herzoginnen und Courtisanen, eine gestürzte Aristokratie und eine neuerhobene. Du glaubst dich gefangen, wenn du es nicht schon bist, und stürzest hinaus in die Nacht des Gartens und hier umgiren dich die Sirenen mit französischen und deutschen Lauten und verfolgen dich durch den dunkel gewordenen Bazar bis an die Brücke. Ueber das Wasser können sie nicht. Ich male das nicht, aber es ist ein Maler dort, der seinen Pinsel in die allerglühendsten Farben tauchen kann: Spindler wohnt jetzt in Baden-Baden . . .

Kleine Beiträge.

Die Entführung des Fräuleins von Horitz (Nachtrag). In dem Altenauszug, den Dr. Lambert Graf von Oberndorff unter diesem Titel im vorigen Hefte (1930, 219 ff.) veröffentlichte, heißt es: „Inzwischen wird mit dieser Liebesheldin, um keine Müncher Geschichte zu erleben in allem Betracht glimpflich zu verfahren die Notwendigkeit erfordern.“ Mit dieser Müncher oder Münchner Geschichte ist wohl der Selbstmord gemeint, den eine junge Münchner Adelige dadurch beging, daß sie sich von einem der Thürme der Münchner Frauenkirche herabstürzte — eine in München bis dahin noch nicht vorgekommene Sache. Liebeskummer hatte die junge Dame in den Tod getrieben. Der Fall erregte begreiflicherweise gewaltiges Aufsehen. Auch in Mannheim. Man verbrei-



*Fanny von Jdstadt. Fanny v. Heppenstein
16 Jahr 7 Monat alt Mutter*

Verheilt von Egid

Silhouettenstich von Egid Verheilt.

tete hier das Bild der jugendlichen Selbstmörderin mit dem ihrer Mutter. Ich besitze dieses seltene Blatt des Kupferstechers E. Verheilt in Mannheim, das in zwei nebeneinandergestellten Schattenrissen Fanny von Jdstadt, 16 Jahre und 7 Monate alt, und ihre Mutter Fanny von Heppenstein darstellt. Das Datum des Selbstmords ist mir im Augenblick anzugeben nicht möglich, wird sich aber leicht ermitteln lassen.

Nachschrift der Schriftleitung. Von Frä. Fanny von Jästätt ist im Schloßmuseum eine dem Altertumsverein gehörige gleichzeitige Porträtbüchse auf Goldgrund ausgestellt (vgl. Katalog der Kleinporträt-Ausstellung 1909 Nr. 823). Das Bild trägt auf der Rückseite folgende alte Aufschrift: „Starb am 14. Jenner 1785 durch einen unglücklichen Sturz vom Frauen-Thurn in München, im 17. Jahre ihres Alters. Zu früh verblühte diese Rose, die etne Tierde der Schöpfung war. Eine schöne Seele verließ die Hülle eines schönen Körpers. Ihr Andenken aber bleibt unvergänglich in den Herzen ihrer Freunde, die sich nur mit Tränen an ihren Verlust erinnern.“

Die Frankenthaler Industrie in der Zeit Carl Theodors. In dem kleinen, um 1786 in Mannheim im Zusammenhang mit dem „Kleinen pfälzischen Kalender“ erschienenen Fremdenführer „Pfälzische Merkwürdigkeiten“ sind folgende Angaben über die Frankenthaler Industrie der späteren Carl-Theodor-Zeit enthalten (vgl. auch den ausführlicheren „Status sämtlicher Fabriken“ in dem 1775 erschienenen Buche: „Kurze Vorstellung der Industrie in den drey Hauptstädten . . . der Pfalz“:

„Frankenthal ist die dritte Kurpfälzische Hauptstadt, zwey Stunden von Mannheim, und eine Stunde von Ogerseim, in einer ebenen und fruchtbaren Gegend gelegen. Diese Stadt, welche in Kriegszeiten sehr viel gelitten, scheint ihrem vorigen Glanz und Flor wieder nahezu seyn. Solche ist gegenwärtig der Sitz vieler im besten Gange stehender Fabriken, als wozu Se. Kurfürstl. Durchl. unser theuerster Landesvatter, nicht allein verschiedene ansehnliche Gebäude erbauen lassen, sondern auch den allda sich niedergelassenen, und noch niederlassenden Fabrikanten und Künstlern, unter dem 2. Mai des 1771sten Jahres sehr vortheilhafte Privilegia, gnädigst ertheilet, die im Jahre 1786 mit vielen neuen Begünstigungen vermehret worden sind. Auch ist zur Bequemlichkeit der Handlung, nebst denen sich schon allda befindenden schönen Chaussees, ein schiffreicher Kanal von gedachter Stadt bis in den Rhein gezogen, der mit zwey unergleichlichen Hauptschleusen, einem Krähnen und Lagerhaus versehen ist.

Porcelain-Fabrik wurde 1755 auf Rechnung des Herrn Hanong von Strasburg errichtet, und 1762 übernahmen solche Se. Kurfürstl. Durchlaucht. Es sind wirklich über 60 Arbeiter, und unter diesen sehr geschickte Bildhauer, Posirer und Maler, die auf Kurfürstl. Kosten gereiset sind. Sie hat ein vortrefliches Waarenlager allhier, auch eines zu Mannheim unter dem Kaufhause, und zu Frankfurt in dem Nürnberg Hof, so aber nur zur Nothzeit offen ist.

Wollentuch-Fabrik wurde im Jahre 1760 von Herrn Daniel Bechtel, Rathsverwandten und Bürgermeister zu Frankenthal, angelegt; solche ist aber demalen mit der Wollenzeug-Fabrik vereinigt, und wird von Herrn Speierer und Compagnie fortgeführt.

Tabaks-Fabrik wurde 1763 unter dem Namen des Herrn Froignart und Compagnie errichtet; die dermalige Entrepreneur aber sind Herr Wilhelm Weber und Compagnie.

Wollenzeug-Fabrik entstand im Jahre 1768, und ist demalen mit der Wollentuch-Fabrik vereinigt.

Seiden-Fabrik ist 1766 auf Kurfürstliche Kosten angelegt, und den 1. Sept. 1770 hieher gebracht worden. Gegenwärtig wird sie unter dem Namen der Kaufleute Herren Daniel van Bihl und Fries fortgeführt.

Band-Fabrik hat Herr Francois Petit aus eigenen Mitteln 1770 angelegt. Der dermalige Entrepreneur ist Herr Bouvard und Compagnie, welcher solche mit der Gold- und Silber-Gaze- und Seidenflor-Fabrik vereinigt hat.

Gold- und Silber-Drathzieherei wurde im Jahre 1770 vom Herrn Matthäus Schleich errichtet. Der dermalige Eigenthümer davon ist aber Herr Karl Andreas Agricola.

Stärk- und Puder-Fabrik wurde im Jänner 1771 von Herrn Bauer angelegt.

Schmier-Seifen-Fabrik hat Herr Höde aus Mainz im August 1771 errichtet.

Wollene Strümpf-Fabrik ist von Herrn Sauerwein und Fries im Juni 1772 hieher gebracht worden; der dermalige Entrepreneur ist Herr Wilhelm Kitz.

Siegellack-Fabrik ist von den Herren Gebrüder Brudmann im Augustmonate 1772 errichtet worden; solche liefert sehr gute Waaren, und hat in- und außer Land schon einen ziemlichen Abgang. Unternehmer ist Herr August Kirchner.

Stech- und Haarnadeln-Fabriken, deren befinden sich zwei hier, wovon die Inhaber sind: Anton Brennauer, und Johann Philipp Nebling.

Seiden-Strümpf-Fabrik wurde im Jahre 1785 von Herrn Hauchar und Compagnie angelegt.

Seidenfärberei wurde ebenfalls den 1ten Sept. 1770, gleichwie die Seidenfabrik von Mannheim nach Frankenthal verlegt. Der Vorsteher derselbigen und Seidenfärber ist Herr Anton Papillon.

Wollenzeug-Färberei. Hierzu ist 1770 ein sehr schönes Gebäud erbaut worden. Der Vorsteher derselben ist Herr Speierer und Compagnie.

Elisabethen-Hospital ist ein großes ansehnliches Gebäud, darinnen befindet sich eine Deutsche Kinderschule, eine große Spinnshule für die Wollenzeug-Fabrik, und ein wohl eingerichtetes Krankenhaus für 12 bis 15 Better.

Maulbeer-Bäumen-Plantage, so dem Hospital eigentümlich, woraus eine ansehnliche Quantität Seiden jährlich erzielt wird.

Silber-Composition-Gießerei, woraus Schnallen, Beschläge, Köffel und sonstige Stücke, wie in Silber, verfertigt werden, ist von Hrn. Petit-jean vor einigen Jahren errichtet worden, und wird von ihm mit allgemeinem Beifall fortgeführt.

Glocken- und Metallgießerei wurde von Georg Schröder vor einigen Jahren errichtet.

Buchdruckerei wurde von Herrn Bernhard Friedrich Ludwig Geigel im Jahre 1771 allhier errichtet.

Kattun- und Seinen feine Blandruckerei wird seit einigen Jahren von Johann Schuck betrieben.

Schnallen-Herzer-Fabrik ist von Herrn Berger angelegt worden, und wird von ihm hart betrieben.

Holländische Frucht-Esigliederei oder Fabrik wurde 1775 von Herrn Philipp Bauer und Gebrüder Heideweiler errichtet, und wird von diesen Unternehmern sehr hart betrieben.

Papier-Tapeten-Fabrik wurde von Hrn. Joseph Nodin errichtet.

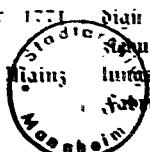
Maschinen-Saal ist ein großes der Seidenfabrik antikes Gebäud. In solchem befinden sich 1 zwei Cylinder, auf welchen allerbhand Zeug und Stickerien einen unvergleichlichen Glanz bekommen.

2. Eine mit vier verchiedenen Mültern verriebene Damascir Maschine.

3. Eine große Mangel, vermittelst welcher alle seidene und zum Wässern taugliche Zeug moiret od. gewässert werden können. Der über diese Maschinen bestellte Aufseher und Moireur ist Herr Valtbajar Silba.

Ferner ist im Jahre 1780 ein Kurfürstliches Erziehungsbaus für junges Frauenzimmer protestantischer Religion errichtet worden, welches durch seine treffliche Einrichtung und landesherrliche Unterstützung sich schon ein ziemliches Ansehen und allenthalbigen Ruf erworben hat. Es befinden sich wirklich 34 Zöglinge darin. Die Vorsteherin desselben ist Madame Vertranet, geb. von Otterwald von Neuchâtel.

Alle obgemeldte Fabriken und Anlagen haben unter einer gnädig angeordneten unmittelbaren Commission, vor welcher mit Beistand der Herren Fabrikanten und Kaufleute alle Fabriken-Händlungs-Vorfällenheiten und Streitigkeiten geschlichtet werden. Der Fabriken-Agent ist Herr Deville.“



Zur Biographie Joseph Mühlendorfers. Im Besitz von Frau Dr. Günzer-Karlsruhe befinden sich folgende Schriftstücke aus der Familie Mühlendorfer, die dem Schloßmuseum zu seiner vorjährigen Theaterausstellung leihweise zur Verfügung standen:

1. Der Taufschein Joseph Mühlendorfers, ausgestellt vom Pfarrer Ignaz Mader bei der bischöflichen Residenz in Meersburg am Bodensee 18. 4. 1800. Auffallenderweise ist darin der Familienname nicht Mühlendorfer, sondern „Mellendorf“. Dieses als „Testimonium Baptismale“ bezeichnete und vom Pfarrer gegiegelte Schriftstück lautet:

„Anno 1800 die 10^{ma} Aprilis Franciscus Josephus ex legitimo thoro perhonestorum Parentum, D. Jacobi Mellendorf, Armiductoris Centuriae Kaufmannianae de caesar. reg. Legione pedestri Com. de Stain, et Mariae Catharinae Wagnerin Marisburgi natus, eodemque die in hacce Ecclesia Parochiali sacro Baptismate a me subscripto oblatum fuit, Patrinis levantibus illust. D. Josepho de Kaufmann, et Da Maria Ursula Stadelhofer, Marisburgenses.

In quorum fidem praesentes manu propria et Sigillo meo munitas dedi. Marisburgi ad Lacum Bodanicum 18^{va} Aprilis 1800.

T. Ignatius Mader
Episc. Resid. Paroch.

L.S.

2. Pergamenturkunde, Wappenberg, Schwandorf 15. Mai 1658. ausgestellt von Leonhard Strobel, kaiserlichen Hof-Pfalzgraf, pfalzgräflichen Rat, des kaiserlichen Stifts Unserer lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg Canonikus, Dechant und Pfarrer zu Schwandorf, in kaiserlicher Vollmacht für Johann Mühlendorfer und seine Erben, Rats Herrn in der kurfürstlichen Stadt Nabburg, Gajgeber bei St. Georgen, auch des würdigen Gotteshauses daselbst Kajner. Das in Deckfarben gemalte Wappen in der Mitte der Urkunde zeigt einen quadrierten Schild: feld 1 und 4 goldenes Mühlrad auf blauem Grund, feld 2 und 3 weißer Schwan auf grünem Berg in rotem Grund, Helmzier: wachsender Mann in blauem Rock zwischen Büffelhörnern in den Farben der Helmdede, gold und blau, rot und schwarz.

Zur Familiengeschichte Moscherosch. In Nr. 11, Spalte 257, dieser Blätter veröffentlichte Professor Dr. E. Bacher = Offenburg eine Reihe von Einträgen in einem Heidelberger Studentenalbum, die sich auf die Familie Moscherosch beziehen. Ueber die darin genannten Namensträger und andere Glieder der Familie sei folgendes mitgeteilt:

Der Urgroßvater des Satirikers Johann Michael Moscherosch hieß de Moserosch, war 1520 aus Aragonien nach Aachen, dann nach Straßburg gekommen; hier wurde er evangelisch und bekleidete das Amt eines kaiserlichen Hauptmanns.

Quirinus Moscherosch, ein Bruder von Johann Michael Moscherosch, war 1648—56 Pfarrer in Offendorf und starb 1675 als Pfarrer zu Bodersweiler im Elsaß. Von ihm erschienen deutsche und lateinische Gedichte unter dem Titel „Kriegsturm und Siegesturm“ 1658 im Druck. (E. A. Kiefer, Pfarrbuch d. Grafschaft Hanau-Eichtenberg. Straßburg, 1890, S. 292.)

Johann Michael Moscherosch, von Bischweiler, war 1750—55 Präzeptor in Kusel, 1755—59 Konrektor in Meisenheim und 1769 bis 1792 Pfarrer in Duchroth (G. Biundo, Pal. sacr. I, 498).

Johann Christian Moscherosch, ein Sohn des ebengenannten Pfarrers Johann Michael Moscherosch, war bis 1785 Inspektor am Waisenhaus zu Homburg, 1785 Vikar zu Achtersbach, 1787—94 zweiter, 1794—1817 erster Pfarrer zu Annweiler (G. Biundo, P. S. I, 2).

Ludwig Moscherosch, Sohn des Pfarrers Johann Michael Moscherosch, stammte aus Duchroth, war 1792—1800 Pfarrer zu Duchroth, 1800—1809 Pfarrer zu Rothselberg, 1809—16 Pfarrer zu Zuchheim, wo er am 4. Mai 1816 starb (G. Biundo, P. S. I, 591).

Bellheim.

Pfarrer G. Biundo.

Alte Bauteile im Turm der Festhalle zu Hohenheim. Bei Renovierung der Festhalle in Hohenheim (früher katholische Kirche) wurde an der Westseite ein Anbau ausgeführt, der mehrere Räume für Vereine, sowie eine Wohnung für den Hausmeister enthält. Um nun zu dem Treppenhause, das südlich vom Turme eingebaut ist, zu gelangen, mußte man die südliche Wand des Turmes durchbrechen. Dabei wurde laut Bericht der Hohenheimer Stg. vom 27. Sept. 1950 ein Spitzbogen aus gotischer Zeit freigelegt. Desgleichen befindet sich ein solcher auf der entgegengesetzten Seite, der auch freigelegt wurde. Ferner fand man bei dieser Freilegung die Anfänge eines Kreuzgewölbes, das im Turme eingebaut war. Ebenso befanden sich in der Mauer Werksteine, die auf die gotische und Barockzeit hinweisen. Man vermutet daraus, daß vor dem Aufbau des Turmes, der eines der ältesten Bauwerke Hohenheims ist, Gebäude vorhanden sein mußten, von welchen diese Werksteine stammen. Diese hat man nun am äußeren Eingang sichtbar in die Mauer eingeführt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war zu Anfang der Haupteingang zur Kirche, ein sog. Portal in gotischem Stil, eingebaut. Diese Rundbögen wurden dann später, um vielleicht die Tragkraft des Untergeschosses am Turme zu erhöhen, zugemauert, wobei die Bögen sehr beschädigt wurden.

Verkehrsverbindungen mit Schwellingen 1857. Wie mangelhaft früher die Verkehrsverbindung zwischen Mannheim und Schwellingen war, lehrt folgendes Eingekandt, das im Mannheimer Anzeiger vom 26. März 1857 abgedruckt ist.

„Gewiß würde das so nahe gelegene, hübsche Schwellingen häufiger zu Vergnügungstouren von hier aus benützt werden, wenn nicht die Rückfahrt mit solch ungeheuren Umständen verknüpft wäre, die mit Leichtigkeit aus dem Wege geräumt werden könnten.

Man ist nicht allein gezwungen, schon um 2 Uhr nachmittags mit dem einzigen von Schwellingen abgehenden Omnibus wieder zurückzufahren, sondern muß dann obendrein noch von 3 bis 6¹/₂ Uhr, also über 3 Stunden, in Friedrichshafen (Druckfehler statt Friedrichsfeld) zubringen, da erst um diese Zeit ein badischer Bahnzug nach Mannheim geht, und der um 3¹/₄ Uhr in Friedrichsfeld anhaltende Main-Neckar Zug keine Passagiere dort aufnehmen darf. — Es ist sehr wünschenswert, daß diesen Mißständen auf irgendwelche Weise abgeholfen werden möge; namentlich da uns nunmehr die schöne Jahreszeit bevorsteht, und Schwellingen zu manchem Ausfluge Gelegenheit geben dürfte.“

Die privilegierten Cigarros des Handelsmannes Ludwig Newhouse. Im Sommer 1833 erschien die denkwürdige Schrift des Mannheimer Kommerzienrats Ludwig Newhouse „Vorschläge zur Herstellung einer Eisenbahn“ im Großherzogtum Baden, von Mannheim bis Basel und an den Bodensee, als zweckmäßigstes Mittel, Landbau, Handel und Gewerbe in größeren Flor zu bringen, den Gütern und Produkten einen besseren Wert zu verschaffen und so den Nationalreichtum zu erhöhen.“ Mit dieser Schrift kam in Baden die Eisenbahnfrage in Fluß. Der Verfasser, Handelsmann Ludwig Newhouse (geb. 1778) wird 1812 in Mannheim als Duisburger bezeichnet; er kaufte 1816 das ehemals von Sickingen'sche, später Kopfer'sche Haus (N 3. 3) und betrieb eine „Großh. bad. privilegierte und k. k. ausschließlich privilegierte Fabrik“ in Rauch- und Schnupftabaken, Zigarren und kölnischem Wasser. 1816 erhielt er die Konzeßion zur Fabrikation von „Cigarros“ nach spanischer Art. Für den Kleinverkauf richtete er 1824 einen Laden in den Planken ein. Sein Geschäft geriet 1842 in Konkurs; sein Haus wurde im Zwangswege versteigert. Newhouse lebte noch 1849 in sehr bedrängten Verhältnissen in Mannheim und starb hier Anfang Mai 1854. (Vgl. Walter, Geschichte Mannheims II, 222 f.)

Am 29. Mai 1816 teilte das Direktorium des Niedarkreises in Mannheim den Lokalbehörden gemäß Reskript Großherzoglichen Ministeriums des Innern vom 20. Mai 1816 betr. „die Bitte des Handelsmannes L. Newhouse dahier um Erteilung eines Privilegiums zu Errichtung einer Cigarros Fabrik“ folgenden Beschluß mit (Städt. Archiv, nicht zünftige Gewerbe XIII, 3a, 14): „Wird in Gemäßheit dieses Rescript dem Tabakfabrikanten Newhouse die Erlaubnis erteilt, die in seiner dahier errichteten Tabakfabrike auf eine neue ganz den Spanischen gleiche Art fertigenen Cigarros, unter der Voraussetzung, daß solche stets in gleicher Güte, wie die vorgelegten Proben, gefertigt werden, auf der Etiquette privilegierte nennen und eben so seine Fabrike Großherzoglich Badische privilegierte nennen zu dürfen.“